This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GERMAN LIBRARY.
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received June 1886
Accessions No. 30087 Shelf No. 868z P166 v.1

Schiller's

Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Elfte Auflage.

Erster Band.
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1882.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung dieses Werkes in andere Sprachen vor.

30087

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

8683
P166
V.1
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Vorwort zur zehnten Auflage.

Wenn die Stimme wohldenkender Zeitgenossen einem Schriftsteller wiederholt zuruft: Dein Werk sagt uns im Ganzen zu! so wird er schwerlich am Geist und Wesen desselben etwas ändern. Das ist denn auch in dieser neuen Ausgabe meiner Schillerbiographie nicht geschehen. Bei solcher Zustimmung im Ganzen wird indeß dem Verfasser das Geständniß nicht schwer, daß er im Einzelnen Manches verfehlt habe. Das drückende Gefühl der eignen Unzulänglichkeit geht unter in der Freude an dem Gewinn, den die Sache der Wahrheit aus der Aufdeckung von Irrthümern und Lücken zieht. Mit dieser Freude begrüßte und benutzte ich, was Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, aus dem väterlichen und Familien-Nachlaß theils selbstständig, theils durch die Hand sachkundiger Männer, wie Alfred von Wolzogen, Ludwig Urlichs den Verehrern des Dichters darbot, das Prachtwerk von Wurz-

bach von Tannenberg, die Arbeiten von Schloßberger, Alois Egger, Koffka, Boxberger, Janssen, Fielitz, Klaiber, Vollmer, die neuerschienenen Briefwechsel, die historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Die handschriftliche Materialiensammlung von Andreas Streicher, durch die Güte seiner Schwiegertochter, Frau Friederike Streicher in Wien, mir zur Durchsicht überlassen, ward geprüft. Den geschichtlichen Schriften Schiller's mußte ein eigenes Kapitel gewidmet, die dramatischen Entwürfe und Dramentitel mußten eingereiht und gedeutet werden. Alles dies hat am Geist und Wesen meines Schillerbildes nichts geändert.

Ein kurzer Zeitraum trennt uns vom Jahre 1859, und schon sind die Wünsche und Gefühle, welche in der Schillerfeier wie nie zuvor die Deutschen aller Gauen und Gegenden einigten, zu fester Gestaltung gediehen. Der Geist des Dichters schlug und schlägt unsre Schlachten mit; er wohnt in dem neuen Reich, das er mit Seherauge geahnt hat. Vieles in seinen Werken erscheint jetzt wie Prophezeihung. Und wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie sehr er unser war mit Allem, was wir sind und werden, so könnte dieser ausdrücklich geführt werden durch die merkwürdigen Fragmente, die ich bei Karl Goedeke in Schiller's Handschrift sah und die jetzt im XI. Bande der kritischen

Ausgabe S. 412 veröffentlicht sind. Mögen sie auch diese neue Auflage beim deutschen Volke einführen.

Der Dichter sann über einem Nationalhymnus im höchsten Styl. Einzelne Gedanken gestalten sich schon zu Reimen. „Ewge Schmach dem deutschen Sohne, der die angeborne Krone seines Menschenadels schmäht.“ — „Er ist erwählt von dem Weltgeist während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, nicht im Augenblick zu glänzen und eine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen.“ — „Nicht Redner sind seine Weisen, darum blieb ihm das Heilige heilig.“ — „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden. Denn endlich am Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.“

Thal, den 15. December 1878.

Emil Palleske.

Widmung der ersten Auflage:

Freiherrn Wendelin von Maltzahn.

Als freie Gabe meines Dankes sollte mein Buch Ihnen gehören. Ich sehe beschämt, daß dies nicht möglich ist. Indem Sie es annehmen, geben Sie ihm noch, was es nicht entbehren kann, eine sehr nachdrückliche Empfehlung.

Ein Umstand stellt vielleicht das Verhältniß zwischen Nehmen und Geben her. Wenn ich es auch nicht ausspräche, wie Sie mit Nachweisen, mit freigebig mitgetheilten Entdeckungen aus dem reichen Schatze Ihres Materials meiner Arbeit zu Hülfe gekommen sind: den Literaturkennern würde die bloße Widmung verrathen, daß mein Werk unter den überwachenden Augen der Forschung seinen freieren Schritt gelernt hat, daß es durch Ihre Mitwirkung einer Eigenschaft nicht entbehrt, welche der Deutsche an der geschichtlichen Darstellung mit Recht am höchsten schätzt. Diese Eigenschaft heißt: Treue.

Berlin, den 1. Mai 1858.

Emil Palleske.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Das Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

I. Seite

Schiller's Bild im Volk. 7

II.

Geburt.

Schiller's Voreltern. Leben des Vaters. Seine Ehe. Schiller's Geburt. Conſtellation der Zeit. Charakteriſtik von Schiller's Eltern 22

III.

Ein Kind, wie andre.

Schiller's Geburtstag. Heimath. Veränderung des Wohnorts. Keine Spuren künftiger Größe. Lorch. Erſter Unterricht. Erſte Charakterzüge. Ueberſiedelung der Familie nach Ludwigsburg 33

IV.

Kirche und Schule.

Die lateiniſche Schule. Das Landexamen. Strenge Zucht. Erſte dichteriſche Regungen. Theaterbeſuch. Schulfleiß. Lateiniſche Verſe. Schiller's erſtes Gedicht . . . 46

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1780.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg. Seite

Leben und Charakter des Herzogs. Seine wilde Zeit. Seine Umkehr zum Besseren. Entstehung der Militär-Akademie. Schiller's Aufnahme in dieselbe. Berufswahl 56

II.

Der Eleve.

Schiller's künstlerische Weihe am Altar der Zeit. Sein episches Gedicht. Aufnahme Klopstock's. Ugolino. Schiller's erstes Drama. Der fürstliche Erzieher. Schiller's Verhältniß zu ihm. Schiller's Selbstzensur. Sein Aeußeres 68

III.

Die Militär-Akademie.

Verlegung derselben nach Stuttgart. Das Akademiegebäude und dessen Einrichtung. Eintheilung der Eleven. Lebens- und Lehrordnung. Stellung der Lehrer zum Herzog und zu den Eleven. Schiller's Leben und Lernen in der Akademie 82

IV.

Von der Dichtkunst zur Medizin.

Wilhelm von Hoven. Neue Berufswahl. Hervortreten von Schiller's wahrem Beruf. Erste Bekanntschaft mit Shakespeare. Erste gedruckte Dichtungen. Schiller's Lieblings-Autoren. Charakteristik Schubart's. Der Morgengedanke am Sonntag nicht von Schiller. Dichterbund und Genossen. Scharffenstein, Petersen. Goethe's Einfluß. Versuche. Die sentimentale Epoche 99

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Politische Bedingungen der Sturm- und Drangperiode. Zweiseitigkeit der deutschen Zustände. Schiller's Naturell

Seite

und sittliche Ideale. Abwerfen der Autoritäten. Das deutsche Drama. Schiller's Cosmus von Medici. Die Räuber, der Stoff und seine Aufnahme beim Dichter. Leben und Ton im Dichterbund 131

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst.

Schiller kehrt ernstlich zu seinem Brodstudium zurück. Akademiefeste. Schiller's Glückwunsch zum Geburtstag der Gräfin Franziska. Neue Freunde. Zerwürfniß mit Scharffenstein. Festrede Schiller's zum Geburtstage der Gräfin Franziska. Sein Auftreten als Schauspieler in dem „Preis der Tugend." Schiller's Probeschrift: die Philosophie der Physiologie 143

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Professoren über Schiller's Probeschrift. Verzögerung seines Austritts. Seine Stimmung. Goethe's Besuch. Festrede. Schiller spielt den Clavigo. Wiederaufnahme der Räuber. Tod des jüngeren v. Hoven. Brief an Christophine. Schiller im Verdacht gefährlicher Gesinnung. Seine Medizinischen Rapporte 156

VIII.

Entlassung.

Neue Dissertation. Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. Streicher, Schiller in der öffentlichen Prüfung. Seine körperliche Erscheinung und Physiognomie. Charakteristik seiner dichterischen Phantasie 167

Drittes Buch.

Regimentsfeldscheerer Schiller.

December 1780 bis 22. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Schiller's Anstellung. Schiller in Uniform. Scharffenstein. Leichenkarmen. Lieutenant Kapf. Schiller's Wohnung

Seite

und Lebensweise. Redacteur eines politischen Wochenblatts. Er zerfällt mit seiner amtlichen Stellung 184

II.

Die Räuber im Druck.

Vollendung der Räuber. Druck auf eigene Kosten. Die erste Vorrede. Die zweite Vorrede. Wirkung der ersten Exemplare. Streicher lernt Schiller persönlich kennen. Conz. Wilhelm von Wolzogen und seine Mutter. Luise Vischer, Schiller's Laura. Wieland's Brief über die Räuber. Schiller's Besuch auf dem Hohenasperg bei Rieger. Schiller's Zusammentreffen mit Schubart 206

III.

Dichtung und Bühne.

Schiller knüpft mit Schwan und Dalberg an. Umarbeitung der Räuber für die Bühne. Heimliche Reise nach Mannheim zur Aufführung 218

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Blick auf die deutsche, auf die Mannheimer Bühne. Besetzung der Rollen. Die Darstellung und der Erfolg des Stückes. Schiller's Rückkehr nach Stuttgart. Schiller's Rezension der Räuber. Aufführung in andern Städten. Wirkung der Räuber 235

V.

Die Anthologie und das Würtembergische Repertorium.

Stäudlin's schwäbischer Almanach. Schiller's Anthologie auf das Jahr 1782. Seine Selbstrezension. Schubart's Ode an Schiller. Aufsätze im Würtembergischen Repertorium . 249

VI.

Fürst und Dichter.

Neue dramatische Stoffe. Erhebung der Militär-Akademie unter dem Namen Karlsschule in den Rang einer Universität. Des Herzogs Urtheil über Schiller's Dichtungen. Schiller's Leichenkarmen auf Rieger's Tod. Die Graubündner Sache. Der Herzog verbietet Schiller die Herausgabe von

literarischen Arbeiten. Schiller's zweite heimliche Reise nach Mannheim. Unterredung mit Dalberg. Schiller's Reise wird dem Herzoge bekannt. Arrest. Verzweifelte Lage Schiller's. 270

VII.

Die Flucht.

Dalberg's Verhalten gegen Schiller. Fluchtentschluß. Schiller arbeitet an Fiesko. Festlichkeiten bei Hofe. Schiller's Abschiedsbesuch auf der Solitude. Vorbereitungen. Abreise. 283

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

Ankunft in Mannheim. Schiller schreibt an den Herzog und an den Intendanten von Seeger. v. Seeger's Antwort. Vorlesung des Fiesko bei dem Regisseur Meyer. Furcht vor Verfolgung 298

II.

Fußwanderung.

Aufbruch nach Frankfurt. Flüchtlingsrast. Ankunft daselbst. Brief an Dalberg, worin Schiller um ein Darlehn bittet. Plan zu Luise Millerin. Dalberg's Antwort. Zerstörte Aussichten. Streicher ein Freund in der Noth. Von Frankfurt nach Mainz. Der Nierensteiner. Nachtrast in Worms 313

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ankunft daselbst. Zusammentreffen mit Meyer. Wohnung im Viehhof. Umarbeitung des Fiesko. Streicher und Schiller. Blinder Lärm. Dalberg's Entscheidung über den Fiesko. Abreise nach Bauerbach 333

IV.

Bauerbach. Seite

Reichsritterschaftlicher Boden. Henriette von Wolzogen. Ankunft Schiller's in Bauerbach. In der Stille. Eintreffen der Frau von Wolzogen. Schiller's Verhältniß zu ihr und ihrer Tochter. Ein Hochzeitsgedicht. Abreise der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter. Reinwald. Satirisches Gedicht. Konflikt zwischen Pflicht und Liebe. Dalberg's Annäherung. Historische Studien zu Don Carlos. Reinwald's Mahnung. Frühlingstage. Rückkehr der Freundinnen. Festlicher Empfang. Das Tagebuch. Liebes-Leid und Lust. Neue Hoffnung. Trennung von Lotte. Schiller's Trübsinn. Abschied 383

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

Neues Wissen, neues Wollen; neues Wollen, neue Liebe. Ankunft Schiller's in Mannheim. Sehnsucht nach Bauerbach. Dalberg's Anträge. Anstellung. Krankheit. Dritte Umarbeitung des Fiesko. Einführung ins Amt. Neue Menschen. Margarethe Schwan. Von Hause 407

II.

Fiesko.

Der gedruckte Fiesko. Sein Platz im Gebiete des Dramas. Rousseau's Anregung. Der historische Stoff. Die Behandlung. Der Theater-Fiesko. Sein Werth. Aufführung und Aufnahme des Stücks 429

III.

Kabale und Liebe.

Die deutsche Gesellschaft und ihre Tendenz. Schiller's Aufnahme in dieselbe. Das bürgerliche Drama und seine

Seite

Geschichte. Das soziale Drama. Schiller's Luise Millerin, Würdigung und Vertheidigung derselben. Die Aufführung und der weitere Erfolg des Dramas 449

IV.

Eine gute stehende Schaubühne.

Reise Schiller's nach Frankfurt. Großmann. Sophie Albrecht. Rückkehr nach Mannheim. Pläne und Entmuthigungen. Schulden, Zerstreuungen. Jämmerliche Lage. Die Körner'schen Briefe. Neuer Muth. Schiller's Vorlesung in der deutschen Gesellschaft. Die Ansichten über die Moralität der Schaubühne. Geschichte dieser Ansichten. Schiller's Vertheidigung des Schauspiels. Dramaturgische Monatsschrift. Gesammte Produktion. Bittere Medizin. Besuch Reinwald's und Christophinens. Ein Todesfall. Wiederaufnahme des Don Carlos 481

V.

Charlotte von Kalb.

Ihr Bild, Leben und Charakter. Charlottens Ehe. Reise nach Mannheim. Schiller. Glückliche Tage. Charlotte nach Landau. Trennungsweh. Sie kehrt nach Mannheim zurück. König Lear. Charlotte und Schiller. Das Mahl. Bekenntnisse Schiller's über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen. Colonel Hugo. Schiller will seine Stellung bei der Bühne aufgeben. Charlottens Abmahnung. Ihr Geständniß. Ideal und Liebe 507

VI.

Journalist.

Dichter und Journalist. Ankündigung der Rheinischen Thalia. Widersacher, Schulden. Anton Hölzel. Noth und Trauer. Sehnsucht nach Norden. Schiller antwortet auf die Körner'sche Sendung 520

VII.

Rath Schiller.

Vorlesung bei Hofe. Schiller, Weimarischer Rath. Brief des Vaters. Körner's Brief. Kabale und Liebe. Schiller's Zorn auf die Schauspieler. Charlotte. Freigeisterei der

Seite

Leidenschaft. Neue Lockung nach Weimar. Schiller zum Weggehn entschlossen. Sein zweiter Brief an Körner. Erscheinen des ersten Thaliaheftes. Sturm auf der Bühne. Abschied. Maya und Fimanté. Streicher und Schiller . 543

Anhänge 545

Geschlechtstafel der Familie Schiller 548

Erstes Buch.

Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

I.

Schiller's Bild im Volk.

„Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden, als koloſſal.“ So ſprach Meiſter Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Und mit ſchmerzensfeſter Hand ging er an's Werk, und das Werk ward, was er wollte, eine Apotheoſe. Kein verwirrendes Detail belaſtet, kein Zug gemeiner Wirklichkeit trübt den reinen Aether dieſer Züge. Die Spur eines erhabenen Kampfes auf der breiten Stirn, auf den zuſammengezogenen Brauen, den eingefallenen Wangen ſagt, daß dieſer Gott einſt auf Erden gewandelt hat. Aber die Spur der vergangenen Unruhe erhöht nur die vollendete Ruhe, welche den Gott bezeichnet. Die ernſte, ſelbſterſtrittene Harmonie in dieſem Antlitz fordert unwiderſtehlich unſre Ehrfurcht. Aber ſie weiſt jede Hingebung zurück, indem ſie uns leiſe an alle die dunklen Sorgen erinnert, die uns noch im unruhigen Herzen klopfen.

Der Stein verſchweigt den Menſchen, um den Gott zu offenbaren.

Neidlos fromme Kunſt des Meißels, die du alles Irdiſche verklärſt, den ſterblichen Leib in die Geſtalt erlöſeſt,

die du, eine Hebe unter den Künsten, den ringenden Herkules der Erde in deinem Olymp empfängst, zu dir vor allen sollte der Biograph hinanblicken und fragen: ist es recht, das Geheimniß des Steins zu lösen? heißt es nicht, das Vollkommene in seiner Bedürftigkeit zeigen? Zürnt nicht der Genius über den Kühnen, der sich vermißt, aus den tausend zerstreuten Blättern das Buch seines Lebens zu sammeln?

Aber das Gesetz des Genius ist Wahrheit. Er half es begründen, er stellte sich selbst unter dieses Gesetz, oder er war nicht der große Geist, wofür ihn die Welt verehrt. Dieses unerbittliche Gesetz, niemals mächtiger, als jetzt, treibt jedes dürftige Brieflein, jedes unbedeutende Wort, jede kleine Schwäche aus den verborgensten Schlupfwinkeln. Dieses Gesetz schuf sich literarische Schergen der Gerechtigkeit, welche verdammt sind, jeden Fehler auszuspüren und ihn einzeln vor die Schranken der Geschichte zu stellen.

Die Wahrheit fordert, daß vor dieselben Schranken der ganze Mann zu stehen komme. Und vor diese Schranken kann keiner der Unsterblichen mit freierer Stirn, mit größerer Ruhe treten, als Friedrich Schiller. Alle Herzen fliegen ihm entgegen, seine Ankläger finden taube Ohren, seine Vertheidiger sind zahllos. Sie sind auf dem Thron und in der Zelle des armen Studenten, sie drängen sich auf den Galerien der Theater und stehen auf der Kanzel; der Soldat findet in ihm seine Schlacht und seine Lager, die zarte Jungfrau ihre reinsten Ideale, der Schüler seine Romanze, der Katholik sein Rom, der Protestant seinen Gustav Adolf, die Freiheit ihren Tell, fast jede Nation ihren Ruhm und

die Menſchheit ihre edelſten Güter. Jeder findet, was er am heiligſten liebt, in ihm, und was er nicht findet, ſucht er in ihn hineinzulegen.

Es giebt Bücher genug, die ſeine Unvollkommenheiten grell beleuchten; aber wer viel unter Menſchen kommt, kann ſich überzeugen, ſie drangen nicht in's Volk. Wie durch eine ſtille Uebereinkunft hat ſich das Publikum verſchworen, weder auf die ſtrenge meiſternden Kritiken, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er ſei kein Dichter, zu achten. Keine von den karrikirenden Beſchreibungen ſeiner Geſtalt und ſeines Ganges bleibt haften. So oft die „Räuber“ über die Bühne gehen, wird jeder jüngſte Kritiker an ihnen zum Ritter, aber das Haus iſt voll. Die romantiſche Schule mäkelte an ſeinen Werken, ja Schiller ſelbſt hat, ähnlich wie Leſſing, gezweifelt, daß er ein geborner Dichter ſei. Aber Goethe tritt dem entgegen, und mit ſeinem göttlichſten Grimm ſagt er: „ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und ſogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neueſten Imperatoren und Diktatoren geſagt haben, er ſei keiner.“ Die Nachwelt erfüllte Goethe's Forderung. Sie gab und giebt ganz, was das Leben nur halb ertheilte.

Einer ſolchen allgemeinen Stimmung gegenüber hat jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe. Wenn er nicht gewiß iſt, daß alle Schatten in ſeinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen, ſo werfe er den Pinſel weg. Wenn er ſich nicht bemüht, alle Schönheiten ſeines Helden zu verſtehen, ehe er ſich entſchließt, einen Fehler deſſelben zu tadeln, ſo hat er umſonſt gearbeitet.

Und doch reizt vielleicht kein Dichterleben so zur Darstellung. Das Verständniß einer großen Persönlichkeit ist immer fördernd. Aber Schiller's Leben kann man nicht schreiben, ohne sich eines sehr praktischen Zweckes bewußt zu werden.

Eine jede Zeit hat ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen. Ich würde mich nicht werth halten, den Heldenlauf des muthvollsten aller Dichter zu schildern, wenn mich einige trübe Stirnfalten der Gegenwart an der Zukunft irre machten. Und diesen Muth im Leser zu befestigen, unsere Jugend aus der elenden Epigonenverzweiflung zu reißen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Gläubigen einen Freund, dem Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu ist kein Dichterleben so geeignet, als Schiller's.

Und zugleich ist dieses Leben fast von dramatischem Reiz, reich an außerordentlichen Vorfällen, ergiebig an Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts, belebt durch unterhaltende Züge, erwärmend durch die herrlichen Rollen der Mitspieler; es redet an jedes Herz mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen der edelsten Liebe; es ist erschütternd durch die Leiden des Helden und noch erschütternder durch sein Glück. Die erste Thräne, die dem Unglück des Edlen geweint ist, macht unser Herz geneigt, bei dem Erfolg und der Freude desselben die Quelle des Mitleids noch einmal zu öffnen.

Und Eine Eigenschaft macht es volksthümlicher als Göthe's Leben.

Goethe war ein Wunderkind, geboren im Schooße des

Wohlstands. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest. Er deckt sein Innerstes auf in Dichtung und Wahrheit. Es spricht das herrlichste Herz daraus: seht, ich gehöre zu euch, ich bin ein Mensch wie ihr. Aber man glaubt dem großen Manne kaum, denn er schreibt als Knabe einen Roman in sieben Sprachen.

Schiller war ein normales Kind, normal in dem Sinn, daß die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volks in kleinen Verhältnissen, mühsam, in strenger Zucht aufwächst, normal in dem Sinn, daß sich trotzdem Viele tüchtig durcharbeiten, deren Amme die Entbehrung, deren harter Erzieher der Mangel ist. Daher ein so hell klingendes „Mir nach!“ in seinem Leben. Von dem unscheinbarsten Anfang ringt er sich empor, in dem Zwang der militärischen Zucht brütet er hochfliegende Plane, sein Herz, mit der Empörung eines schmählichen Zeitalters gesäugt, macht sich in den „Räubern“ Luft, und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt das Volk: dies ist unser Führer, und ruft ihm zu und sieht ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldscheers ebenbürtig neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm. Vielleicht kein Mensch hat sich so umgeschaffen, wie Schiller, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, was er wollte, und wollte, was er konnte: die höchste Stufe menschlicher Kraft.

II.

Geburt.

Die Stammbäume unſrer größten Dichter liegen in proteſtantiſchen Kirchenbüchern. Die vergilbten Blätter müſſen ſich aufthun, um den Großvater des berühmten Mannes herzugeben. Guſtav Schwab hat ſich zuerſt der Mühe unterzogen, den Voreltern Schiller's bis in's ſiebzehnte Jahrhundert und darüber hinaus nachzuſpüren. Sie waren ihres Handwerks ehrſame Dorfbäcker. Der Großvater väterlicher Seits, Johannes Schiller, trieb dieſes Gewerbe in dem volkreichen Dorfe Bittenfeld bei der altwürttembergiſchen Stadt Waiblingen. Wir wiſſen von ihm, daß er auch Schultheiß und daß ſein Vater Beiſitzer des Gerichts war. Beide Männer, darf man wohl ſchließen, beſaßen Eigenſchaften, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger erweckten.

Johannes Schiller ſtarb 1733.

Er ſtarb zu früh für ſeinen armen Sohn Johann Kaspar und hinterließ dem kaum zehnjährigen Knaben die dornenvolle Aufgabe, ſich ehrlich und auf eigene Hand durch die Welt zu ſchlagen, was dieſer denn auch auf eine ſo mannhafte Weiſe gethan hat, daß er der Ehre werth iſt, Schiller's Vater zu heißen. Seit mehreren Generationen war Bäcker auf Bäcker gefolgt. Mit Johann Kaspar zerbricht die Gewohnheit vererbten Standes, und der verwaiſte Knabe, dem „die Hoffnung zum Studiren oder wenigſtens die Schreiberei zu erlernen“ erweckt war, erlangt nach vielen

Bitten von seiner mit acht unversorgten Kindern zurückgebliebenen Mutter die Erlaubniß, bei einem Barbier in die Lehre zu treten. Er benutzt hier jede Gelegenheit, sein „vergessenes weniges Latein zu wiederholen und Verschiednes in der Kräuterkunde zu lernen. Der Lehre freigesprochen“, geht er auf die Wanderschaft. Zu Nördlingen bei einem Wundarzt in Condition, erwirbt er sich einige Fertigkeit in der französischen Sprache und besucht den Fechtboden. Aus dem Spiel mit dem Rapier sollte bald Ernst werden. Der Krieg, die große Lotterie für unruhige Köpfe, reizt auch ihn zum Einsatz. Während des österreichischen Erbfolgekrieges marschirt das in holländische Dienste überlassene Graf frangipanische Husarenregiment durch Nördlingen. Johann Kaspar bekommt Lust, in demselben als Feldscheer zu dienen, nimmt seinen Abschied und erhält, da keine Stelle frei war, vorläufig die Vergünstigung, das Regiment zu begleiten. Das war im Jahre 1745. Drei Jahre später gründete ein anderer Johann Kaspar, Goethe's Vater, in Frankfurt seinen wohlhäbigen Hausstand.

Wenn Eigenschaften sich vererben, so haben wir der rastlosen Regsamkeit, der wahrhaft dämonischen Umwandlungskraft, welche Schiller's Vater bewies, die gleichen Tugenden des Sohnes zu danken.

In einem aus dem Jahr 1789 stammenden Aufsatz, curriculum vitae meum, hat Johann Kaspar für Kind und Kindeskind aufgezeichnet, wie er seines Glückes Schmied wurde. Lassen wir ihn einmal selbst sprechen: „1746 im Jänner wurde Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert. Aus

Mangel eines Pferdes ging ich mit demſelben in einer Nacht zehn Stunden und von dort in der folgenden Nacht wieder zehn Stunden, nach Charleroi. Hier konnte ich nicht weiter, mußte ausruhen und das Regiment marſchiren laſſen. Den folgenden Tag ging ich gegen Brüſſel zurück, in der Vermuthung, ich würde noch dahinein zu unſrer zurückgelaſſenen Bagage und Kranken kommen können; ich wurde aber von den Franzoſen aufgefangen und als Spion zu dem Duc d'Armentières eingebracht. Da ich aber nach dreimaligem ſtrengen Verhör als unſchuldig erfunden wurde, ſo nahmen ſie mich als einen Kriegsgefangenen mit ſich in ein jenſeitiges Hauptquartier zum Grand Prévôt und von dort wurde ich nebſt andern Gefangenen und Ausgeriſſenen nach Gent in Flandern abgeführt und alldorten auf einer Hauptwache bei Waſſer und Brot ſo lange hingehalten, bis die meiſten Dienſte genommen, da dann auch ich keine andre Wahl übrig gehabt. Ich nahm alſo auch unter dem Schweizer Regiment des Obriſten von Diesbach als gemeiner Soldat Dienſte. Schon mit Ende Februar wurde das Regiment zur Beſatzung in die indeſſen eingenommene Feſtung Brüſſel verlegt. — Im April rückte man in's Feld vor Antwerpen und nach deren Uebergabe vor Bergen (Mons) im Hennegau. Bei dieſer Belagerung hab' ich viel erfahren und ausgeſtanden. Von Bergen ging es nach Charleroi, auf welchem Marſch uns die kaiſerlichen Huſaren 700 Brodwägen abgenommen. Dadurch entſtund eine unbeſchreibliche Hungersnoth bei der Armee. Als einem vertrauten Mann bei meiner Compagnie hatte man mir ſchon öfters das Löhnungsgeld in lauter franzöſiſchen Thalern zum Ver-

wechseln übergeben, und ich mußte öfters zwei Stunden weit aus dem Lager auf die Dorfschaften gehen. Dieser Umstand verschaffte mir Freiheit, auch bei der eben gedachten Hungersnoth um Lebensmittel auszugehen. Ich erhielt zwar, so viel ich tragen konnte, indessen aber war die Armee weiter vorwärts gegangen; ich konnte den ersten und andern Tag mein Regiment nicht mehr einholen und wurde darüber von dem kaiserlichen Kalnocki'schen Husarenregiment gefangen. Sobald man mich vor die Offiziers gebracht und ich denselben die Namen der Offiziere des frangipanischen Regiments sagen konnte, bekam ich Freiheit, Unterstützung und einen Paß, mein ehemaliges Regiment wiederum aufzusuchen."

Nach vielen Fährlichkeiten findet sich der Erzähler zurecht und wird nun als Feldscheer mit monatlich 30 Gulden und 2 Dukaten Medizingeld angestellt. Da es indeß wenig Wunden zu heilen giebt, so sucht er seinem Handwerk in die Hände zu arbeiten. „Mein angeborner Hang zur immer währenden Thätigkeit reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeister auf Commando, auf Unternehmungen ausreiten durfte. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt." So vergehen zwei Jahre. Schon darf der kriegslustige Medikus seinen Rittmeister nach dem Haag, 1748 sogar auf Reisen nach Amsterdam und London begleiten.

Der Aachener Friede, die Sehnsucht nach dem Vaterlande führte den rastlos Umgetriebenen endlich in die Heimath zurück. Am 4. März 1749 ritt Johann Kaspar auf seinem eignen Pferde von Borkel ab, wandte sich zunächst,

um eine seiner Schwestern zu besuchen, nach dem Städtchen Marbach und kehrte hier in der Herberge zum goldnen Löwen ein. Rasch schienen ihn dauernde Bande an den heimischen Boden fesseln zu sollen. Sein Wirth, Georg Friedrich Kodweis, hatte ein schönes siebzehnjähriges Töchterlein und schon nach fünf Monaten führte der junge Mann, nachdem er noch ein chirurgisches Landexamen bestanden und das Marbacher Bürgerrecht erworben hatte, seine Elisabethe Dorothea am 22. Juli 1749 „unter Gottes Beistande" heim.

Ein gutes Glück hat uns das Verzeichniß des „Beibringens" in „Liegenschaft" und „Fahrnuß" aufbewahrt, ein kleines Kabinetstück aus der guten alten Zeit, ein so leibhaftiges Kostumbild, daß ich mir nicht versagen kann, meine Leserinnen und Leser zu einem Blick auf dasselbe einzuladen. Sie können ihn schon aufwenden, diesen Blick, denn auch die Kindesaugen von Friedrich Schiller haben ohne Zweifel noch auf manchen von diesen Gegenständen geruht. Um von der Braut zu beginnen, so steht unter der Rubrik: „Bar Geld" eine einfache Null. Dagegen können wir sie uns vorstellen in einer schwarzen sammetnen Haube mit „Silbernen Spitzen" oder in einer „blauen dito mit Goldspitzen" oder einer „schwartz Damasten mit Gold" und noch vier andern Hauben; außerdem hatte sie ein Perlen und Granaten Nuster, ein dito mit 3 Reihen Granaten und noch ein Nuster von Agathsteinen und Perlenmutter, einen schwarztüchenen Rock, einen dito „Crepponenen", einen dergl. „Seidenzeugenen", manches Tüchle und auch einen „Belzschlupffer". An Betten und Leinewand ist die Ausstattung wohl versehen. Dagegen giebt die Rubrik

Schreinwerk: „1 gutgehimmelte Bettlade, 1 gut doppelten Kleiderkasten, 1 älteren dito, 1 Frisur, 1 guten Tisch von hartem Holz, 2 dergl. Stühl, 1 Hang Wiegen sammt dem Bank, so noch anzuschaffen." Die „zwei ohngelehnt Sessel", die noch angeführt sind, werden die Behaglichkeit allein zu tragen im Stande gewesen sein, welche die übrigen Mobilien erzeugten. Uebrigens bekam die junge Frau ein Stück Acker und Gartenland mit, und es erreichte ihre Mitgift den Werth von 385 Fl. 40 Kr.

Es erweckt eine günstige Meinung für den Ehemann, daß er über 200 Gulden „Paar Geld" solchen imponirenden Mitteln entgegensetzen konnte. Er steht leibhaftig vor uns in seinem ganz neuen „Stahlfarben tüchenen Rock, mit dem silberbeschlagenen Stock, einem Geschenk seiner Mutter, in seinem bordirten dreieckigen Hut, in seidenen Strümpfen und feinem Manschettenhemd von holländischem Tuch." Er besaß chirurgische Instrumente und „Waar an Handirung", d. h. Medikamente, bestehend in „gebrannten Wassern, Tinkturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus, aestimirt um 7 Fl. 30 Kr."

Sechs Bücher besaß er für die Werkeltage, sie handelten von Chirurgie, das siebente für den Sonntag, es war „ein würtembergisch Gesangbüchle." Daß er hierin ebenso gut zu Hause war, wie in den andern, werden wir weiterhin erfahren. Der junge Ehemann war noch nicht im Hafen. Unter seinen Zubringenschaften ist auch ein ungarischer Sattel sammt Reitzeug angeführt, Stücke, welche der noch anzuschaffenden Hängewiege und den ohngelehnten Sesseln wenig Gutes vorhersagten.

Schillers Schwiegervater war nicht bloß Gastwirth und Bäcker, er hatte auch noch die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen. Durch unvorsichtige Bauten und Güterkäufe gefährdete er allmählig sein und auch seines Schwiegersohnes Vermögen in dem Grade, daß dieser nur nothdürftig zu dem Seinigen kam, indem er die Hälfte des Kodweissischen Hauses kaufte und an dem Kaufschilling sein Beibringen zurückhielt. Für einen so ehrliebenden Mann wie Schiller, war schon die Schande, welche auf dem Verfall eines als bedeutend berufenen Besitzstandes ruhte, Grund genug, daß er Marbach ganz zu verlassen trachtete.

In dieser Absicht nimmt der entschlossene Mann von neuem seine militärische Laufbahn auf und zwar, da es sich nicht anders fügen will, als Fourier im Regiment Prinz Louis. Vier Jahre bleibt er in heimischen Garnisonen, dann folgt er muthig dem Zuge gewaltiger Zeitströmung. Friedrich der Große hatte zum dritten Kampf um Preußens Ehre sein Schwert gezogen. Der Herzog von Würtemberg trat mit einem Corps von mehreren tausend Mann auf Oesterreichs Seite und in diesem Corps, welches am 20. Aug. 1757 aufbrach, befand sich, gewiß nicht sorglosen Herzens, unser Schiller. Doch ward er durch zwei wichtige Beförderungen erfreut. Am 4. Sept. konnte ihn das Marbacher Kirchenbuch als Vater eines Töchterleins (Christophine) und zwar mit dem Titel Fähnrich und Adjudant eintragen.

Der Marsch führt Schiller nach Linz, von da hinauf nach Schweidnitz. Breslau wird von den Kaiserlichen ge-

nommen, die Schlacht bei Leuthen verloren. Schiller ist unter den vom Könige von Strecke zu Strecke aufgerollten Truppen. Entsetzliche Flucht bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Schiller stürzt mit dem Pferde, wird verwundet, in eisigem Morast während eines Bivouaks festfrierend, verliert er beinahe sein Leben. Die Winterquartiere in Böhmen scheinen Rast zu gewähren. Aber bald bricht eine furchtbare Seuche unter der schon stark zusammengeschmolzenen Schaar aus. Schiller weiß sich durch strenge Mäßigkeit, durch Bewegung in freier Luft so rüstig zu erhalten, daß er, mit dem Arzneikasten eines verstorbenen Wundarztes in der Hand, energische Heildienste leisten, ja, bei dem großen Mangel an Feldgeistlichen sogar die Vorlesung öffentlicher Gebete und Absingung geistlicher Lieder übernehmen kann. Eine so vielseitige Tüchtigkeit bleibt nicht unbelohnt. Als Lieutenant marschirt er mit seinem Corps 1758 in die Heimath zurück. Ein kurzer Sommer sieht ihn bei den Seinen. Neue Campagne unter französischem Commando in Hessen. Neuer Rückmarsch, diesmal nach Winninden, in der Nachbarschaft des Oberamts Marbach.

Welch ein Wiedersehen, wenn der Gatte bei solcher Gelegenheit sein verlassenes Weib besuchte, das, von ihm unterstützt, im elterlichen Hause zu Marbach lebte. Nicht oft erlaubte sein Beruf ihm diese Freude. Frau Schiller hätte wohl schwerlich im andern Falle sich selbst auf die Reise begeben, als das Truppenkorps Schillers vom 20. Aug. bis 28. Oct. im Uebungslager bei Ludwigsburg stand.*)

*) W. Fielitz, im Archiv für Literaturgeschichte IV, 225.

Denn sie befand sich abermals in gesegneten Umständen und der wackre Lieutnant mag nicht wenig in Verlegenheit gewesen sein, als seine Frau in seinem Zelt von den ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung überrascht wurde. Es gelang ihr, nach Marbach zurückzukehren und hier im Hause des Seklers Ulrich Schölkopf oberhalb des Nicolaithors ward sie am Sonnabend, den 10. November von einem Knaben entbunden.

Ueber diesen Knaben sollten sich einst Biographen streiten, ob er am 10. oder 11. November geboren sei.

Wir lassen sie streiten und stehen voll Andacht an der Wiege unsres Dichters.

Der Genius hat an die Pforte des Lebens geklopft unter Krieg und Unruh. Beinahe wäre er auf der Wanderung, beinahe im Lager erschienen. Im Entzücken des Wiedersehens empfangen, von der einsamen Mutter mit Sehnsucht und Gottvertrauen genährt, ist seine Seele in die Welt gekommen zu ungewöhnlichem Beruf. Wenn es der Geist ist, der sich den Körper baut, wer wird nicht gestehen müssen, daß dieses erste Werden trefflich zu dem reinen und ideellen Streben des großen Dichters stimmt.

Es ist nicht verzeichnet, welche Sterne bei dieser Geburt am Himmel standen, aber auf der Erde empfing ihn das ehrgeizige Gebet seines Vaters, und die unsichtbare Konstellation der Zeit, in deren geheimnißvollen Kreisen die guten und bösen Aspekte bedeutender Menschen ruhen.

Auf der einen Seite waren die Aspekte für einen großen Dichter günstig. Im Jahre 1759 beginnt Lessing,

dreißig Jahr alt, seine Literaturbriefe, stürzt den Styl Gottsched's und schreibt das erste heroische Drama der Deutschen im Styl der Natur: seinen Philotas. Wieland beschäftigt sich eifrig mit Shakespeare. Klopstock's „Messias", von welchem die ersten Gesänge 1748 erschienen waren, fängt an, unter dänischer Pension zu kränkeln. Kant ist im ersten Mannesalter und bereitet das philosophische System vor, bei dem auch die poetische Natur des Menschen nicht verarmt. Ekhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst, findet in Lessing seinen Freund und Dichter. Iffland ist eben geboren. Goethe ist im Alter von zehn Jahren, eifrig beschäftigt, französisches Theater in einer deutschen freien Reichsstadt zu studiren. Es war gerade genug gethan und — genug übrig gelassen.

Schlimmer sah es für einen deutschen Poeten in der politischen Welt aus. Wenn auch Friedrich's des Großen Bild in den Hütten seiner Feinde hing und ein Held dem Sänger nicht fehlte, so verlor doch in der Schlacht bei Kunersdorf 1759 ein edler deutscher Sänger für denselben Helden sein Leben im Kampf gegen deutsche Brüder. Das deutsche Reich vollends befand sich im Zustande eines unheilbaren Kranken, dessen Auflösung von ihm selbst und von den Seinigen als eine Gnade von Gott erfleht wird. Die Grundlage dichterischer Anerkennung, die Einheit der Empfindung, war noch weniger im religiösen Gebiet zu Hause. Im Jahre 1759 giebt Pombal das Signal zur Vertreibung der Jesuiten, und Friedrich der Große nimmt sie auf. Die Mächtigen überbieten sich an Aufklärung.

Glücklicherweise war noch ein Etwas vorhanden, aus

dem in Deutschland sich das geistige Leben noch immer verjüngt und erneut: im Schooße des Volks eine rechtliche, gottesfürchtige Familie.

Es ist wohl von Werth, genau zu wissen, wie die Eltern beschaffen waren, welche einen Schiller erzogen. Die Mutter war, da der Vater im Felde oder in Garnison stand, die ersten vier Jahre hindurch seine Pflegerin. Sie war nicht die phantastisch-schwärmerische Dichtermutter, zu der sie einige Biographen gemacht haben. Sie war etwas Besseres. Es giebt Frauen von so ausgesprochener Seelengüte in den Zügen, von einer so unbedingten Weiblichkeit, daß man sofort auf ihren Werth schwören möchte. Nach allen Zeugnissen gehörte Schiller's Mutter zu dieser Gattung. Scharffenstein, ein Jugendfreund unseres Dichters, sagt von ihr: „sie war ganz das Porträt ihres Sohnes in Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich milde war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“ Das Porträt aber sah nach Streicher's Beschreibung so aus: „diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe röthlich, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an.“ Sie gab ihrem Mann im Lauf der Jahre sechs Kinder, wovon zwei bald nach der Geburt starben. Sie war nicht blos eine zärtliche Gattin und Mutter, sondern, was noch mehr sagen will, eine zärtliche Tochter. Ihre Eltern verloren durch eine furchtbare Ueberschwemmung ihr letztes Hab' und Gut. Der ehemalige Holzmesser mußte

zufrieden sein, als Marbacher Thorwärter angestellt zu werden und fortan in einer noch so ärmlichen Wohnung am Stadtgraben wohnen zu können. „Was hat unsere gute Mutter nicht an unsern Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches an uns verdient!“ schreibt Friedrich Schiller in späteren Jahren. Die gute Tochter macht, wie wir sehen werden, weite Fußwanderungen, um ihre Eltern zu besuchen, nachdem Schiller's von Marbach fortgezogen waren. Dazu war ihre eigene häusliche Lage bei dem geringen Einkommen ihres Gatten so beschränkt, daß es die aufmerksamste Sparsamkeit erforderte, die Familie „standesgemäß“ zu erhalten und die Kinder in allem Nothwendigen unterrichten zu lassen. Sie liebte gute Bücher, besonders Uz'ens und Gellert's Gedichte, und war des einfachen und ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

Goethe hatte vom Vater die Statur, von der Mutter die „Lust, zu fabuliren.“ Umgekehrt scheint es bei Schiller gewesen zu sein. Schiller hatte, wie Kant, das Aeußere von seiner Mutter, dagegen vom Vater die rastlose Energie und den gewaltigen Sporn, „der Krieg zur Tugend macht“, den Ehrgeiz. Die wenigen Striche, die noch zum Bilde des Vaters fehlen, will ich hier hinzufügen. „Von Person war er nicht groß, der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt.“ Besonders schön war seine hohe gewölbte Stirn, die durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ. Die von Ludovike Simanowitz gemalten Oelbilder beider Eltern bestätigen die Schilderung der Zeitgenossen, nur sprechen sie noch eine eigenthümliche Zuversicht und ein inneres Glücksgefühl aus.

Die Thätigkeit des Vaters war auch außerhalb seines Berufs ganz außerordentlich, ja sie lenkte ihn schließlich auf ein ganz neues Gebiet. Er hatte von Jugend auf viel Vergnügen an landwirthschaftlichen Beschäftigungen gefunden. „Ohne in den Augen des vornehmen Pöbels meinen Offizierscharakter zu beleidigen, konnte ich lange nichts darin vornehmen." Endlich gerieth er auf die Baumzucht, legte hinter seinem Hause in Ludwigsburg eine ausgedehnte Baumschule an und ward in Folge guten Gelingens 1775 als Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei nach dem Luftschloß Solitüde berufen. Sein Fürst schätzte ihn und ertheilte dem aus dem Militärnexus Geschiedenen 1794 den Rang eines Majors (Obristwachtmeisters). Nicht blos in der Heimath verdanken viele tausende von Stämmen dem thätigen Manne Pflege und Gedeihen, er versandte auch Obstbäume auf Bestellung in weite Ferne. Auf Anregung eines gelehrten Vetters unternahm er litterarische und mathematische Studien und schrieb mehrere Bücher, eins über landwirthschaftliche Dinge, andre über Baumzucht. Seine Untergebnen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn ebenso sehr wegen seiner Unpartheilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten. Er war Herr in seinem Hause und als echter deutscher Mann voll Achtung und Zartheit gegen Frauen. Seine Tochter erzählt, daß er nie von einem erlesenen Gericht zu essen vermochte, ohne es den Seinigen anzubieten. Wenngleich das „Er", womit er auch den erwachsenen Sohn anredet, nach der Sitte der Zeit ist, so zeigen seine Briefe neben großer Ruhe und Milde doch den

Vater, der seine Rechte ebenso gut, wie seine Pflichten kennt. Wahrhaft bewundernswürdig aber ist dieser Vater in einem Punkt. Er setzte dem stürmischen Lebensgange des Sohns nie einen brutalen Widerstand entgegen. Darum erfüllte sich ihm auch das Gebet, von dem er in einem seiner Aufsätze sagt: „und du, Wesen der Wesen, dich hab ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesgaben zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört." Darum konnte er bis in sein rüstiges Greisenalter mit reinster Freude dem Ruhmesfluge seines großen Sohnes folgen, ja auf seinem letzten Siechbette dankte er Gott mit Freudenthränen für diesen Sohn, dessen er in frommer Demuth kaum würdig zu sein glaubte. War er doch selbst Dichter genug, um die Dichtungen seines Friedrich zu würdigen.

Ich kann es mir nicht versagen, aus einem seiner selbstverfaßten Morgengebete die Hauptstellen anzuführen. Es fand sich unter den Papieren seiner Gattin mit der eigenhändigen Bemerkung: dies Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet. Es ist unbegreiflich, wie Hoffmeister dasselbe „etwas geschmacklos" nennen, wie Gustav Schwab „etwas von der kühlen Aufklärung" des Zeitalters bei einem Manne finden konnte, der also betet:

Treuer Wächter Israels, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wolltest Du, gerechter Gott, mir oft nach Verdiensten lohnen

Und nicht täglich mit Geduld meiner armen Schwachheit ſchonen;
O! wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Aſche ſchon vorlängſt dahingeſtreckt.
Dieſes, Deiner Langmuth Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch; denn ungewiß ſind der Zukunft Stund' und Zeiten;
Ueberzählte Augenblicke ſind vielleicht ſchon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsſchlag ſäumig ſein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue ſtehen bleiben,
Nein! es müſſen Geiſt und Leben der Gewohnheit ſich entziehn
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber leider, und wie ſehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht immer Kraft verleih'n,
Und das eifrigſte Beſtreben, fromm vor Dir, o Gott, zu ſein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und ſich neue Bosheit regt.
Aber ſoll ich darum ganz an der Beſſerung verzagen?
Bei dem guten Gott nur ſtets über Unvermögen klagen?
Nein! ich will mich friſch ermannen; Geiſt der Gnade, ſteh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig ſei.
Führe mich auf eb'ner Bahn, leite mich auf Deinen Wegen,
Gieb mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich Deiner Hut!
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut.
Amen!

III.

Ein Kind, wie andere.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller wurde laut der Angabe ſeines Vaters am 10. November 1759 in Marbach geboren*). Wenn letzterer auch wohl in der Ferne weilte, — ſein Regiment überſchritt am 11. November den Main, — ſo war doch Alles für einen würdigen Empfang des kleinen Weltbürgers vorbereitet. Da hatten Pathenſtelle angenommen der Commandant des Regiments, bei welchem der Vater ſtand, der Obriſt Chriſtoph Friedrich von der Gabelenz, dann der im vorigen Kapitel erwähnte Vetter der Familie, der Studioſus der Philoſophie und Cameralien Johann Friedrich Schiller, erſt kürzlich dem Lieutenant perſönlich bekannt geworden. In ihm begrüßte, wenn auch in etwas abenteuerlicher Geſtalt, der literariſche Geiſt des Jahrhunderts den Täufling. Denn der Studioſus von 28 Jahren überſetzte unter andern Robinſon's Geſchichte

*) Wir feiern an dieſem Tage zugleich den Geburtstag von Luther. Beinahe wäre dieſer Bund zerriſſen worden. Guſtav Schwab nahm nach dem Taufregiſter den 11. November als Schiller's Geburtstag an. Es war Sitte, die Taufe am Tage nach der Geburt zu vollziehen und nur den Tauftag im Kirchenbuch zu notiren. Schiller und ſeine Gattin feierten den 10. November. Die Briefe der Eltern und Geſchwiſter ſchwanken in der Angabe von Geburtsdaten. Dagegen gibt ein Brief Schiller's an Wieland, (Unterh. a. h. Herd 1858 Nr. 7 S. 109) den gewiß einzig richtigen 10. November als Schiller's Geburtstag.

von Amerika, gab sich aber auch zu allerhand geheimen diplomatischen Sendungen her. 1784 besaß er eine Buchdruckerei in Mainz. Dieser zweite Taufzeuge war indeß wohl so wenig wie der erste in Marbach anwesend. Dagegen konnten sieben andre Pathen, darunter der Bürgermeister von Marbach, der von Vaihingen, vier wohlangesehene Jungfrauen und eine Frau Collaboratorin die Ueberlieferung veranlassen, „die Taufe von Schiller's Fritze sei feierlich wie eine Hochzeit gewesen". Ein letzter Pathe, Obrist von Rieger, hat sich, wie das curriculum sagt, später „dazu angegeben".

Wie weit sich diese Herren um ihren Pathen bekümmerten, ist nicht bekannt. Aber ein Pathengeschenk gab ihm sein Genius mit, das Glück, in der reichen Natur Süddeutschlands aufzuwachsen. Auf schimmernde Trauben, auf Berg und Thal, auf den lieblichen Neckar fiel der Blick des Kindes.

Mag sich die Freiheit des Menschen dagegen sträuben, den äußern Verhältnissen einen Einfluß auf den Charakter zuzuerkennen, für meine Vorstellungswelt ist es nicht gleichgültig, ob ich z. B. den Begriff Quell, mit dem energischen Silberstrahl verbinde, der aus der grünumbuschten Felswand sprudelt, oder mit der leisen Spur verbinden muß, die aus dem Waldgrund nördlicher Ebenen sickert. Wenn man nach einem berühmten Ausspruch am besten von „Trümmern" lernt, so muß man wenigstens Trümmer haben. In Schwaben wird das Ohr von einer Fülle melodischer Volkslieder umtönt, die Phantasie durch Natur und Heldensagen gestimmt und der zehnte Mann ist ein geborner Dichter. Wer in

Norddeutſchland geboren iſt, dem eröffnet ſich eine neue Welt, wenn er zum erſten Male in die Fülle des Südens hineintritt. Er gewahrt, daß hier der Einzelne mit dem Volke ſchon durch die Sprache inniger verbunden iſt und eine Menge anmuthiger Wendungen geſchenkt bekommt, die ſich der Norddeutſche erſt erarbeiten muß. Schiller wußte wohl, was er ſeiner Heimath verdankte. Wir werden bald im Gange unſrer Darſtellung erfahren, was ſie ſchon dem Knaben war.

Im Mai 1760 kehrte der Vater aus dem Felde zurück und ſtand beim Stabe ſeines Regiments in Vaihingen an der Enz. Hier konnte er auf kurze Zeit der Seinigen froh werden. Vaihingen liegt zwiſchen Marbach und Ludwigsburg.. Wollte ihm ſeine Gattin eine Freude machen, ſo ging ſie mit ihrem Töchterlein Chriſtophine und „dem Büble, das noch nicht laufen konnte", zu ihm hinüber. Nach abermaligem Aus- und Heimmarſch bleibt er endlich in Urach, 1761 in Cannſtadt, 1762 in Ludwigsburg, auch hier vielleicht mit den Seinen vereint. Dafür ſpricht Chriſtophinens Angabe: „hier (in Ludwigsburg) wohnten wir nicht lange", dafür auch Schiller's Kalender Seite 88, wo Ludwigsburg, Gmünd, Lorch der Folge nach als erſte Stationen ſeines Kindheitslebens verzeichnet ſind. Nach Schwäbiſch-Gmünd, wohin der inzwiſchen 1761 zum Hauptmann ernannte Vater 1763 „auf Werbung" geſchickt wurde, folgte wohl die Familie nach. Aber der koſtſpielige Aufenthalt daſelbſt bewog ihn, ſich vom Herzog das nächſtliegende würtembergiſche Grenzdorf Lorch als Wohnort zu erbitten.

Der kleine Fritz war vom früheſten Alter an ein zartes ſchwächliches Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten waren bei ihm oft mit krampfhaften Anfällen verbunden, welche ſeine gute Natur jedoch bald überwand. Er trat in ein Alter, wo alle erträglich begabten Kinder geborne Dichter und Schauſpieler ſind. Weil der Neckar bei Marbach ihm den Inbegriff aller Flüſſe war, nannte er, wie der Vater erzählte, jedes Bächgen ein Neckarle. „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbiſch Gmünd gefahren, einer Mauſefalle verglichen, weil er vor dieſem Mauſefallen geſehen, die einem Galgen geglichen". Er war ſchon als Kind von fünf Jahren auf Alles aufmerkſam, was der Vater im Familienzirkel vorlas und fragte nach dem Inhalt des Geleſenen, bis er ihn gefaßt hatte. Gern hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las. Zu den Morgen- und Abendandachten, die der Vater hielt, eilte er von ſeinen liebſten Spielen herbei. Mit ihm wuchs die ältere Schweſter Chriſtophine auf. Es war ein rührender Anblick, erzählt ſie, den Ausdruck der Andacht auf dem jugendlichen Geſicht zu ſehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das ſeine feine Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunſt gefalteten Hände gaben ihm ein himmliſches Anſehn, man mußte ihn lieben.

Bei den biedern Bewohnern von Lorch fand die Schiller'ſche Familie die liebevollſte Aufnahme. Und wie gut wurde gar für den Knaben geſorgt! für ſeine Wißbegier, für ſein von zarteſter Kindheit an ſo empfängliches Herz! Hier erhielt er in dem Ortspfarrer ſeinen Lehrer,

in dessen Sohne, Chr. Ferdinand, seinen ersten Jugendfreund. Während Letzterer durch seinen sanften Charakter ihn anzog und bildend auf ihn wirkte, machte der stattliche ernste und würdevolle Lehrer einen Eindruck tieferer Art bei ihm. Magister Philipp Ulrich Moser war ein wackrer, aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels und ließ sie nach Befund auf dem Rathhause wissen, wie viel ein Pfund Heller koste", das will sagen, er legte ihnen Geldstrafen auf. Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, ließ den kleinen Fritz an dem Unterricht seiner eigenen Söhne Theil nehmen, machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen und hätte es auch mit der griechischen Sprache versucht, wenn nicht der Vater gegen so frühzeitige Gelahrtheit protestirt hätte. So tief prägte sich das Bild des Magisters in seine Seele, daß Schiller nachmals dem würdigen Geistlichen in den Räubern den Namen Moser gab, um das Andenken des geliebten Lehrers zu ehren.

Was war natürlicher, als daß sein höchster Knabentraum war, einmal ein solcher „Moser" zu werden, daß er fleißig zur Kirche und Schule ging und gelegentlich sich gefiel, die erträumte Predigerrolle nach Knabenart zu spielen. In der Herberge zur Sonne, wo die Eltern wohnten, mußte man ihm „statt Mantel einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen anthun, er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen

richtigen Sinn, eine gewisse Eintheilung, waren mit Sprüchen wohlversehen, kurz eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit.

Das Kind als Redner und — Schauspieler. Denn wer wollte in einem so alltäglichen Vorgang „die tiefste Bestimmung zum Prediger vor der großen Menschengemeinde" finden, ohne einen kühnen Schluß aus dem Nachher zu machen. Hoven erzählt dasselbe Stück von einem höchst beschränkten Geistlichen, Namens Zilling und von sich selbst. Der kleine Fritz war keineswegs ein Heiliger. Wiewohl Christophine bezeugt, daß er nicht ohne wichtige Ursache die Schule versäumte, so kamen nach einer andern Quelle doch dergleichen Uebertretungen vor. Christophine und auch die Mutter waren sogar Mitwisserinnen; dem strengen Vater mußten solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung verborgen bleiben, und die List, die hierbei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend.

Und was verlockte die kleinen frommen Herzen zu solchen Unthaten? Was auch die graue Weisheit wieder und wieder hinauslockt, der mächtige Zauber der Berge, der rieselnde Quell, die Krümmungen des Waldes,

„Der wiedertönt vom Gesang der Vögel"

„die schattigen Tannen, die hochdrohenden Eichen, der Holztaube Gegirr,

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!" —

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So sang später Einer, der damals als kleiner Bursch mit Schiller umherstreifte, der Dichter Conz. Gehen wir einen Augenblick mit ihnen um die Schule und sehen uns die Gegend von Lorch näher an.

Wir sind in einem einsamen Thal. Der Remsfluß windet sich durch Wiesen an düstern Tannengebirgen vorbei, ernst schauen alte Klostergebäude von einer Anhöhe herab. Aus den Hügeln und Senkungen erhebt sich majestätisch der fast aus ebener Fläche schroff in Kegelgestalt emporsteigende hohe Stauffen. Gegen Südosten tritt der schöne Rechberg brüderlich in seine Nähe. Sonst ist die Aussicht über jene reiche Gegenden mit ihren Feldern, Wiesen und Waldungen fast unbeschränkt. Man erkennt deutlich die rauhe Alp, und ein Nebelstrich bezeichnet den Schwarzwald. Das war die Zauberwelt, an der sich die Augen der Kinder ersättigten.

Am liebsten gingen sie, und oft auch in Begleitung des Vaters, dahin, wo Vorzeit und fromme Sitte das junge Gemüth mit heiligen Schauern umfing. Sie bestiegen den zwei Stunden entfernten, bei Gmünd liegenden Calvarienberg. Hier führte sie der Weg an den Leidensstationen vorbei. Mit greller Leibhaftigkeit stellte sich ihnen in bemalten Holzbildern die Geschichte des Heilandes dar, bis sie droben die Kreuzigungsszene empfing. Diese Denkmale sprachen zugleich von einem Bekenntniß, das nicht das ihre war.

Mochte sie hier die sittliche Größe des erhabensten Dulders beengen und erschüttern, so hatte auf einer näheren Anhöhe das Kloster von Lorch Stimmen für sie, unvernom-

men vielleicht vom Verstand des Verständigen, aber hörbare Sprache der erregten Seele des Knaben. In dem Kloster ruhen die Gebeine von Mächtigen der Erde; da liegt begraben der Gründer der Hohenstaufengewalt, der Stamm einer Reihe von herrlichen Kaisern. Der Vater wußte sie zu nennen; gedrängt von den unruhigen Fragen des Kleinen begann er zu erzählen, bis die vieltheure Gestalt Konradin's mit einem tragischen Fall ohne Gleichen schloß. Die uralte Linde, welche droben vor dem Kloster stand und viele Geschlechter der Menschen überdauert hatte, mochte den tiefen Seufzer des aufathmenden Knaben empfangen und stimmte ohne Zweifel mit einem sympathetischen Säuseln ein. Zogen ihn hier mit Harnisch und Helm, mit Hermelin und Krone angethan, die Gestalten des Mittelalters in eine graue Ferne, sprach mancher verfallene Thurm und manches Berggemäuer von den Bauernkämpfen und dem dreißigjährigen Kriege, so blinkte ihm die Sage der Heimath, dieses Gold der deutschen Gebirge, aus dem tiefen Schacht des Volksgeistes entgegen. Dazwischen trat die gewaltige Gegenwart in Scenen des siebenjährigen Krieges, die der Vater als Augenzeuge wiederzugeben vermochte, ja, zu denen er das Kostüm leibhaftig hinzuthat, indem er den Knaben zu den militärischen Uebungen mitnahm. Auch die Förster der ringsum waldigen Gegend wurden in ihrer für jeden Knaben so reizvollen Idylle besucht. Alles dies lieferte der kindlichen Phantasie einen Stoff, den sie in der Abgeschiedenheit des elterlichen Hauses durchbrüten konnte.

Die Kinder zeigten sich außer jenen kleinen „Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung" stets wahr, gewissen-

haft und gehorsam. Nur ein Charakterfehler trat bei Friedrich entschieden hervor, der freilich mit der Tugend so innig verschwistert war, wie Fritz mit Christophinen. Der Knabe bekommt eine wahre Leidenschaft, Alles zu verschenken, Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkt der Vater, daß die Schuhe des kleinen Burschen nur mit Bändern zugebunden sind. Er stellt ihn zur Rede, und Fritz erwidert: „ich hab' die Schnallen einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur am Sonntag; ich hab' ja für die Sonntage noch ein Paar andere." Der gerührte Vater straft ihn diesmal nicht.

Doch nicht immer war der Fall von so bezwingender Liebenswürdigkeit. Das Verschenken der Schulbücher fand weniger Gnade. Aber die Strafe, die den Bruder bedrohte, entwickelte eine Charakterschönheit der Schwester. Denn Christophine, die einen gleichen Hang zum Verschenken und noch mehr Liebe zum Bruder hatte, gab sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn und mit ihm. Am liebsten stellten sie sich mit einem offenen Geständniß unter die sanftere Gerichtsbarkeit der Mutter

So erzählt Christophine, die Nachbarin, deren Haus Fritz auf seinem Schulwege zu passiren hatte, habe ihm bei solchen Gange einmal sein Lieblingsgericht, türkischen Waizenbrey, angeboten. „Natürlich folgte er der Einladung in die Küche und war kaum über seinen Brei gerathen, als sein Vater zufällig an der Küche vorbeiging, ihn aber gar nicht bemerkte. Aber der Arme erschrak so heftig und rief: lieber Vater. ich will's gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt

erſt bemerkte ihn der Vater und ſagte: nun, geh nur nach Hauſe. Mit einem entſetzlichen Jammergeſchrei verließ er ſeinen Brei, eilte nach Hauſe, bat die Mutter inſtändig, ſie möchte ihn doch beſtrafen, ehe der Vater nach Hauſe käme und brachte ihr ſelbſt den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das Alles bedeuten ſollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, beſtrafte ihn jedoch mütterlich.

Hauptmann Schiller war damals in einer keineswegs angenehmen Lage. Mit dem Werbegeſchäft und der damit gewöhnlich verbundenen Plusmacherei ſtand ſein ganzes Weſen in Widerſpruch. Auch beſchäftigte ihn ſchon die Beobachtung der Bodenkultur und ein Werk darüber, deſſen Entſtehen auch dem Knaben einen Begriff von der Schriftſtellerei geben konnte*). Aber dieſe ſchönen Beſtrebungen brachten wenig ein und der Hauptmann, dem noch zwei Unteroffiziere beigegeben waren, die er beköſtigen mußte, bezog während dreier Jahre nicht den mindeſten Sold. Er lebte von ſeinen Erſparniſſen und, wie es heißt, von der Unterſtützung einiger Verwandten. Dazu kamen noch Sorgen, die ſich im Gewande der Freude einſtellen. Im Januar 1766 ward die zweite von Friedrich's Schweſtern, Luiſe, geboren.

Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen bewogen den Vater, eine nachdrückliche Vorſtellung beim Herzog einzureichen, daß er auf dieſe Art unmöglich länger als ehrlicher

*) Betrachtungen über landwirthſchaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgeſetzt von einem herzoglichen Offizier, 4 Stücke. Stuttgart 1767—1769.

Mann auf seinem Posten bestehen könne. Er wurde abberufen und 1766 in die Garnison Ludwigsburg versetzt. Der rückständige Sold wurde ihm nachgezahlt.

Der Knabe nimmt Abschied von Lorch und von den goldenen Tagen der ersten Kindheit. Friedrich war im siebenten Jahr. Es war kein solcher Allerweltsjunge, wozu ihn die nachgesprochene Lüge gemacht hat. Die Anekdoten, die ihn auf Dächer steigen und beim Gewitter ins „Arsenal" der Schöpfung schauen lassen, gehören ins Reich der Fabel. Das Verdienst, diese Erfindungen zuerst als solche erkannt zu haben, gebührt Eduard Boas.

IV.

Kirche und Schule.

Wie ungestüm dem grimmen Landexamen,
Des Buben Herz geklopft,
Wie ihm, sprach itzt der Rektor seinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropft.

Der Ort wechselt in dieser Darstellung so oft, wie in einem historischen Drama. Aus der Stille des Gebirges folgen wir dem Helden in eine lärmende Residenz. Aber nicht blos von außen hat Schiller's Leben dieses unruhige dramatische Ansehen. Der junge Goethe hat von Jugend auf ein Centrum inne, von wo aus er sich in immer wach-

fender Peripherie alle Gegenstände und Personen ordnet und zurechtlegt. Nicht die große Frage der Knabenwelt: was werden? bewegt ihn; er ist Dichter und wird, und wächst als Dichter in's Leben. Schiller ist fortwährend in der Peripherie; weit herumgeführt um eine ihm noch verhüllte Sonne, versenkt er sich ganz in die Gegenstände; er will Theolog werden, Jurist, Schauspieler, er wird Mediziner, und endlich erreicht er sein Centrum: die dramatische Dichtung. Die leidenschaftlichste Hingebung an Personen, an Freunde und Lehrer zeichnet ihn schon in der Kindheit aus. Der Epiker kann ohne sie bestehen. Sie ist das Leben und Blut des dramatischen Genius.

Der Knabe fand im Pfarrer Moser sein Kindheitsideal und — wollte Pfarrer werden. Die Mutter war, wie fast jede Mutter, durch diese Wahl beglückt. Der Vater war ihm um so weniger hierin entgegen, als dieser Stand in Würtemberg sehr hoch geschätzt wurde, auch viele seiner Stellen ebenso ehrenvoll als einträglich waren.

Um sich zu diesem Berufe vorzubereiten, mußten die Knaben die lateinische Schule durchmachen. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studiren wollten, im vierzehnten Jahre in die Klosterschulen ein, nachdem sie in Stuttgart mehrere Male die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestanden hatten.

Schiller kam also in Ludwigsburg in die lateinische Schule. Sie führte ihren Namen nicht umsonst. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt; nur am Freitag fastete man von diesem Fleisch der damaligen Kul-

tur in der herberen Koſt unſerer Mutterſprache. Religion gab es deſto reichlicher. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, Sonntags gab es Religionsunterricht in der Kirche. Ein Neujahrswunſch des Kleinen vom Jahr 1769. — „Gedicht zum Neujahr" brachte deutſche Verſe, unter andern:

Der Herr, die Quelle aller Freude,
Verbleibe ſtets Ihr Troſt und Theil,
Sein Wort ſey Ihres Herzens Waide
Sein Jeſu Ihr erwünſchtes Heil.

Aber die Ueberſetzung in lateiniſche Proſa durfte dabei nicht fehlen. Schwerlich ſind dies ſelbſtſtändige Leiſtungen des Knaben. Gegen Oſtern 1769 klopfte ſein kleines Herz zum erſten Male dem grimmen Landexamen entgegen. Er erſchien dem hochgeſtrengen Examinator, dem Magiſter Knaus, Rektor des Stuttgarter Gymnaſiums, als ein hoffnungsvoller Knabe.

Bald darauf nahm ihn die zweite Klaſſe der Schule auf. Das Latein blieb alleinherrſchend, die deutſche Sprache ertönte Freitags, aber nur aus ſtrenggläubigen Büchern und in Katechiſationen. Der Lehrer tadelte an dieſem frommen Tage nur mit ſanften Worten, aber er merkte ſich die Delinquenten an und wartete nur die heidniſchen Stunden ab, um dieſe deutſche Sanftmuth bei einem neuen Fehler den Unglücklichen in lateiniſche Prügel zu überſetzen.

Schiller hatte bei dieſer ſtrengen Schulzucht manchen Troſt. Einmal war er ſehr fleißig. Und dann hatte er einen lieben, neuen Herzensfreund an dem kleinen Wilhelm von Hoven. Die beiden Knaben ſchloſſen ſich um ſo inniger an einander an, da beide Theologie ſtudiren wollten, beide

von ihren Vätern gleich ſtrenge zur Arbeit angehalten wurden und einige Zeit hindurch die Mauern deſſelben Hauſes ſie umſchloſſen. Schiller's und Hoven's Väter waren beide Offiziere, ſie bewohnten das Haus, in welchem ſich damals die Cotta'ſche Buchdruckerei befand. Es giebt einen Witz der Umſtände. Hier hatte zum erſten Male ein Setzer des Cotta'ſchen Verlags von Schiller's Hand Arbeit und Mühe, aber vorläufig blos, weil ihm die beiden Knaben die Lettern verſetzten.

Schiller war nach Hoven's Zeugniß damals ſehr muthwillig. In den Spielen mit ſeinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Die Jüngeren fürchteten den langen Burſchen, und auch den Aelteren imponirte er, weil er niemals Furcht verrieth. Er neckte den, der ihm zuwider war, aber ohne Bosheit. Unter den Spielgeſellen waren wenige ſeine vertrauten Freunde, aber an dieſen hing er mit ganzer Seele und war ganz Aufopferung und Treue. Früher verſchenkte er Schnallen und Bücher. Er gab ſich jetzt ſchon, im edelſten Sinne des Wortes, ſelbſt. Er war auch hierin ein Knabe, wie es, zur Ehre der Jugend, viele giebt.

Das abſchreckendſte Geſicht zeigte dem Knaben dasjenige Inſtitut, dem er ſein ganzes Leben zu eigen geben wollte. Die kirchlichen Dinge in Würtemberg waren ein getreues Abbild der Erſcheinungen, welche ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die proteſtantiſche Welt erzeugte.

Für Schiller's ganze Entwickelung iſt dieſer Punkt zu wichtig, als daß man, bei dem Mangel zuſammenhängender Selbſtbekenntniſſe des Dichters, nicht wenigſtens aus dem

allgemeinen Hintergrunde der Zeit sich einige Umrisse ziehen sollte. Der Pfarrer Flattich, so erzählt Hermann Kurtz, wurde in einer Gesellschaft gefragt, was ein Pietist sei. Darauf erwiderte er mit der Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?" — „Er geht durch." — „Und was thut er dann?" — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn." — „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein, die Pfarrer pauken auf sie hinein. Deshalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist."

Dieser Antwort ist die innere Wahrheit nicht abzustreiten, daß die Vertiefung des religiösen Lebens im Verhältniß zur Bedrückung und Bedrängniß des weltlichen Lebens steht. Die Geschichte liefert die Beispiele. Die Propheten des alten Testaments verkündeten in der Zeit des Druckes den Messias, die Juden und Griechen gingen zur Zeit der Römertyrannei zu Christo; Wiklef, Huß, Luther führten aus dem unerträglichen Joch der zweiten Römerherrschaft das Volk zu Christo. Die Episkopalkirche und Karl I. trieben den Puritanismus zu Christo. Die Hofliderlichkeit rief in Deutschland eine erschrockene, engherzige Moral hervor, und der Zelotismus und Formelkram der „lutherischen Pfaffen", vereint mit der Geißel der Fürsten, den Pietismus.

Der feinsinnigste Jugendfreund Schiller's, Andreas Streicher, schildert diesen Pietismus, wie folgt:

„Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs konnte sich an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen, um den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch schon hier die höchste Ruhe des Gemüths und ein Vorschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten auch ihre Reden und Handlungen ebenso tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren. Man halte mit diesen Angaben eine Scene zusammen, welche Schiller's Schwester wahrscheinlich aus dieser Zeit bewahrt hat. Die Mutter war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, über welches gepredigt wurde. „Einst, erzählt Christophine, da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." —

Schon in dem angeführten Gebete des Vaters wird ausdrücklich im Gegensatz zum Bekenntniß die gänzliche Umwandlung des innern Menschen, mit einem Worte das

verlangt, was der historische Pietismus eines Spener und Franke gegenüber der Orthodoxie oder von ihr verlangte. Es ist keine Frage, daß hier Keime zu einer Trennung von Geistes- und Weltleben, zu einer Abstraktion im künstlerischen und sittlichen Dasein liegen, welche zwar mit der Organisation des Knaben zusammentrafen, aber ihm doch nicht angeboren waren. Wollte man hieraus folgern, daß Schiller's Poesie eine Frucht des Pietismus gewesen, so wäre das freilich ebenso voreilig, als wenn man leugnen wollte, daß die Hand Luther's, die auf seinem Kindeshaupt ruhte, sein ganzes Wesen durchdrang und ihn weihte, die Reformation auf einem andern Gebiet wieder aufzunehmen; denn aus dem kirchlichen war sie durch die unwürdigen Nachfolger Luther's längst vertrieben.

Die kirchlichen Zustände von Ludwigsburg waren ganz von „dem lutherischen Pfaffen" regiert. Mit diesem Namen nannte das Volk den Spezialsuperintendenten Zilling. Dieser Mann war der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg. Sein eigener Bruder war sein Küster. Er durfte ihm nie den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Sein Hochmuth ward nur übertroffen von seinem Verfolgungsgeist. Als der Dichter Schubart, der sein Organist gewesen war, im Kerker auf dem Hohenasperg saß, verbot Zilling dem dortigen Prediger, dem Gefangenen das Abendmahl zu reichen, wonach dieser dringend begehrte. Ein Geist der Angst regierte alle Untergebenen. Ein Geist der Angst trieb die Schweißtropfen auf des Knaben Stirn. Da gab es Angst vor dem „grimmen Landexamen", Angst vor dem Sonntag,

Angſt vor der Katechiſation, Angſt vor der „tiefumnachteten Zukunft".

Doch die Muſe ſorgte für ihren Erkor'nen. Sie erſchien ihm zum erſten Male nach ſolcher Kirchenangſt und wiſchte die bitteren Tropfen von ſeiner glühenden Stirn. Er hatte mit ſeinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannſtadt in der Kirche den Katechismus zu ſprechen. Der Lehrer der zweiten Klaſſe, Zilling's getreuer Knecht, drohte ſie furchtbar durchzupeitſchen, wenn ſie nur ein einziges Wort verfehlen würden. Mit zitternder Stimme fangen die Knaben an, ſie bringen ihre Aufgabe ohne Anſtoß heraus. Man giebt zur Belohnung jedem zwei Kreuzer. Die beiden Krösuſſe wiſſen nicht, wohin mit all dem Gelde. Fritz hat einen großen Gedanken: wir eſſen kalte Milch im Hartenecker Schlößchen. Aber o hartherziges Harteneck! Nicht einmal der profane Abkömmling der Milch, nicht einmal ein Vierling Käſe, iſt von ihren Schätzen zu erſchwingen. Sie ſollen vier Kreuzer für einen Vierling Käſe bezahlen; ihnen bleibt nichts zu Brod übrig. Niedergeſchlagen wandern ſie nach Neckarweihingen. Sie fragen herum, was hier eine Schüſſel Milch koſtet, und, o Freude! ſie bekommen für drei Kreuzer nicht blos eine vortreffliche Milch, ſondern auch ſilberne Löffel dazu. Der vierte Kreuzer verſchafft ihnen noch einen herrlichen Nachtiſch von Johannisträubchen. Voll Jubel über ſolch ſchwelgeriſches Mahl ziehen ſie von dannen, Schiller in dithyrambiſcher Begeiſterung. Sie ſteigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überſehen kann, und Schiller ertheilt in wahrhaft dichteriſchem Schwung dem milchentblößten, käſe-

kargen, brodvergeſſenen Orte ſeinen Fluch, dem andern ſeinen gefühlteſten Segen.

Der Dämon ſeiner Zukunft kam ihm noch in anderen Geſtalten nahe. Der Dichter Schubart war Organiſt der Kirche. Wenn Zilling's Predigt verhallt war und die Orgel erbrauſte, ging Schubart plötzlich zum Entſetzen des Spezials in weltliche Melodien über, was von dem geſangbuchfeſten Knaben ſicher nicht unbemerkt und ungefühlt blieb.

Einen gewaltigeren Stoß bekam ſeine Phantaſie durch das Leben der Reſidenz ſelbſt. In Ludwigsburg ſah er zum erſten Male ein Theater. Er verdankte dieſes Ereigniß einem Bruche zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Ständen. Der Herzog von Würtemberg, der durch unmäßige Verſchwendung ſein Land und namentlich ſeine Hauptſtadt zu drohenden Klagen trieb, verlegte, um die Stuttgarter zu ſtrafen, ſeine Reſidenz und ſeine Neigungen nach Ludwigsburg und machte ſich hier, um die Strafe zu ſchärfen, ſo viel Vergnügen als möglich. Wenn ein deutſcher Fürſt von damals ſchlecht ſein wollte, ſo brauchte er auch dazu ein franzöſiſches Muſter. Italieniſche Oper, franzöſiſches Schauſpiel, Ballets, Seiltänzer und zur Karnevalzeit eine venetianiſche Meſſe, welche von Jung und Alt in der Maske beſucht werden konnte, ſchufen die kleine Stadt zu einem Fontainebleau um. Beſonders wurden die Opern mit allem Pomp ausgeführt, welchen dieſe anſpruchsvolle Favoritin feichter Höfe verlangt. Hier wechſelte vor den erſtaunten Augen der Ludwigsburger Jugend eine Welt prachtvoller Dekorationen; die künſtlichen Elephanten und Löwen, die nicht ſo galant waren, zu ſagen, welcher Schnock in ihnen

steckte, erregten einen behaglichen Schrecken; prächtige Aufzüge mit Pferden polterten über die Bühne. Die Ballette waren von Noverre eingerichtet, von dem berühmten Vestris getanzt. Große Sänger, von trefflichem Orchester begleitet, machten die Sinnenbezauberung vollständig.

Daß ein Knabe solchen glänzenden Thaten gegenüber nicht unthätig blieb, ist zu begreifen. Schiller führte mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen auf. Er verbrauchte, wie das Schauspiel pflegt, sofort eine Schwesterkunst zu seinen Zwecken. Christophine, die eine talentvolle Zeichnerin war, mußte, während der Bruder die Trauerspiele lieferte, nicht blos die Coulissen, sondern auch die tragischen Helden malen. Leere Stühle vertraten den Kreis der Zuschauer. Er hatte wie Ekhof, der als Kind bei solchen Spielen alte Kleider vor sich aufhing, ein Gefühl, daß die dramatische Kunst den Zuschauer bedinge. Aber solche lustige Seitenzweige, die das junge Bäumchen trieb, sollten bald gestutzt werden.

Jetzt nahm die erste Klasse den Knaben auf. Hier war der Professor Joh. Friedrich Jahn der Hauptlehrer. Als ein vorzüglicher Schulmann, der von dem sprachlichen Unterricht nach allen Seiten in die übrigen Zweige des Wissens hineinführte, förderte er seine Schüler so, daß sie vorbereiteter, als alle andern zu den Klosterschulen abgingen. In seiner Klasse ward auch für die Theologen etwas Griechisch und Hebräisch gelehrt. Im Lateinischen las er Ovid's Tristien, die Aeneide und die Oden des Horaz.

Friedrich Schiller suchte sich in diese neuen Lehrgegenstände hineinzuarbeiten, namentlich trieb er fleißig Metrik

und zeichnete ſich im Anfertigen von lateiniſchen Verſen aus. Aber ob er Jahn's Anſprüchen nicht genügte oder was ſonſt die Urſache war, es kam zu einer „Colliſion" zwiſchen Lehrer und Schüler*).

Der Knabe ward ſcheu und linkiſch. Das Ungewöhnliche ſeines Weſens fing an, ſich kund zu geben.

Er durchzog während der Freiſtunden einſam oder mit einem auserwählten Freunde die ſchöne Landſchaft um Ludwigsburg, und Klagen über das Schickſal, Geſpräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für die kommende Zeit entſtrömten ſeinem gepreßten Herzen. Wieder kam Neujahr und der unvermeidliche Wunſch, ein lateiniſcher Brief an den Vater. Wieder kam Oſtern und das unvermeidliche Landexamen, wieder die Schulangſt und eine gute Zenſur.

Zwar wurde Jahn verſetzt, aber ein nicht minder ſtrenger Lehrer, der Oberpräzeptor Winter, trat an ſeine Stelle. Da Friedrich Schiller in der Fertigkeit, lateiniſche Verſe zu machen, alle ſeine Mitſchüler übertraf, ſo ward

*) Boas Jugendjahre I, 62. Guſtav Schwab, Hoffmeiſter und Ed. Boas erzählen, daß Schiller's Vater 1770 nach der Solitude verſetzt ſei, daß der Sohn in Ludwigsburg geblieben und zu Jahn in Penſion gegeben ſei. Daß Schiller's Vater nicht 1770 nach der Solitude verſetzt iſt, erwieſen ſchon die von Guſtav Schwab herausgegebenen Urkunden, in welchen der Brief vom Jahre 1773, welchen Schiller's Vater an den Oberſt Seeger ſchrieb, und der Revers von 1774, den Schiller's Eltern unterzeichneten, von Ludwigsburg aus datirt iſt. Dieſe Umſtände machen es mehr als zweifelhaft, daß Schiller bei Jahn in Penſion geweſen iſt.

ihm die Aufgabe, den neuen Lehrer mit einer poetiſchen Begrüßung zu empfangen. Er brachte die geiſtreiche Wendung an, daß Winter den Schülern einen ſchönen Frühling verſpreche. Aber dieſes Kompliment verhinderte den biedern, leicht zur Hitze geneigten Winter nicht, wegen eines Mißverſtändniſſes den Frühlingspropheten mit harten Stockſchlägen zu züchtigen. Etliche Tage nachher erkannte zwar Winter ſeinen Irrthum und ging zu Schiller's Vater, um ſich zu entſchuldigen. Dieſer wußte indeß nichts von der Sache, der Sohn hatte nichts geklagt. Die blauen Flecke auf ſeinem Rücken ſprachen um ſo deutlicher.

Wie ſehr die lateiniſche Poeſie des Primaners bloße Formübung war, erhellt daraus, daß auch der Kirchentyrann Zilling in einem langen lateiniſchen Karmen feurig von ihm angeſungen wurde. Es war eine offizielle Dankrede für geſtattete Herbſtferien (28. Sept. 1771). Es findet ſich keine Spur, daß Schiller zu dieſer Klaſſe von Geiſtlichen eine innere Beziehung gehabt habe. Er ſollte konfirmirt werden. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche ſein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen ſoll, ſieht ihn die fromme Mutter theilnahmlos auf der Straße umherſchlendern. Sie ruft ihn zu ſich, macht ihm Vorwürfe über ſeine Gleichgültigkeit und ſtellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht ſich in die Einſamkeit zurück, und durch die lateiniſche Rinde, welche die Schule um ſein Herz gelegt hat, quillt ſein wahres Gefühl in einem deutſchen Gedicht hervor. Das, fühlte er in bitterem Drang, mußte die Mutter von einer Empfindung überzeugen, die er vor der Kirche und den

Menſchen unter einem gleichgültigen Weſen verbarg. „Biſt Du närriſch geworden, Fritz?“ unter ſolchen Worten verbarg der Vater ſeinerſeits auch eine Empfindung, als er das Confirmationsgedicht ſeines Sohnes zu Geſicht bekam*).

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher dieſer in die Kloſterſchule aufgenommen werden ſollte, um ſo angeſtrengter wurde ſein Eifer. Das dritte Landexamen drohte; aber der Körper des dreizehnjährigen Knaben war durch ſchnelles Wachſen geſchwächt, ſein Fleiß wurde dadurch gehemmt, und ſo erhielt er diesmal eine weniger günſtige Zenſur. Als aber ſeine Geſundheit ſich kräftigte, lag er ſo anhaltend über ſeinen Büchern, daß ihm die Lehrer befehlen mußten, hierin Maß zu halten. Seine außerordentlichen Fortſchritte im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A.

Man ſieht, eine äußerſt gewöhnliche, aber äußerſt naturgemäße Entwickelung. Der Fleiß des Schülers hatte den richtigen Inſtinkt, daß ohne Fleiß keinerlei Meiſterſchaft zu erringen iſt. Allein dieſes raſtloſe Streben, dieſe Erfüllung von Allem, was er in ſeinem Kreiſe leiſten konnte, ſprengten, wie wir ſehen werden, eben dieſen Kreis. Es traten Strömungen ein, welche ſeinen kleinen Lebenskahn aufnahmen, aber er hatte ihn ſich ſelbſt gezimmert. Daß er

*) Nach Conz. überreichte er der Mutter unter den oben erzählten Umſtänden ein deutſches, nach Peterſen dem Vater ein lateiniſches Gedicht in Doppelverſen. Vielleicht können beide Anekdoten neben einander beſtehen. Der Mutter brachte er das deutſche, dem Vater das lateiniſche Gedicht.

ſich von ſeinem theologiſchen Beruf abbringen ließ, beweiſt nur, daß dies nicht ſein Beruf war, wie ſehr er ſelbſt und Andere ſich auch darüber täuſchten. Die Perſonen und Ereigniſſe, die eine ſolche Wendung in dem Leben unſres Helden hervorbrachten, ſollen uns zunächſt beſchäftigen.

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1781.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg.

Zwei bedeutende Fürstengestalten stehen am Ein- und Ausgange von Schiller's Leben. Sie haben bei aller Verschiedenheit zu Gunsten Karl August's eine Aehnlichkeit des Jahrhunderts, der Schicksale, der Neigungen. Beide waren, noch ganz jung, nach dem Urtheile Friedrich's des Großen die hoffnungsvollsten Fürsten. Beide überkamen in jugendlicher Kraft ihre Länder aus der Hand verwittweter Mütter. Beide waren im Geist der Aufklärung erzogen. Begabte Naturen, mit starker Sinnlichkeit, große Jäger vor dem Herrn, liberal im Verkehr mit dem Volk, liebten und hegten Beide den Geist. In Einem sind sie ganz verschieden: Karl August wehrte sich gegen die Circe der Leidenschaft mit tapfrem Schwert. Wie Odysseus behielt er stets seine Menschengestalt. Karl Eugen ward schmählich verwandelt. Aber, wie es von den Gefährten des Odysseus nach der Entzauberung heißt:

Alsbald wurden sie Männer und jünger, denn sie gewesen,
Wurden zugleich weit schöner an Wuchs und höher an Ansehn,

so erschien Karl Eugen, von der Circe noch einmal berührt: in desto edlerer Bildung, je wüster vorher seine Verwandlung war.

Karl Eugen war 1728 geboren. Sein Vater, Karl Alexander, war zur katholischen Religion übergetreten. Er starb eines plötzlichen Todes und hinterließ seinem unmündigen Sohn einen tiefen Zwiespalt zwischen dem Thron und den Landständen. Bei der vortrefflichen Erziehung, die dieser während der Regentschaft seiner Mutter, der Herzogin Wittwe, in Berlin unter den Augen Friedrich's des Großen genoß, schien nichts von ihm zu befürchten, als er durch die Verwendung Friedrich's und die Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe, in einem Alter von kaum sechszehn Jahren, zur Regierung kam.

Das Zeugniß seines Erziehers, Friedrich's des Zweiten: „daß er fähig sei, noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut", bewahrheitete der Schüler vorläufig nur durch eine philosophische Schrift: „über die Tugenden und Laster."

Er stand am Scheidewege.

Die Landschaft hielt es für nöthig, eine Warnungstafel aufzustellen. Sie schützte die evangelische Landesreligion vor dem katholischen Fürsten durch einen Revers. Kirchen- und Unterrichtswesen wurden dem jungen Weltweisen versperrt. Das philosophische Ideal war nicht stark genug, um die mit dem Machtgefühl unbändig erwachende Sinnlichkeit des werdenden Jünglings in die Bahn der Tugend zu reißen und sie zum kraftvollen Diener des Geistes zu machen. Die Hand, welche ihm die Ehe bot, war nicht stärker. Seine junge Gemahlin war schön, aber hochmüthig. Karl liebte das Volk, sie verachtete es. Eine Trennung endigte das Bündniß.

Nun reichten die Geister des Verderbens von allen Enden her ihre Hände, um den Fürsten rasch und dienstfertig die dunklen Nachtpfade des Lasters zu führen. Jener geschickte Unterhändler am kaiserlichen Hofe, ein gewisser Montmartin, Freiherr und Reichsgraf, war bald nach der Thronbesteigung des Herzogs ins Land gekommen. Eine einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, machten ihn als Minister dem Fürsten unentbehrlich. Die Thaten, denen er zu feige war, seinen Namen zu leihen, überließ er dem Obrist Rieger, einem offenen und feurigen, aber gewaltthätigen Manne. Der Dritte in diesem Bunde war Wittleder. Vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirektor emporgestiegen, hatte er dem Stellenhandel eine unerhörte Organisation gegeben. Er hatte zu Ludwigsburg eine Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis hinab zum Nachtwächterdienst gekauft werden mußten. Denn der Herzog brauchte Geld, Geld und wieder Geld.

Er bewies, daß er im Stande sei, noch größere Staaten zu — ruiniren, als die, welche die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Feste, Oper, Ballet, kostbare Reisen, italienische Maitressen verschlangen das vom Volke erpreßte Geld. Das Wild, das in ungeheuren Heerden gehegt wurde, zerstörte die Saaten des Landmanns. Der Soldatenhandel fraß, wie in Hessen, die Söhne des Landes. Auf einen „Subsidienvertrag“ zahlte Frankreich drei Millionen Livres. Sie rannen in die bodenlose Kasse des fürstlichen Haushalts.

Die Landschaft protestirte, die Hauptstadt murrte. Der Herzog verlegte seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigs-

burg. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, kämpfte er mit offenem Visir gegen den besseren Geist seiner Jugend. Er stellte vierzehntausend Mann gegen Friedrich den Großen ins Feld, bei deren Aushebung der Obrist Rieger die tausendfachen Flüche des Landes auf sich lud.

Sie sollten sich erfüllen. Der finstere Geist des Despotismus hat in seinem Gefolge das Mißtrauen. Montmartin empfand die Ansteckung zuerst und theilte das Gift dem Herzoge mit. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges ließ dieser seinen Günstling Rieger in eine der drei Zwing-Uri's werfen, welche auf den schönsten Höhen des gottgesegneten Ländchens ragten. Rieger schmachtete Jahre lang im Kerker zu Hohentwiel. Seine Schöpfung, das Soldatenspiel, blieb. In die Portion von Macht und Schlechtigkeit, welche durch seinen Sturz frei geworden war, theilten sich Montmartin und Wittleder. Jetzt wurde die Landschaftskasse angetastet, neue und einträglichere Steuerplane ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war. Neue Protestationen von Seiten der Landstände. Karl antwortete mit der Verhaftung des berühmten deutschen Rechtslehrers, des Landschaftskonsulenten Moser; er warf ihn in den Kerker zu Hohentwiel. Da brach der zu stark gespannte Bogen. Das patrizische Institut, der engere Landesausschuß, der die Konstitution in den oft langen Zwischenzeiten der Landtage vertrat, erhob sich nun. Die Landstände machten ihrem Herzoge den Prozeß bei Kaiser und Reich; durch Preußens und anderer Staaten Verwendung kam ein Vergleich zu Stande. Montmartin und Wittleder wurden entfernt, die Verfassung hergestellt. Wenn Karl nicht inner-

lich dieſes Treibens ſatt war, hätte er wohl wenig nach dem Prozeſſe gefragt. Aber der Sturm hatte ausgerast. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einſam auf dem Meere der Leidenſchaften; eine letzte, hochgehende Woge warf ihn in den Hafen.

Er gewann das Herz der ſchönen, ohne Neigung verheiratheten Franziska, Baronin von Leutrum. Er machte Franziska zur Gräfin von Hohenheim; ſie machte ihn wieder zum Menſchen. Der Herzog liebte ſie und erhob ſie zuletzt zu ſeiner Gemahlin.

Jetzt verwandelte ſich der goldbetreßte, Soldaten- und Opern-luſtige Luxus in die ſchlichte Geſtalt bürgerlicher und erziehender Tugend. Die Lichter in Karl's Charakter traten hervor. Er war verſöhnlich, wie alle kraftvolle Menſchen. Als Moſer auf Befehl des Reichshofraths freigelaſſen wurde, erklärte ihn der Fürſt für ſchuldlos und ſetzte ihn wieder in ſein Amt ein. An Rieger verlieh er den Kommandantenpoſten auf dem Asperg. Nur ſeine Liebe zu Franziska durfte nicht mit ſeiner Verſöhnlichkeit in Konflikt kommen. Schubart, der durch Spottreden ſein Verhältniß unzart berührt hatte, ward auf eine für den Herzog ewig ſchmachvolle Weiſe auf würtembergiſches Gebiet gelockt und auf dem Asperg ohne Spruch und Urtheil in qualvoller Gefangenſchaft gehalten.

Vor allem faßte Karl Eugen die Aufgabe des Regenten als eines Erziehers ſcharf in's Auge, und nichts charakteriſirt ihn beſſer als ſeine Schöpfung: die militäriſche Akademie. Sie enthält alle Erſcheinungen, welche bei einem ſo ſchroffen Uebergange, bei der Erinnerung an frühere, eigene Studien,

bei seiner militärischen Erziehung und seinem lob- und liebebedürftigen Herzen natürlich sind.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl auf der Solitude unter dem Namen „militärisches Waisenhaus" eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne. Bald aber erweiterte sich der Plan der Anstalt, der zuerst darauf hinausging, in Tanz, Gesang und andern Künsten Unterricht zu bieten. Jetzt sollten auch Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen und aus der „militärischen Pflanzschule", wie sie jetzt hieß, eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt werden, welche auch Studirenden zu einer Vorbereitungsschule dienen könnte. Darum wurden Lehrer für den Unterricht in der Geographie, Geschichte u. s. w., darum wurde unter andern der tüchtige Jahn von der lateinischen Schule zu Ludwigsburg berufen, und später die Pflanzschule zur Akademie erhoben.

Um talentvolle Zöglinge für die Solitude zu gewinnen, ersann Karl ein eigenes Werbesystem, das oft nicht weniger gewaltsam in der Güte war, als das soldatische in Zwang und List. Schon hatte Schiller's Freund, Wilhelm von Hoven, diesem Werbesysteme sammt seinem Bruder folgen müssen. Jetzt kam auch an Schiller die Reihe.

Es pflegte von Zeit zu Zeit bei den Lehrern der übrigen Schulen nachgefragt zu werden, welche Schüler sich am meisten auszeichneten. Dies geschah auch in Ludwigsburg, und Friedrich Schiller ward von sämmtlichen Lehrern für einen vorzüglich begabten Knaben erklärt. Sofort wendete sich Herzog Karl an Schiller's Vater mit dem Erbieten,

seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten lassen und in Allem freihalten zu wollen. Große Bestürzung in der Familie. Die Theologie des Sohnes ist in Gefahr; denn für diesen Beruf hatte die Anstalt keinen Lehrstuhl. Der Vater sucht die ihm zugedachte Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzulehnen, die auch so guten Erfolg hat, daß der Herzog selbst erklärt: auf diese Art könnte er in der Pflanzschule ihn nicht versorgen. Einige Zeit lang ist Alles still. Ganz unvermuthet stellt der Herzog noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Pflanzschule zu geben; die Wahl des Studiums solle ihm freistehen, bei seinem Austritt solle ihm eine bessere Versorgung werden, als sie im geistlichen Stande möglich sei. Freilich war hiermit stillschweigend und später durch einen schriftlichen Revers, den Vater und Mutter unterzeichneten, ausgesprochen, daß der Eleve „sich gänzlich den Diensten des Herzoglich Würtembergischen Hauses widmen müsse." Eine Bedingung, die in der Folge sehr drückend wurde.

Die Freunde der Familie, sowie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs nicht Folge geleistet würde. Mit zerrissenem Gemüth fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen mehr hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen. Aber Alle merkten sich das Versprechen des Herzogs, daß eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten dem jungen Schiller einst gewiß sein würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter beitrug, war die Nähe des Instituts, die Gewißheit, den Sohn jeden

Sonntag ſprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man für die Geſundheit der Zöglinge anwendete, und die vertrauliche, ſehr oft väterliche Herablaſſung des Herzogs gegen dieſelben, durch welche die ſtrenge Disziplin um Vieles gemildert wurde.

Der Hauptmann dankte mit einem ſchwungvollen Schreiben an den Intendanten von Seeger, worin es lautet: „Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unſre Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an ſich tragen, werden ſie nicht alsdann noch erkennen und ſagen: das haben wir dem großen Karl zu verdanken!“

Was konnte der „große Karl“ dafür, daß dieſes Entzücken nicht ſo ernſt gemeint war? Er glaubte dem ehrlichen Hauptmann. Der dreizehnjährige Knabe wählte zu ſeinem Beruf die Jurisprudenz. Profeſſor Jahn fand ihn genügend vorbereitet, nur ſagte ſeine Zenſur: die Handſchrift ſei mittelmäßig.

„Mit einem blauen Röcklein, nebſt Camiſol ohne Ermel“, funfzehn lateiniſchen Büchern und einer Baarſchaft von 43 Kreuzern, ging Friedrich ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

II.

Der Eleve.

Die Botaniker legen die Pflanze, um ihre vollſtändige Charakteriſtik zu gewinnen, in ihrer Blüthezeit ins Herbarium. Wir wollen es mit der Akademie, der ſeltſamen Erziehungspflanze des Herzogs, machen wie die Botaniker, ihre Blüthe-

zeit abwarten und dann ausführlich beschreiben. Als Schiller am 17. Januar 1773 aufgenommen ward, war das Institut zwar militärisch eingerichtet, aber es fehlte ihm die großartige Ausdehnung, die es nachher gewann.

Der fleißige Zögling der lateinischen Schule ward bald im Lateinischen Meister, er gewann auch in der griechischen Sprache durch eine Erklärung äsopischer Fabeln den ersten Preis. Der Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Kränklichkeit lähmte überdies seine Kräfte, und etwas Anderes leitete sie auf eine andere Bahn. Jetzt drängte sich mit energischer Strömung die Quelle hervor, welche sein erstes deutsches Gedicht in ihm aufgegraben hatte. Der erste Anblick der Muse ist gewiß bei jedem Künstler von heiligen Schauern begleitet. Die Ahnung von einem himmlisch schönen Lebensgut zuckt wonnig durch die junge Brust. Da winkt aus rosigen Wolken unverlierbar ein Eden von Glück, das ihm gehört, in das er zu jeder Stunde aus dem Alltäglichen flüchten kann. Aus diesem freudigen Bewußtsein quillt mächtig ein Gefühl der Freiheit, der Andacht, des Muthes, mit keinem andern zu vergleichen, als mit dem Gefühl der gläubigen Seele gegenüber den Bedrängnissen der Welt.

Bei der Wiedergeburt der Poesie vermischen sich auch in der Geschichte religiöse und dichterische Stimmung. Ich habe im vorigen Buche angedeutet, welche Erneuerung theilweise das religiöse Leben in Deutschland durch den Pietismus empfangen. In England war dies in noch kraftvollerer Weise durch den Puritanismus geschehen, und dieser erschuf sich zuerst wieder eine geläuterte Kunstform. Wäh-

rend in Deutschland die Lieder eines Paul Gerhard die Bedürfnisse der gläubigen Seele im innigen Volkstone vortrugen, hatte der Geist des Puritanismus mit Milton's ernstem Gedicht ein nüchternes Jahrhundert „an die große Aufgabe der Menschheit zurückgerufen." Die tieferen Geister des deutschen Volkes bildeten eine unsichtbare Kirche, welche ähnliche Rufe mit Begeisterung vernehmen konnte. In ihr sammelte sich eine Zeit lang Alles, was vorwärts wollte in Prosa und Versen, die predigend reisenden, Liebe beweisenden, Wonne verheißenden, Lavater, Jung Stilling, Jacobi; Goethe verstehend und bindend, Lessing polemisirend, Herder reinigend und belebend. Selbst Potsdamer Gardeoffiziere hatten unter Knebel's Anleitung einen religiösen Verein.

Auch in Schiller's Seele begaben sich diese Wunder der Zeit. Ihn wandelten Schauer des Entzückens an. Er ergoß sich oft in Gebeten und hielt auch in Gemeinschaft mit Andern förmliche Andachtsstunden. Sie waren schon ernster gemeint, als jenes kindliche Predigen vom Stuhl. Dabei haßte er jeden Schein, er vermied die Betbrüder und „Pietisten." Natürlich, denn einem so gestimmten Gemüth ist nichts innerlich genug, als es selbst.

Auf ein so gestimmtes Gemüth traf Klopstock's Messias in dieser Zeit, wie auf einen guten Acker ein Same, von dem auch nicht ein Korn verloren ging. Hier war die innige Hingebung an die erhabenste Persönlichkeit zur dichterischen Kraft emporgewachsen. Hier war aus einem Nichts an Sinnlichkeit und Erfahrung eine Welt geschaffen. Der religiöse Inhalt machte den Gesang unsterblich, zu einem Sieger der Zeiten. Milton hatte den Sündenfall besungen,

Klopstock die Erlösung; Saul hatte Tausend, David Zehntausend geschlagen. Die Erhebung, die Liebe zum würdigen Gegenstand galt fortan als die anzurufende Muse. Alles dies, wie bezaubernd, wie verführerisch für alte und junge Nachahmer! Die Literaturgeschichte hat unter den vielfachen Versuchen in diesem Felde die Noachide Bodmer's, seine Sündfluth, seinen Jakob und Joseph, Moser's Daniel, Wieland's geprüften Abraham aufgeführt. Während Goethe sich an den menschlich schönen Stoff von Joseph machte, ist es für Schiller charakteristisch, daß er eine politisch-religiöse Figur von gewaltigem Ideeninhalt, den „Moses", sich zum Helden erwählte. So sehr dieses verloren gegangene Epos eine sklavische Nachahmung des Messias gewesen sein mag, so sehr beweist es doch, wie der letztere auf den jungen Schüler wirkte. Er ahmte die Form nach, aber der Stoff war seine eigenste Wahl.

Klopstock blieb noch lange sein stillgefeierter Meister. Und er ist ein Meister in seinen Oden, wie ihn ein Jünger auch heut zu Tage noch gern studirt. Hölderlin und Platen haben herausgefühlt, was Herder von den schönsten Oden sagte, daß zu jeder eine eigene „Bereitung" gehört, daß über jeder ein anderer Duft und Geist weht, der sich auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härteren oder weicheren Buchstaben verbreitet. Schiller empfand diese Schönheiten, er naschte nicht an der Poesie, er forschte, verglich, deklamirte und trug sich Tag und Nacht mit seinem Vorbilde herum.

Was müssen diese wundervollen Geschenke des Genius

damals gewesen sein, wo noch nicht der bestechende Klang des Reimes in solcher Fülle der Natürlichkeit sich ergoß, wie in Bürger's und Goethe's Gedichten. Und Bürger, der auf Schiller's Lyrik einen großen Einfluß gehabt hat, begann erst mit den siebziger Jahren seinen poetischen Flug. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß um dieselbe Zeit der Göttinger Dichterbund beschworen wurde. Die Zeit muß sprechen, wo das Leben des Helden schweigt. Bei den Gelagen dieser Jünglinge lebte Klopstock und starb Voltaire. Sie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondschein; sie lagerten sich beim Rheinwein auf Rosenblätter. Vaterlandsliebe, innige Freundschaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig. Ungekannt gehörte der junge Genius auf der Solitude zu ihrem Bunde.

Bald fand er auch einen Leitstern in die dramatische Poesie. Ein Freund sprach ihm mit Begeisterung von Gerstenberg's „Ugolino"; er las das Stück, und der Eindruck war ein so nachhaltig mächtiger, daß er es noch in späteren Jahren in Ehren hielt. Das Stück ist jetzt beinahe vergessen. Lessing schreibt in einem Briefe an Gerstenberg: „Sie haben ein Sujet gewählt, dessen Kontextur sich aller dramatischen Form zu verweigern scheint; aber es hat müssen werden, was Sie gewollt haben. Meine Rührung ist mehr als einmal durch das Erstaunen über die Kunst unterbrochen worden." Er erklärt in demselben Briefe, das Stück habe ihn so furchtbar erschüttert, daß er es in der Absicht, sich der Täuschung zu überlassen, nicht zum zweiten Male lesen wolle. Ein solches Stück war die tägliche Nahrung für die jugendliche Phantasie unseres Schiller.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ugolino ist ein dramatischer Laokoon, nur daß die Schlangen durch den Hunger ersetzt werden und daß noch ein Sohn mehr in der jammervollen Umstrickung sich windet. Dazu liegt die Schuld des Helden, wenn ja eine vorhanden, vor dem Stücke, es ist eine Erschöpfung des Mitleids, wie die Messiade eine Erschöpfung der Andacht. Aber „es hat müssen werden, was der Dichter gewollt." In dieser Beziehung ist vom Ugolino etwas zu lernen, was der Dramatiker lernen kann, und Schiller hat nicht blos die starken Dosen des Furchtbaren, er hat die Autonomie des Dichters über den Stoff aus dem Ugolino gelernt. Vorläufig schrieb er ein Trauerspiel: „die Christen"; ein Werk, das ihm vielleicht Gelegenheit bot, durch die Darstellung der Verfolgungen, die über die ersten Christen ergingen, Grausen und Mitleid, und durch die todesmuthige Glaubenstreue derselben Erhebung und Bewunderung zu erwecken. Auch hier wie bei einem andern Versuche: „Absalon", dessen er sich noch in seinen Mannesjahren erinnerte, ist die Wahl des Stoffes bedeutsam genug, indem er Alles entbinden mußte, was die jugendliche Seele erfüllte.

Die Abgeschiedenheit seines Aufenthalts auf dem einsamen Waldschloß, von dessen Höhe der Blick in ungemessene Weite schweifte, mußte solche Bildung des Talents begünstigen. Der Besuch Lavater's im August 1774, welcher die militärische Pflanzschule zu physiognomischen Zwecken ausbeuten wollte, konnte für Schiller keine andere Bedeutung haben, als daß er eine Berühmtheit sich irren sah. Lavater hielt den gutmüthigsten Eleven für einen Erzschelm.

Am meisten beschäftigte den fünfzehnjährigen Eleven

nächst seinen poetischen Lehrmeistern sein fürstlicher Erzieher. Die Zöglinge vergötterten ihn; und dem mächtigen Manne that es wohl, von der Jugend vergöttert zu werden. Er suchte die Liebe da, wo ihre Quelle am reichsten fließt, wo das Wort der Huldigung und des Dankes aus dem Herzen kommt. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinüberfuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und außen ganz vollgepfropft von Eleven, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden. Mußten die Jungen nicht den Abstand vergessen? mußten sie den Mächtigen, — und die Jugend weiß kleine Liebesbeweise mehr zu schätzen, als große — mußten sie den Vater in dem Mächtigen nicht vergöttern, und sich zum Dank nicht sammt und sonders in die idealisch schöne Franziska mit den funkelnden Augen verlieben?

Aber dergleichen Verhältnisse haben etwas Gefährliches, und die Tragödie, die zwischen dem Herzog und Schiller spielte, nimmt hier ihren Anfang. Der Mächtige nimmt das enthusiastische Wort der Jugend für die ganze Persönlichkeit. Die Jugend hingegen kennt nicht die Tragweite des Wortes und glaubt mit einem Worte noch nicht den ganzen Menschen zu vergeben.

Schiller liebte seinen Erzieher. Er liebte den „großen Karl“, dessen Größe aus dem dunklen Hintergrund einer wilden Vergangenheit um so energischer den Jünglingen in die Augen trat. Er liebte ihn als den Gott, von dem Wohl und Wehe seiner Eltern abhing und der ihnen sehr wohl wollte. Er hatte fast zu viel Gelegenheit, seine „Gesinnung“ auszusprechen. Der Herzog gab den Eleven

allerhand seltsame Themata zur Beantwortung auf, welche wohl ihren Charakter zu männlicher Offenheit bilden sollten, in der That aber sehr leicht eine bedenkliche Denunziationssucht befördern konnten. Einmal hieß solche Frage: „Welcher ist unter Euch der geringste?“ Schiller's Beantwortung in lateinischen Distichen zagt unter der Schwere der Aufgabe, nennt endlich Karl Kempf den schlechtesten Schüler, zweifelt nicht daran, daß er sich bessern wird und preist die Güte des Herzogs. Ein andermal sollte jeder Eleve eine Charakteristik von sich selbst und seinen Mitschülern liefern. Als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christenthum, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Gesinnung gegen den Herzog. Karl wußte, was er im letzten Punkte zu erwarten hatte. Es war die Provokation des alten Lear an seine Töchter, und Schiller hütete sich wohl, die Rolle der Cordelia zu spielen, ohne daß man sagen kann, er habe weniger wahr empfunden. Aber es waren keine Regan's da, die er zu beschämen hatte.

Hier ist das Wesentliche seines Bekenntnisses an den Herzog: Er fühlt den ganzen Umfang seines Glücks, die Gnade des Fürsten gegen seine Eltern. „Dieser Fürst, schreibt er, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer, als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt.“ Sein Vater hat ihm seufzend diese Dankbarkeit auf die Seele gebunden. Sie soll ihm fortan zum heiligsten Gesetz werden. „Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden, aber ist es denn nothwendig, daß

Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete; oder sollte ich noch gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters." Er nennt sich, die Urtheile der Mitschüler über ihn aufs feinste durch Selbstbekenntniß entkräftend, eigensinnig, hitzig, ungeduldig, aber er ist sich seiner Aufrichtigkeit, seiner Treue, seines guten Herzens bewußt. Daß er seine Gaben nicht gut anwendet, schiebt er auf Körperschwäche. Er klagt sich der Unreinlichkeit an. Er hofft von der Gnade des Herzogs Verzeihung. „Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe; es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht." Neue rührende Anklagen, neue heiße Gelöbnisse, neues Entzücken über die Großmuth seines Erziehers: „Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! — — — Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken — — lassen Sie mich zwischen mein

Vaterland treten und mit demſelben Ihnen, mein Vater, zurufen: Er lebe! Laſſen Sie mich endlich ſeufzen, daß ich nicht danken kann!"

Man kann dem Herzog nicht als Schuld anrechnen, daß er hiernach nicht ſofort ſeinen Zögling entließ und ihn zum Theologen machte. Dieſer leiſe Wunſch nach Freiheit wurde von beiden Seiten nicht verſtanden. Aber man begreift es, daß der Herzog auf die Klagen der Rechtslehrer über Schiller antwortete: „Laßt mir dieſen gewähren; aus dem wird etwas."

Die Urtheile der Mitſchüler über Schiller enthalten wenig, was wir nicht ſchon wüßten. Sehr lebhaft und luſtig nennt ihn der Eine, ſehr beſcheiden, ſchüchtern, ſehr freundlich und mehr in ſich ſelbſt als äußerlich vergnügt nennt ihn der Andere. Seine Kränklichkeit, ſein Hang zur Theologie wird beſtätigt. Ein Eleve macht die geiſtreiche Entgegenſtellung: Iſt gewiß ein wahrer Chriſt, aber nicht gar reinlich. Ein anderes Urtheil rühmt ihn als ſehr dienſtfertig, freundſchaftlich und dankbar, ſehr aufgeweckt und ſehr fleißig.

Auch die äußere Erſcheinung Schiller's iſt uns aus dieſer und aus ſpäteren Lebensepochen überliefert. Da andere Biographen die Schilderung von Scharffenſtein mit Vorliebe aufgenommen haben, ſo bin ich wohl ſchuldig, zu ſagen, warum ich dieſe und ähnliche Schilderungen für unvollkommen halte.

Ein großer Dichter könnte wohl verlangen, daß man ihn nach der Regel der Dichtkunſt, das heißt nach der natürlichen Regel ſprachlicher Darſtellung male. Ein Haus

und eine Gegend mag man topographisch, einen Leichnam anatomisch beschreiben, aber eines Menschen Beine, Hals, Perrücke, Nasenspitze beschreiben, heißt nimmermehr ein Bild dieses Menschen geben. Wenn der geistvolle Lewes Goethe's Haltung schildert und dann von Schiller sagt: „er ging wie ein Kameel", so ist das eine grausame Verzerrung, da man in der Vorstellung nicht zugleich die schöneren Eigenschaften beisammen hat, die solchen ekelhaften Vergleich aufheben, und da wir wissen, daß Schiller von unsäglichen körperlichen Leiden gebeugt war. Wenn Andere dem Dichter nacherzählten, er habe seiner Nase auf der Akademie durch Zupfen die gebogene Form gegeben, so gehört diese Aeußerung allenfalls unter die Rubrik: Schiller's Humor im vertraulichen Kreise, aber nicht in die Beschreibung seiner Gestalt.

Am widrigsten aber haben die Mitschüler des jungen Dichters, Petersen und Scharffenstein, die Grenzen der plastischen und sprachlichen Malerei in ihren Zeichnungen seiner Gestalt verwirrt. Namentlich Scharffenstein, der mit dem Pinsel umzugehen wußte, zeichnet überall Einzelheiten von Schiller, aber nie ein Bild. Kann es eine abgeschmacktere Vergegenwärtigung eines lieben Freundes geben, als wenn Scharffenstein sagt: „er war für sein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, war sehr langhalsig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten Augen. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf" — — — wo bleibt denn hier das Bild? Wo bleibt das freundliche Gesicht? Wo das anspruchslose Wesen, das einen Andreas Streicher bezauberte? Wo das unsagbare Etwas, das der Herzog in der hagern Ge-

ſtalt und der kränklich blaſſen Miene las, wenn er ſagte: aus dem wird etwas.

Das Wichtigſte, was ich aus der Beſchreibung Scharffenſtein's entnehme, iſt, daß das bittre Gefühl des Franz Moor: „Warum mir dieſe Bürde von Häßlichkeit?“ dem Eleven mit den rothen Haaren und Sommerſproſſen ſehr wohl bekannt war. Die Witze ſeiner Mitſchüler, ein unparteiiſcher Blick in den Spiegel konnte ihn belehren, daß die Uniform, auf welche Andere ſich freuten, ſeine Geſtalt, die auf keine Bologneſerniedlichkeit, ſondern auf großartige Verhältniſſe angelegt war, in all ihrer Unfertigkeit zeigte.

Das Selbſtgefühl der Böſewichter, das Bewußtſein der Häßlichkeit, hätte bei jedem weniger edlen Herzen weit ſchlimmere Folgen haben müſſen, als es in der That bei Schiller hatte. Er gab nur, nach einer vortrefflichen Taktik, die Sorgfalt auf den verlornen Poſten auf und konzentrirte alle ſeine Kraft in einem Punkt, von wo aus er ſich ſein Selbſtgefühl und endlich auch ſeine körperliche Bedeutung eroberte, auf den Geiſt. Er ließ die Fluth ſchmutziger Schimpfnamen ruhig über ſeinen unreinlichen Anzug dahingehen, und ich denke nicht jeden köſtlichen „Schweinpelz“ den der Oberaufſeher Nieß ihm entgegenbrummte, von dem funfzehnjährigen Burſchen abzuputzen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß in Nießens Kamaſchenſeele die Begriffe von Sauberkeit von der ſubtilſten Art waren und daß der Anzug der Zöglinge eine unbillige Maſſe Platz für Stäubchen und Flecke darbot.

Alle Offiziersſöhne ſteckten für gewöhnlich in Uniformen von blauer Farbe mit Kragen und Aermelaufſchlägen von ſchwarzem Plüſch. Die überſilberten Knöpfe, die weißen

Achselschnüre, die weißen Westen, weißen Hosen mit weißen Strümpfen, dazu noch Schuhschnallen von übersilbertem Metall, welches Feld für die Augen eines Unteroffiziers! Und vollends die kunstvolle Frisur! Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt, Alles trug sehr lange falsche Zöpfe. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen, darunter eine mit vier Papilloten auf jeder Seite in zwei Etagen und mit Puder. Ein kleiner dreieckiger Hut war der natürliche Abschluß der zierlichen Ornamentistik, deren Fundamente wir in der Akademie ausführlich betrachten wollen.

III.

Die Militär-Akademie.

Es lag in des Herzogs Charakter, Alles, was er that, ganz zu thun und so lange damit zu warten, bis es ganz gethan werden konnte. Mit stiller Genugthuung sah er die angesehensten Familien bemüht, ihre Söhne auf der Solitude unterzubringen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Aufnahmsgesuche. Karl Eugen dachte einen Augenblick ernstlich daran, ein neues Gebäude errichten zu lassen; aber um die Pflanzschule von Grund aus zu dem zu machen, was sie seinem Entwurfe nach werden sollte, wartete er noch einige Jahre, gab ihr den stolzen Namen Akademie und verlegte sie nach Stuttgart. Am 18. November 1775 marschirten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform.

und militärischer Ordnung von der Solitude ab. Nachdem sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegengeritten war, zu Pferde an ihre Spitze. Langsam, im Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochs auf den Herzog, ging der Zug durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schaar mit freudigem Zuruf.

Fürst und Hauptstadt waren versöhnt.

Wir wollen uns die Anstalt betrachten, in welcher unser Schiller seine Lehrjahre verleben sollte. Das Akademiegebäude lag außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse, welches jetzt der Neckarstraße zugewandt ist. Es war ursprünglich eine Kaserne mit zwei Flügeln, an welche soeben ein dritter angebaut wurde. Aus der Mitte des Baues ragte eine Kirche mit niedrigem bleigedecktem Thurme empor. In den obern Etagen der Flügel waren die Schlafsäle und der imposante Speisesaal, in den unteren die Lehrsäle und der Rangirsaal. Außerdem umschloß das weitläuftige Gebäude ein Theater, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, Ateliers für Künstler, ein Winterbad u. s. w. Ein Garten, Schwimmbassins, Reitbahnen zeichneten am besten den großartigen Maßstab des Ganzen.

Die Schlafsäle ruhten auf zwei Reihen von dorischen Säulen; je zwei Säulen schlossen das offene Gemach des Zöglings ein. In den Gemächern standen die Betten, sehr

sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf den Säulen las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte; zur Seite war, mit einem kleinen Bücherschrank, der Wandkasten, worin der Eleve seine Habseligkeiten verschloß. Von der freien Wand des Schlaffaals schaute das Bild des Herzogs herab.

Die Lehrsäle waren hell und geräumig, verziert mit allegorischen Darstellungen jedesmal der Wissenschaft, zu welcher ein Saal bestimmt war. Des Herzogs Porträt hing in jedem. Der Rangirsaal diente zur Musterung. Der Speisesaal, welcher zur Zeit des Umzuges noch nicht vollendet war, lag über dem Rangirsaal. Zweiundachtzig Säulen in ionischer Ordnung traten aus der Wand hervor und trugen eine ringsum laufende Galerie. Zwischen den Säulen waren die Büsten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds enthielten schöne Gemälde vom Direktor Guibal. Zweifache breite Flügelthüren führten in den Saal. Neben dem Speisesaal lag ein sehr elegantes, kuppelförmiges Gemach, „der Tempel" genannt. Hier hielt fast regelmäßig der Herzog mit Gräfin Franziska die Abendtafel.

Die Eintheilung und Einrichtung der Eleven war folgende:

Sämmtliche Zöglinge waren nach ihrer Herkunft in zwei Hauptklassen, in „Cavaliers" und „Eleven", übrigens in mehrere Abtheilungen rangirt. Zur ersten gehörten nur Cavaliersöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten. Sie standen unter einem bürgerlichen Chef. Die folgenden vier Abtheilungen wurden aus den Honoratiorensöhnen, erwachsenen und jüngeren, und aus „den Künstlern", d. i. Kunst- und Gewerbebefliffenen, Malern, Architekten,

Tänzern gebildet, meiſtens armen Knaben, die auf Koſten des Herzogs erzogen wurden. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafſaal, ihre eigene Speiſetafel im Speiſeſaal, und ihre eigenen Vorgeſetzten, einen Hauptmann, zwei Lieutenants, zwei Aufſeher. Natürlich veränderten ſich alle dieſe Einrichtungen mit der zunehmenden Ausdehnung des Inſtituts. Die Aufſicht über das Ganze führten ein Intendant, zwei Majors und ein Oberaufſeher, der dem Intendanten Rapport abſtattete und Ronden machte.

Wir wollen nun die Lebensordnung eines Tages mit Schiller durchmachen. Morgens ſechs Uhr ſtand man auf, Jeder machte ſein Bett, reinigte ſeine Kleider. Dann: Gegenſeitiges Friſiren, Marſch in den Speiſeſaal, Gebet, Frühſtück, beſtehend aus einer gebrannten Mehlſuppe oder geſchmälzten Brodſuppe. Schlag ſieben Uhr begannen die Lehrſtunden, denen die Eleven in Hauskleidern von beliebiger Farbe beiwohnten und welche um elf Uhr endigten. Man begab ſich in die Schlafſäle, um ſich in die uns bereits bekannte Uniform zu werfen. Die Toilette mußte gegen zwölf Uhr vollendet ſein. Jede Abtheilung wurde nun von ihren Aufſehern in den Rangirſaal geführt, wo ſie ſo geordnet wurde, wie ſie im Speiſeſaal ſitzen mußte. Der Herzog, oder in ſeiner Abweſenheit der Intendant, hielt eine genaue Inſpektion, ertheilte hier öffentlich Lob und Tadel. Diejenigen, welche Rüge verdienten, hatten ein „Billet“ in Händen, welches ihr Vergehen enthielt.

Nach der Beſichtigung marſchirten die Eleven in den Speiſeſaal. Hatte ein Jeder ſeinen Sitz erreicht, ſo erſcholl das Kommando: Rechtsum, Linksum. Die Eleven kehrten

ſich der Tafel zu. Neues Kommando: Zum Gebet! Hierauf legte Alles die Hände zuſammen; der Zögling, den die Reihe traf, beſtieg eine Art von Kanzel, welche zwiſchen den beiden Flügelthüren aufgeſtellt war, und ſprach das vorgeſchriebene Tiſchgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck ſaß die ganze Geſellſchaft. Das Eſſen war für Alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleiſch, dann ein Zugemüſe, mitunter ein leichtes Backwerk als Deſſert. Es wurde weißes Brot vertheilt und aus Karavinen goß man den Eleven ſo viel guten, aber nicht ſtarken Landwein in's Glas, als ihrem Alter und der Jahreszeit angemeſſen war. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden. Dann wurde zum Aufſtehn kommandirt. Daſſelbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beſchluß. Die Knaben erhielten noch Weißbrot, auch wohl Obſt, zum Einſtecken. Endlich Abmarſch auf Kommando. Im Schlafſaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis zwei Uhr war Freiſtunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte ſich mit Ringen und Ballſpiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er ſelbſt bebaute. Auch hier waren die Aufſeher zugegen. Mit dem Schlage zwei Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis ſieben Uhr. Nochmals ging's in Uniformen zum Abendeſſen. Dieſes brachte eine Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlſpeiſe, Brot, dagegen keinen Wein. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafſaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.

Uns bleibt noch die jährliche Lebensordnung zu schildern. An Sonn- und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Eltern empfangen, nur erwachsenen Schwestern war der Eintritt nicht gestattet. Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, das auf den vierzehnten Dezember fiel, hörten alle Lektionen auf, und öffentliche Prüfungen nahmen deren Stelle ein. Es war den Eltern gestattet, hierbei zu erscheinen. Der Herzog hielt zum Schlusse eine Rede. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge in den großen Rangirsaal*) und ordneten sich dort mit sämmtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun erschien der Herzog, von zahlreichem Gefolge begleitet. Er trug die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor trat vor und hielt die Rede an den Stifter. Dann las der Sekretär die Namen der Zöglinge, denen Preise zuerkannt worden, ab, der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel, überreichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem aufgerufenen Zögling, welcher, wenn er ein Cavaliers-sohn war, nach dem Empfang seinem fürstlichen Erzieher die Hand, im andern Fall den Rock küßte. Ein großes

*) In Stuttgart scheint die Preisvertheilung im weißen Saal des neuen Residenzschlosses stattgefunden zu haben. Vgl. Wagner Gesch. d. h. Karlsschule. I, 257.

Festmahl, woran der Herzog und die Väter der Eleven Theil nahmen, während andere Personen theils die Tische umgaben, theils von der Galerie aus sich des Anblicks erfreuten, machte den Beschluß der Feierlichkeit. Die mit ihren Studien fertigen Zöglinge wurden an diesem Tage entlassen.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska glänzend gefeiert. Ferien gab es nicht. Besuche im elterlichen Hause waren nicht gestattet. Doch gab es Erholungen anderer Art. Die Eleven wurden, freilich nur selten, außerhalb der Akademie spazieren geführt. Sie besuchten truppweise das Theater, wurden zur Stuttgarter Messe und sogar auf die Redoute kommandirt, wo sie mit den „Demoiselles“ eines Mädcheninstituts zusammentrafen, welches unter der Protektion der Gräfin Franziska stand. Die Schönen benahmen sich wo möglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch diese Mönchs- und Nonnenzüge zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörten.

An der Strenge der Strafen mißt man gewöhnlich die Barbarei eines gesellschaftlichen Zustandes. Um nichts zu einer vollständigen Charakteristik Dienliches auszulassen, sei noch der Preise und der Strafen erwähnt. Die ersteren bestanden in silbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs. Hatte der Zögling in einem Jahre acht Preise erhalten, so bekam er den akademischen Orden, ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz mit doppeltem C. Bekam er im nächsten Jahre wieder acht Preise, so durfte er das Ordenskreuz am Halse tragen und erhielt einen silbernen Stern auf die Brust. In welchem Geiste aber Belohnungen ertheilt wurden, geht daraus hervor, daß diese Ordensritter, gleichviel aus welchem

Stande, eine eigene Klaſſe der „Chevaliers“ bildeten. Dieſe ſtanden noch über den Cavaliersſöhnen und hatten eine eigene Speiſetafel. Die Strafen zeigten denſelben Geiſt der Gerechtigkeit. Der Lehrer ſtellte dem ſich vergehenden Eleven das erwähnte Billet zu. Beim Vorzeigen wurde dieſer gefragt, ob die Beſchuldigung wahr ſei, ſeine Verantwortung angehört und, wurde er ſtraffällig befunden, die Strafe diktirt. Er mußte „kariren“, d. h. er bekam kein Abendbrot. Für Beleidigungen der Lehrer wurden Stockſchläge, Ruthenſtreiche, Carzer verfügt, was jedoch ſelten nöthig war. Die größte Strafe war Relegation.

Wurde durch die Preiſe, durch prunkhafte Ausſtellung der Leiſtungen auch das Streben nach Schein und Auszeichnung in bedenklichem Maaße begünſtigt, ſo waren doch die Leiſtungen vorhanden und beruhten auf einem, wie J. Klaiber nachwies, für jene Zeit bewundernswürdigem Unterricht. Vor dem energiſchen Lehrplan hörte jede Scheidung von adlig und bürgerlich auf. Die Studirenden mußten ſich in eiſerner Arbeitszucht durch eine Menge von Lehr-Abtheilungen von Stufe zu Stufe emporringen. Sie mußten im Franzöſiſchen, Engliſchen, in Geographie und Naturwiſſenſchaft faſt den Anforderungen einer heutigen Realſchule, in den alten Sprachen faſt denen eines Gymnaſiums genügen und konnten in derſelben Anſtalt noch die akademiſchen Studien für ein Berufsfach vollenden. Zahlreiche Arbeits- und Wiederholungsſtunden befeſtigten den aufgenommenen Stoff, Disputir- und ſchriftliche Uebungen lehrten ihn handhaben, und wenn auch die alten Sprachen

mehr zur Einführung in das Alterthum, als zu gelehrter Schulung dienten, was das Wichtigste war, alle jene mannichfaltigen Lehrfäden fanden ihre Einheit und geistige Belebung in der Wissenschaft des freien Denkens, in der Philosophie. Der selbstständig denkende Mensch sollte im Schüler zu seinem Recht kommen.

So wehte denn bei allem Zwange ein Geist der Freiheit durch die Akademie, den der Herzog selbst im persönlichen Verkehr oft bis zum Unglaublichen nährte. In der erwähnten Charakterschilderung seiner Mitschüler, konnte Schiller die kriechende Demuth Einiger gegen ihre Vorgesetzten tadeln. Und Ludwig von Wolzogen erzählt gar folgende Geschichte: Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viele tolle Streiche machte und dem deßhalb die „Billets" von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: Sag' Er mir, was würd' Er wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre. Der junge Graf, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er sagte: „Komm Fränzel, und laß den dummen Jungen stehn!" Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.

Der Intendant des Instituts, Herr von Seeger, war ein wissenschaftlich gebildeter, wohldenkender Mann. Die Zöglinge liebten ihn aufrichtig. Als er von einer schweren

Krankheit genas, besang Wilhelm von Hoven dieses freudige Ereigniß in einem begeisterten Gedicht. Von einem gleichen Schlage, wie der Intendant, war Major von Wolff, der vier Abtheilungen kommandirte. Ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller hatte ihm die öftere Mittheilung auserlesener Bücher zu danken. Am wenigsten konnte derjenige Mann von diesem liberalen Geiste besitzen und zeigen, der als Oberaufseher das Kommando bei Tische, die unvermutheten Ronden, die Rapporte beim Intendanten hatte. Nieß war denn auch ein „Esprit de détail“ sonder Gleichen, er führte ein Kommando, daß man in seiner Nähe kaum zu athmen wagte. Er zahlte indeß der Humanität seinen unfreiwilligen Tribut, indem seine kleine, dicke Figur und seine Stentorstimme eine treffliche Zielscheibe für den Witz und die Neckereien der Eleven wurden. Er war übrigens ein wackrer Mann.

Es wird manchem unter meinen Lesern als eine Barbarei erscheinen, daß das Tabakrauchen und Schnupfen verboten war, daß die Zöglinge sich keine Eßwaaren zubringen lassen durften und selbst das Geld abliefern mußten, das sie geschenkt bekamen. Mit der Kost der Eleven dagegen wird sich eine Mutter, die Moleschott zu ihrem Evangelium gemacht hat, einverstanden erklären. Aber auch den zärtlichsten Seelen kann zu ihrer Beruhigung gesagt werden, daß es einen wahren Virtuosen der Uebertretung in der Anstalt gab, den selbst Schiller „den allmächtigen“ nannte. Er war der Generalspediteur für alle „Sünden“. Mit diesem Namen bezeichnete man unschuldige Würste, Hefen-

knöpfe und Butterbrezeln, wie die dämoniſchen Geiſter des Tabaks. Die meiſten ſeiner Kunden wurden heimlich Tabakſchnupfer. Wenigere wagten zu rauchen. Um ſo ſtärker rauchte der Frevler ſelbſt, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er ſeine Pfeife meiſtens in einem Vorkamin des Schlafſaals, wobei er im Sommer die Vorſicht brauchte, nicht ſtark zu dampfen, „damit ihn der rauchende Schornſtein nicht verriethe.“ Da die Lehrſäle in der unteren Etage lagen, war es ihm möglich, an den kurzen Wintertagen einem kurzſichtigen Profeſſor aus dem Fenſter zu ſteigen. Er iſt trotz dieſer Heldenthaten kein Schiller geworden.

Der Glanzpunkt der ganzen Akademie war das Verhältniß der Eleven zu ihren Lehrern. Dieſes beruhte weſentlich auf der Stellung und auf der Perſönlichkeit derſelben. Der Herzog verkümmerte ſeinen Lehrern nicht die Luſt an ihrem Beruf. Er trennte den Unterricht von der Beaufſichtigung. Er gab den Lehrern ihre rechte Lebensluft, Lebens- und Lehrfreiheit. Sie durften außer der Akademie wohnen, ſie durften ſich kleiden, wie ſie Luſt hatten. Nur an feierlichen Tagen trugen ſie eine paſſende Uniform. Karl Eugen berief am liebſten jugendliche Kräfte, die zugleich die Freunde der Zöglinge ſein konnten. Abel, Moll, Naſt, Schott waren wenige Jahre älter als Schiller. Einſamkeit, Mangel jedes andern Umgangs ſchuf ein herzlich Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft ſeine wichtigſten Geheimniſſe mit und bat ihn um Rath über Dinge, die ſonſt dem Lehrer ſorgſam verſchwiegen werden. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer ſchon am Akademiethor, ſie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der

Vorleſung wieder zurück. Auf dieſem Wege wurde über wiſſenſchaftliche oder politiſche Gegenſtände geſprochen, und manchmal ſetzte ſich dann die Unterhaltung im Lehrſaal fort. Fing die Vorleſung dann auch ſpäter an, die jungen Herzen waren in jener freudigen Erregung, die der zweite Verſtand des Menſchen iſt, und an die Jeder, der ein ähnliches Glück genoß, ſo gern zurückdenkt.

Schiller hat dieſes vielleicht reinſte Jugendglück, die Liebe zu einem edlen und begabten Lehrer, nicht entbehrt. Daß unter ſeinen Lehrern einige waren, von denen er nichts lernte, beweiſt noch nichts gegen ſie. Zugegeben, daß Pedanten an der Anſtalt waren, und an welcher wären ſie nicht, ſo war der größere Theil der Lehrer durchaus beſſerer Art. Profeſſor Naſt, der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte Schiller zu ſeinen beſten Schülern. Profeſſor Schott war in ſeinen Vorleſungen der Geographie und Geſchichte klar, gründlich und beredt. Moll war ein genialer Mann und tüchtiger Mathematiker. Die franzöſiſche Sprache war durch eine „Figur“ vertreten. Uriot war Franzoſe, und zwar von Kopf bis Fuß, von den Opern und galanten Feſtſpielen, die er in der wilden Zeit Karl Eugen's gemacht hatte, bis auf die Direktion des Theaters, die er noch beſorgte. Alle dieſe haben Schiller gefördert, Profeſſor Abel war ſein Freund. Dieſer „engelgleiche Mann“, wie ihn ſeine Schüler nannten, war Humaniſt, er las Logik, Metaphyſik und Moralphiloſophie. Er blieb auch Schiller's Freund, als längſt die Thore der Akademie ſich hinter ihm geſchloſſen hatten.

Man ſieht wohl, die Werkzeuge hatten ebenſowenig etwas

von Treibhaus und von Dreſſur an ſich, als das Werk des Herzogs. Und in der That, man thut Schiller am meiſten Unrecht, wenn man ſo in Bauſch und Bogen den Grund zu ſeiner Freiheitsliebe in der Akademie ſucht. Die Anſtalt beförderte ja ſelbſt die Kunſt, und ſie hat einen Dannecker hervorgebracht. Sie begünſtigte das Genie, denn ſie war die Schule Cuvier's, und wir können dreiſt hinzuſetzen, ſie leiſtete, was eine Schule überhaupt für einen Dichter leiſten kann, ſie gab uns einen Schiller. Sie leiſtete für ihn, was die Meißener Fürſtenſchule für Gellert, Rabener und Leſſing, was die ähnlichen Anſtalten von Kloſterberga und Pforte für Elias Schlegel, Wieland, Klopſtock und Gaudy. Für den Dichter als ſolchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule iſt die Tiefe des einſamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechſel dieſer beiden ruht ſeine Schule. Aus der Einſamkeit ſehnt er ſich in die Welt und aus der Welt in die Einſamkeit. Shakeſpeare zieht in dunklem Drang von Stratford nach London und wird Schauſpieler, er geht nach Stratford zurück, als dem Ziele ſeiner Sehnſucht. Goethe entflieht ſeinen Freunden nach dem Brocken, dem Hofe nach Italien und hält ſich „ganz ſtille."

Die Akademie war vielleicht arm an Einſamkeit, aber ſie bot ein Stück Welt für den Dichter dar, wie es nicht ſo leicht zum zweiten Male einem Dichter beſchieden wird: einen Fürſten und was für einen! einen Hof, Theater, eine reiche Ausleſe von jungen und älteren Charakteren, Lehrer, Kleingeiſter, Fratzen, eine ſchöne, angebetete Patronin und, wie wir ſehen werden, den Anblick von großen Zeitgenoſſen.

Also nicht aus der Akademie als solcher sog Schiller seine Empörung, und das ist der Anfang seiner Größe! Er haßte alle Selbstverzärtelung, alle schlechte Subjektivität, er lernte schon damals das Höchste seines Wesens, mit sich, wie mit einem Fremden, umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Instituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauschen, die ihm der Wind zutrug von draußen, von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit eine Schlacht ohne Gleichen begann. Sein scharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampflust brauste in wüthendem Jubel durch seine Adern. Er las wahrscheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit jenem Instinkt des Genius genau, wohin die Geister des Jahrhunderts wollten. Zwischen seiner Liebe zum Herzog, die er überschwenglich aussprach, und dem revolutionären Geist, den er arglos aus seiner Liebe zur Menschheit empfing, war kein Unterschied. Darum das spätere, gegenseitige Mißverstehen und die um so schmerzlichere Trennung. Aber um diesen Kampf in seiner ganzen Tiefe zu würdigen, müssen wir Karl Eugen so viel zugestehen, wie der versöhnte Schiller ihm achtzehn Jahre später an seiner Gruft zugestand, an der er tiefbewegt mit Wilhelm von Hoven verweilte. Schiller sprach: „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit den Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue

dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch."

VI.

Von der Dichtkunſt zur Medizin.

Der Herzog unterließ nichts, was ſeine Akademie ihres Namens würdig machen konnte. Er gründete 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrſtühle. Er erließ die Anfrage, wer von den Zöglingen ſich dieſem Studium widmen wolle. Es meldeten ſich ſieben; unter dieſen war Wilhelm von Hoven und — Friedrich Schiller. Man kann ſich denken, wie unangenehm Vater Schiller überraſcht war. Er hatte ſchon einmal ſolchen Uebergang zu verwinden gehabt, er hatte die zahlreichen juriſtiſchen Bücher für den Sohn erſt ſeit einem Jahre angeſchafft. Was konnte dieſen bewegen, ſchon nach einem Jahre ein Studium zu verlaſſen, das er ſelbſt gewählt hatte? Der Vater fügte ſich indeß, als er erfuhr, daß des Sohnes Wahl mit dem beſondern Wunſch des Herzogs zuſammentraf, der ſeine Akademie mit Juriſten überfüllt ſah.

Ein neuer Freund Schiller's, der Eleve Scharffenſtein, hielt dieſen Berufswechſel für einen „Raptus." Wilhelm von Hoven wußte beſſer Beſcheid. Beide hatten ein Jahr Juriſterei getrieben und Beide hatten ſich getreulich geholfen, nichts davon zu lernen. Schiller konnte ſeinem Wilhelm ſchon in der erwähnten Charakteriſtik der Miteleven das Zeugniß geben: „hat eine Vorliebe für ſchöne Künſte." Die andern Prädikate, welche er höchſt unparteiiſch anführte,

als: „übergroßer Stolz, gehäſſige Eigenliebe, Dienſtfertigkeit, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Grobheit“, thaten der Freundſchaft keinen Eintrag. Wilhelm von Hoven war durch Schiller's Vorbild zum Dichter geworden, und wir verdanken ſeinen damaligen Uebungen vielleicht die leichte Form der Selbſtbiographie, welche nach ſeinem Tode erſchien und worin wir ein durch Schiller's Freundſchaft geſchmücktes, reiches und ehrenvolles Leben überſchauen.

Damals war er Schiller's treuer Kumpan auch darin, daß Beide jeden andern Weg zur Poeſie näher hielten, als den Weg, der von dem Rechtsſtudium ausging. Sie bedeckten alſo ihre ſtille Abneigung gegen ein Fachſtudium mit dem Mantel einer beſondern Zuneigung zur Medizin, und da ſie nach kurzer Ueberlegung einſehen mußten, daß der Weg von der Poeſie zur Medizin nicht weiter ſein könne, als der Weg von der Medizin zur Poeſie, ſo verweilten ſie noch eine geraume Zeit da, wo es ihnen ſo wohlgefiel. Zwar wurden die anatomiſchen Studien eifrig betrieben, weil jedes Verſäumniß darin ſichtbar wurde. „Aber, ſagt der treue Streicher, war es ſeine Schuld, daß er anatomiſche Zeichnungen, Präparate faſt unmöglich in ihrer eingeſchränkten Beziehung betrachten konnte, ſondern ſeine Phantaſie ſogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umherſchweifte? Oder konnte er es ſeiner ihm ſo treu anhänglichen Muſe verwehren, daß ſie ſelbſt in den Kollegien, wenn er mit tiefſinnigem Blick auf den Profeſſor horchte, ihm etwas zuflüſterte, was ſeine Ideen von dem Vortrag wegriß und ſeinen Geiſt auch den ernſteſten Vorſätzen entgegen in dichteriſche Gefilde leitete?“ Wenn nun gar der

Professor selbst der Muse die Thür öffnete, wie Abel, der in seinen philosophischen Vorlesungen Stellen aus Dichtern mitzutheilen pflegte? Es wird etwa im Jahre 1776 gewesen sein (Schiller sagt selbst: in einem sehr frühen Alter), als Abel in einer physiologischen Vorlesung ein Beispiel aus einem Drama wählte und die betreffende Stelle vorlas. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer und bat um das Buch. Es war Shakespeare's Othello.

Schiller's eigenartige und eigensinnige, ich möchte sagen, grunddeutsche Natur zeigt sich nirgend in stärkerem Licht, als in seinem Verhältniß zu dem Briten. Während Lessing dem englischen Dramatiker wunderbar nachfühlte, er in Goethe eine Revolution erzeugte, so empörte er unsern Dichter durch „seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören", die ihn bald da festhielt, wo seine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre. Schiller giebt selbst die Erklärung hierzu. Er sagt: „Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. — Ich war noch nicht fähig, die Natur aus erster Hand zu verstehen. Nur ihr

durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte." Dennoch studirte er Shakespeare, aber seine Liebe ward er noch nicht. Klopstock, Kleist, Uz, Haller, welche die Natur aus zweiter Hand, aus der Hand ihrer Empfindung und des Gedankens gaben, blieben die Beherrscher seines Geschmacks. Haller hatte das erreicht, was dem jungen Mediziner als sein Ziel vorschwebte, er hatte den Namen eines großen Arztes und Naturforschers und zugleich eines großen Dichters. Haller's großartige Bilder wurden mit Vorliebe rezitirt. Anklänge an Haller gehen durch mehrere Dichtungen Schiller's*). Der junge Poet veröffentlichte um diese Zeit eine Ode „der Abend", welche im schwäb. Magazin im Jahrgang 1776 Stück X. erschien. Der Dichter beginnt malend:

Die Sonne zeigt, vollendend, gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht.

Aber schon tritt er selbst aus den Coulissen:

(Für andre, ach! glückseligere Welten
Ist das ein Morgenangesicht.)
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh',
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag sein Ende zu.

*) Siehe Schiller und Haller von Dr. Borberger. Erfurt 1869.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen.
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Nachdem er so den ganzen Reichthum seines Gefühls ausgeschwelgt hat, kommt eine fortlaufende Schilderung, die in Bildern spielt, ohne kalt zu werden. Sie gehört ins Reich des „Einfach Schönen".

Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glüh'n,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Um's Angesicht der Königin.
— — — — — — — —
Vom Felsen rieselt spiegelhelle
In's Gras die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt.
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumst der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,

Bezaubert von dem Götterſchall,
Wagt itzt kein Blatt vom Baum zu rauſchen,
Stürzt langſamer der Waſſerfall, u. ſ. w.

Der Poet knüpft dann dieſe ſeine dichteriſche Schöpfung wieder an ſich ſelbſt und an den Schöpfer der Welt an, und endet mit einem feurigen Hinweis auf die Zeit und den Augenblick, wo keine Tageszeit, keine Zeit mehr iſt, wo nur der Herr iſt und Ewigkeit.

Mir ſcheint das echt Schiller'ſche Weſen der Dichtung nicht in einzelnen Wendungen, nicht in dem Rouſſeau-mäßigen Seufzer nach den Urwäldern Amerika's, ſondern in dem warmen und vollen Herzſchlag zu liegen, dem muſikaliſchen Fluß der Bilder und dem Zuſammenklang zwiſchen Gedanken und Rhythmus. Letztere Eigenſchaften rühmte er ſpäter an Matthiſſon. Die Natur athmet, ſie erwarmt ſchon an ſeiner Bruſt und fängt an, ſeine Flammentriebe zu theilen. Der Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins, Balthaſar Haug, Profeſſor an der Akademie, kritiſirte das Gedicht, wie folgt: „dies Gedicht hat einen Jüngling von ſechszehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.“

Unter den guten Autores, welche Schiller in jugendlichem Alter geleſen, haben ihn wenige mit ſo magiſcher Gewalt beherrſcht, als der Fanatiker der Natur und der Zauberer des Worts, Jean Jacques Rouſſeau. Hatte doch der neue Blick in Himmel und Erde die Menſchheit mit einem nie gekannten Enthuſiasmus erfüllt, hatten doch die Schlüſſel des Teleſkops und Mikroſkops die beiden Pforten

der Unendlichkeit aufgethan. Waren doch die Theodiceen, die Naturhymnen, ja selbst Thomson's Jahreszeiten und Kleist's Frühling nur verschiedene Strahlen des Freudenlichtes, das sich über die Welt ergoß. Es sind viele Bedingungen der Geschichte wirksam, wenn ein Gedanke seine luftige Wohnung verläßt, um sich in den Kampf der Menschen zu mischen. Diese Bedingungen trafen in Rousseau aufs merkwürdigste für einen Naturkultus zusammen. Verfeindet mit der Gesellschaft durch das reizbarste Gefühl, flieht er in das Stillleben der Pflanzenwelt, er läßt seinen Nachen treiben im Spiel der Lüfte und Wellen und ruft aus: O Natur, o meine Mutter, hier sind wir allein, hier bin ich glücklich! Die Natur lügt niemals, sagt er, und verdammt die Kunst, welche lügt. Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, Alles degenerirt unter den Händen der Menschen. Er kehrt sich gegen die Ungleichheit der Menschen, und das tiefe Gefühl derselben wird zum Preise der heroischen Vorzeit, zur Kritik der Zeitgenossen und zum Schrecken des kommenden Geschlechts*). Hier liegt Rousseau's Uebergang in die Geschichte, Brutus und Cassius sind die Ankläger, das entartete Zeitalter der Angeklagte und Robespierre der Richter.

Es ist begreiflich, daß man den jugendlichen Schiller ganz allein auf Rousseau zurückzuführen versucht sein konnte. Aber das Leben Schiller's zeigt uns eine Befruchtung so reicher Art, seine Werke eine solche Vielseitigkeit, daß wir viele Elemente in Anschlag bringen müssen, um

*) Discours sur l'origine et l. fond. d. l'inégal. parmi les hommes.

ſein Werden uns einigermaßen zu erklären. Die Lektüre des Plutarch machte ihn „zum Zeitgenoſſen einer kraftvolleren, beſſeren Menſchenart“, aber man darf nicht vergeſſen, daß Schiller durch das anhaltende Studium Shakeſpeare's immer wieder auf den Tummelplatz des modernen Lebens, zu dem Menſchen natürlichen Maßes zurückgelenkt wurde. Leſſing's Schauſpiele, namentlich Emilia Galotti, waren gleichſam gelindere, wohlverſtandene, ins Deutſche überſetzte Shakeſpeares. Da war Natur aus erſter Hand, aber durch Regel gemäßigt. Nun erſchien 1773 Götz von Berlichingen, Natur aus erſter Hand und ohne Regel und Schranke. Man ſchrie: hie Shakeſpeare, hie Original! Die Ringenden faßten unerhörten Muth für ihr Zeitalter, für deutſche Kunſt. „Mein letztes Hemd, ſagte Schiller ſpäter ſcherzend, hätte ich in jenen Tagen mit Freuden für einen Stoff hingegeben, meinen jugendlich aufſtrebenden Geiſt zu üben.“

Indem ich an ſo glänzenden Vorläufern unſeres Dichters raſch vorübergehe, zwingt mich die düſtere Geſtalt eines andern zum Verweilen, welcher ſchon durch die lokale Nähe, durch ſein kühnes und lärmendes Auftreten und ſein erſchütterndes Schickſal von großer Bedeutung für Schiller geweſen iſt. Es iſt der Danton der Sturm- und Drangperiode, Chriſtian Daniel Schubart. Er war auf einem Wege, auf dem auch Schiller zu gehen hatte, in den Abgrund geſtürzt. Nach einer ungeberdigen und planloſen Lehrzeit war der Candidatus theologiae, dem die Natur gleich Rameau's Neffen die genialſten Anlagen für Poeſie, Muſik, Improviſation und Darſtellung ihm zum Fluche gegeben zu haben ſchien, zu einer Lehrerſtelle und einer braven Frau in

der Ulmiſchen Stadt Geislingen gelangt, aus deren kleindeutſchen Philiſterverhältniſſen er ſich nur durch ein wüſtes Kneipenleben und beſſer durch ſeine Verehrung für dichtende Zeitgenoſſen, wie Klopſtock, Wieland, durch Korreſpondenz mit ſeinen literariſchen Freunden, zu denen auch Balthaſar Haug gehörte, zu retten wußte. Durch die Vermittelung des letztern nach Ludwigsburg gezogen, ward er hier Organiſt. Aber bald verſchlang Karl Eugen's damalige Reſidenz den leichtſinnigen, vielverſuchten Mann in die Strudel ihrer Vergnügungen. Seine Frau verließ ihn und kehrte zu ihren Eltern zurück. Nun wechſelten reumüthige „Selbſtanklagen“ mit den wildeſten Orgien*). Seine Spottgedichte und ſein Betragen gegen den „Papſt Zilling“ hatten ſeine Verweiſung zur Folge. Er reiſte einige Zeitlang als Klaviervirtuoſe, wollte in München katholiſch werden und blieb, nachdem dies durch ſeine Antezedenzien mißglückt war, in Augsburg hängen. Hier wollte er mit ſeiner deutſchen Chronik gegen Pfaffen und Jeſuiten, gegen alle Gewalt auftreten. Einen Hut voll engliſcher Freiheit bat er ſich in der Ankündigung des Journals aus; der Bürgermeiſter ſagte: „Auch nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben.“ So mußte er nach Ulm überſiedeln, wo er in Miller, der 1776 ſeinen Siegwart herausgab, einen duldſamen Freund fand. Nun ſchleuderte Schubart von der Tribüne ſeiner Chronik Fackeln der Erleuchtung und des Brandes in das Schwabenland. Bald war er der öſterreichiſchen Regierung und der Geiſtlich-

*) Strauß, Leben Schubart's I. 271.

keit ein Dorn im Auge; allerhand kleine Stiche, wie das bekannte Epigramm:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören mußt
Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein,

derbe Ausfälle auf den Soldatenhandel und wohl am meisten mündliche und schriftliche Spöttereien auf Franziska von Hohenheim hatten auch den Herzog von Würtemberg gereizt, welcher, vielleicht in seiner Stellung als schwäbischer Kreisoberster von Oesterreich dazu angehalten, den Dichter gründlich zu bessern beschloß. Schubart ward durch einen Oberamtmann Scholl nach Blaubeuren gelockt und auf den Asperg in Festungshaft abgeliefert, wo er das erste Jahr seiner Gefangenschaft ohne Mittel zum Schreiben in der gewölbten Zelle eines alten Thurms schmachtete. Das war zu Anfang des Jahres 1777. Die Frau Schubart's, die sich längst wieder mit ihrem Manne vereinigt hatte, lebte im Hause des Professor Haug.

Vielleicht um das Herz des Herzogs milder zu stimmen, ließ Haug in seinem Schwäbischen Magazin Jahrg. 1777 Stück II. einen religiösen Aufsatz erscheinen, der früher fälschlich dem jugendlichen Schiller zugeschrieben wurde. Er heißt: Morgengedanken am Sonntag. Der Verfasser ist Schubart. Dies ergiebt sich aus einem Briefe von Schubarts Gattin an Miller in Ulm vom 6. März 1777, in welchem sie schreibt: „Der Morgengedanke von meinem Mann ist in das Magazin gedruckt worden." Ein zweiter Aufsatz dieses Titels findet sich nicht im Schwäbischen Magazin.

Nur auf Schubart paßt auch die Nachschrift, welche Haug jenem Aufsatz anhängte: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur von je zu je seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschluß für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieses Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen; es ist aber nur der Anfang von mehreren, die folgen sollen: er ist aber an der Fortsetzung durch ein besonderes Schicksal verhindert worden.“ Dies besondre Schicksal war Schubart's Einkerkerung.

Solch ein Ereigniß, wie letztere, mußte Schiller's jugendliche Seele zu der Ahnung des Kampfes vorbereiten, welcher auch ihm bevorstand. Und wenn auch das bekannte Versöhnungsmanifest, welches der Herzog im nächsten Jahre von allen Kanzeln verlesen ließ, seine Bewunderung für den strengen Erzieher von neuem beleben mochte, so erfüllten die Schreckniſse von Schubart's Schicksal seine Phantasie mit den Gestalten gewaltthätiger Fürsten. Daß er sich wie Klopstock mit dem Thema von guten und bösen Herrschern vielfach herumtrug, ist aus einem Gedicht ersichtlich, welches er im dritten Stück des vierten Jahrgangs 1777 im Schwäbischen Magazin veröffentlichen ließ. Es heißt: „Der Eroberer“, und beginnt:

Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſts

Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angeſicht!

Alle Bilder des Weltgerichts thürmt er auf einander zur Drohung gegen den Tyrannen, von dem er mit wildem Troſte weiß, daß er unſterblich iſt; er mahnt ihn an den Moment, —

Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus ſchallt,
Dich, Verruchter, zu wägen
Zwiſchen Himmel und Erebus, u. ſ. w.

Haug ſchrieb: „Von einem Jüngling, der allem Anſehn nach Klopſtocken lieſt, fühlt und beinahe verſteht. Wir wollen ſein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metatheſen — wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen und ſeinem Vaterlande Ehre machen.“ Wahrſcheinlich, meint Boas, dachte Haug hier an den gefangenen Schubart und ließ deſſen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in ſo ehrenvoller Weiſe zu nennen.

Natürlich durfte auch Schiller's Name nicht im Schwäbiſchen Magazin genannt werden. Aber Einigen ſeiner Miteleven konnte es nicht verborgen bleiben, wer ein ſo gewichtiges Lob von dem Herausgeber erntete. So abgeſchloſſen Schiller ſich in der Anſtalt hielt, weshalb er für ſtolz gehalten wurde, ſo hatte er doch auch außer Wilhelm von Hoven einige vertraute Freunde, die ihm waren, was Ebert, Gieſeke, Hagedorn ihrem Klopſtock. Es bildete ſich ein Dichterbund, wie zwiſchen Voß, Hölty, Hahn und Boie, freilich ohne die Mondſcheinnächte im Freien, aber mit all der Leidenſchaft und gegenſeitigen zärtlichen Bewunderung,

die in Klopſtock's Odem athmet. Da war Georg Friedrich Scharffenſtein, ein Elſäſſer, Sohn eines Goldſchmieds, von dem Schiller in der Charakteriſtik ſeiner Mitſchüler ſagte: „Er iſt die Zuflucht ſeiner Freunde; durch Dienſtfertigkeit, Redlichkeit, Treue weiß er ſich ihnen gefällig und werth zu machen.“ Er wurde Soldat und hatte das Zeug dazu. Er hatte einen ſcharfen Blick und ein feſtes Benehmen. Einmal hatte er Gelegenheit, dieſes feſte Benehmen gegen den Intendanten zu beweiſen. Schiller beſang es in einer Ode, „die er für ſein Meiſterſtück hielt.“ „Von dieſer Epoque an, erzählt Scharffenſtein, datirt ſich unſer intimer Anſchluß und der völlige Wechſel unſeres Innerſten. Dieſe Freundſchaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenſtand ſeiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetiſche Bearbeitung zuließ.“ Scharffenſtein wußte, wie es Umworbenen zu gehn pflegt, „dieſe ungeduldige Gluth“ nicht nach ihrem vollen, zarten Werth zu ſchätzen. Er liebte in Schiller's Gedichten „das ſtarke, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffene Gemüth.“ Aber er hatte die ganze Schonungsloſigkeit einer plaſtiſchen Natur. Er hatte Neigung zur Malerei. Seine Beobachtungen ſind genau, aber kleinlich und äußerlich. Das beweiſen ſeine Beſchreibungen von Schiller's Geſtalt. Doch war er ein liebefähiges, ja ein liebebedürftiges Herz, wie wir in der Folge erfahren werden. Seine biographiſchen Aufzeichnungen über Schiller ſind bei aller derben Anſchaulichkeit und ſoldatiſchen Laune ein wenig anſpruchsvoll. Er war zuletzt

Gouverneur von Ulm und starb, nachdem er seine Entlassung genommen, im Jahre 1817 zu Eßlingen.

Außer Scharffenstein gehörte zu dem Bunde Joh. Wilhelm Petersen aus Bergzabern in Pfalz Zweibrücken. Die erwähnte Mitschülerzensur nennt ihn einen lieb- und hülfreichen Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber seiner Mitbrüder mache, einen begabten tüchtigen Menschen. Er neige sich zur Philosophie. Liebte Schiller in Scharffenstein die Kraftäußerung mit „ungeduldiger Gluth", so achtete er Petersen's Urtheil und hing treu an dem bei poetischem Streben anspruchslosen Gesellen. Es ist bezeichnend für Petersen, daß er dem vielbesungenen Konradin von Schwaben seine Begeisterung in einem Heldengedicht darbrachte, das niemals gedruckt wurde. Sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk ruhte auf der Grundlage einer starken Privatneigung des Verfassers zu einem guten Glase, die in späteren Jahren folgendes Epigramm von Haug jun. veranlaßte:

Er hat zu seinem Symbolom
Das Wort sich aus der Passion
„Mich dürstet!" auserseh'n,
Und hält nach eignen Proben
Den Vers für unterschoben:
„Laß diesen Kelch vorübergehn".

Er starb als Bibliothekar zu Stuttgart. Seine Aufzeichnungen über Schiller sind zum Theil recht äußerlich und lückenhaft.

Wilhelm von Hoven war natürlich eine Hauptsäule des Ordens, der durch die Gefahren des Geheimnisses eine er-

höhte Festigkeit und einen romantischen Reiz gewann. Denn so sehr der Herzog die Künste schätzte, welche er selbst in seinem Institute pflegte, so wenig duldete er eine Kunst, wofür er kein Atelier gründen konnte. Die poetischen Werke gehörten darum wie die Butterbrezeln zu den „Sünden", die nur eine verwegene Kontrebande einzuschmuggeln wagte. Als Schiller einige Bände der Wieland'schen Shakespeare-Uebersetzung durch Abtreten seiner Lieblingsgerichte von Hoven eingetauscht hatte, verschwand dieser Schatz plötzlich aus seinem Bücherschrank; man hatte den Shakespeare, die Histoire de Gènes und einiges Andere mit Beschlag belegt. Indessen hatten vier Bücherschränke mehr Platz, als einer, und vier Köpfe mehr Listen, als der des Herrn Nieß. Der „Siegwart" drang in die klösterlichen Mauern ein. Wieland's Agathon und Siegwart finden sich unter den am häufigsten konfiszirten Büchern in den Annalen der Akademie. Schiller träumte, schwärmte mit ganz Deutschland. Er weilte einsam am vergitterten Fenster, über seinen Lilien, die er in Scherben zog. Freilich ein arger Abfall vom ritterlichen Götz, Scharffenstein's Liebling, der sie auf ihren seltenen Spaziergängen begleitete. Und er gehörte auch in die freie Natur, in deutsche Wälder und Berge, an kühle, krystallklare Bergquellen, wo der träumende und sehnsüchtige Bruder Martin nur als Gast erscheint und Götzen um seine Freiheit beneidet. Das junge Deutschland von damals war solch ein kranker Bruder Martin, der freilich für die Weisung aufs andere Leben schon nicht mehr gerne seiner Jugend Freuden hingeben wollte. Die junge Welt gefiel sich in der Rolle des Hamlet, wo sie melancholisch hinschmilzt.

Geh in ein Kloſter! ſagte man unter der Laſt eines ungeheuren Schmerzes, damit die Ophelien ſagen ſollten: o welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört! Die ſehnſuchtsvolle, unſagbar liebende und unſäglich unglückliche, und etwas eitle Jugend fand in der Geſtalt des biedern Götz noch keine Löſchung für den tiefen, fieberheißen Seelendurſt.

Da ſchrieb Goethe den Werther. Er ſchaffte ſich mit dem Roman die Zeitkrankheit vom Halſe. Was ihm Arznei ward, ward Andern zum berauſchenden Gift. Alles weinte, jauchzte, zitterte. Der Werther war ein Todesſtoß für die ſentimentaliſchen Dichter, für die Klopſtock's und Haller's, ſo ſehr Klopſtock darin gefeiert war. Er war ein unwiderſtehlicher Angriff auf die damaligen Dramatiker, ja auf Leſſing, der bis zu dieſem Grade das innere Leben des Menſchen nicht erſchöpfen konnte. Leſſing hatte nie die Krankheit getheilt, und in der Literatur kann nur ein Arzt, der ſelber krank war, die Krankheit heilen.

Aber wie mußte ſolch ein Werk auf unſern Bund und auf Schiller wirken! Sie laſen, ſie verſchlangen es und — ſie wollten auch einen Werther ſchreiben. Es blieb beim Plan. Schiller hatte ſich ſpäter die Natur dieſer Eindrücke klar gemacht. Hier war ein durch und durch ſentimentaliſcher Charakter von einem naiven Dichter mit aller Gluth, mit aller Freiheit von dieſer Gluth, dargeſtellt. „Schwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Kontemplationsgeiſt, endlich die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt“ — kurz der ganze Zündſtoff der Gefühle war hier mit ſo unerhörter ſinnlicher Kraft in Flammen geſetzt, wie es nur

der vollen Sicherheit des Dichters möglich war. Werther, „in seiner Unmöglichkeit, sich aus einem solchen Kreise zu retten", war so rund herausgearbeitet, wie eine dramatische Person, die nur in Szene gesetzt zu werden brauchte.

Schiller brannte auf einen Stoff. In jedem Selbstmord suchte man Werther'sche Motive. Da las er eines Tages in einem Zeitungsblatt die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten. Er schrieb darauf los. Mit erster Herzenswärme warf er Szene für Szene hin. Aber — das Ganze genügte ihm nicht, es ward vernichtet. Der Student von Nassau blieb nur eine scherzhafte, halb frohe und stolze Erinnerung des Verfassers. War es vielleicht ein dramatischer Werther? — Er war noch nicht reif, dem Jahrhundert seine Regungen zu erklären, seinen Spiegel vorzuhalten. Und es war ihm bestimmt, der Tugend ihr Bild, dem Laster seine Züge zu geben, aus seiner vollen Menschenbrust, aus eben der Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden, wie sie Goethe beschieden war.

Noch riß ihn seine eigenste Natur immer wieder „hoch in der Lüfte Meer". Der Bund mußte ja den Ossiansrausch absolviren. Hoven und Petersen übersetzten den Barden und griffen Schiller's englischen Sprachkenntnissen unter die Arme. Schiller rezitirte ihnen dafür mit der ganzen Wonne des Pathos die vollen melodischen Klänge: „Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht". Er behielt noch lange eine Vorliebe für diese Kinder von Nebel und Macpherson. Ossians Sonnengesang, den Hoven übersetzt hätte, erbittet er sich brieflich von dem Freunde als einen werthen Beitrag zur Anthologie.

So erfüllt sich unser Held allmählich mit dem poetischen Inhalt der Zeit. Er besingt die Natur, Gott, seine Freunde in feurigen Oden. Die elegischen Gedichte, die seinem liebebedürftigen, zart gewissenhaften Herzen vielleicht ebenso entsprechend waren, erhält er in allen Gestalten von außen zugetragen. Diese Rolle, sieht er, ist bereits vergeben. Er greift immer tiefer in seine Brust, er sieht prüfender auf seine Genossen. Dazu verhalf ihm gewiß nicht am wenigsten Einer, der hier an seiner Stelle steht. Man vergesse nicht, daß Professor Abel den Shakespeare besaß und daß Schiller, wenn sein eigenes Exemplar konfiszirt wurde, von seinem freundlichen Lehrer zum Behuf seiner psychologischen Studien ein andres erhalten konnte.

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Schiller leitet in der Ankündigung der rheinischen Thalia die Auswüchse in den Räubern aus seinem Mangel an Menschenkenntniß her. Diesen Mangel giebt er der Akademie Schuld. Die Anklagen sind sehr verzeihlich. Aber sie dürfen uns darum noch nicht zu Führern dienen. Die Vierhundert, welche ihn umgaben, waren nicht so sehr „ein einziges Geschöpf", wie er nachmals behauptet. In ruhigerer Stimmung machte er entweder weit bescheidenere Ansprüche, oder so ungemessene, daß sie in Deutschland

überhaupt nicht zu erfüllen waren. So schreibt er 1788 an Wilhelm von Wolzogen: „Haben Sie sich auch gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht, wie Vielen und wie es mir selbst oft gegangen ist, daß Sie nur da nicht gerne sind, wo Sie sein müssen?“ Und an Goethe schreibt er im Anfang ihrer Freundschaft: „In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innre bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde.“

Goethe von mangelhaften Gestalten umringt! Merck, Lavater, Lerse, Basedow, Fritz Jacobi und Herder, mangelhafte Gestalten! Nach diesem Maßstabe war allerdings die ganze Akademie eine einzige mangelhafte Gestalt*). Aber nach dem billigeren Maßstabe deutscher Verhältnisse gemessen, war sie ein reicher Sammelplatz der verschiedensten Persönlichkeiten. Da gab es Zöglinge aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja selbst aus Ostindien. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr. Keine Landsmannschaften, wie auf anderen Universitäten, hemmten die freieste Berührung. Unbekannt mit der Verschiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adeligen vor

*) Schiller hat später die Akademie nach ihrem vollen Werthe gewürdigt. Briefwechsel mit Körner III. 165.

den Bürgerlichen, dem Gelehrten vor dem Künstler damals einzuräumen pflegte, brachten die Zöglinge diese Ideen der Unabhängigkeit und Gleichheit ins gesellige Leben mit. Die Akademie war eine Schule der Freiheit und des praktischen Verkehrs, und es ist die Frage, ob Schiller, so hart ihm auch später in bittern Stunden diese Schule erschien, bei einer andern Erziehung jene Eigenschaften erlangt hätte, die ihn dem deutschen Volke vor Allem theuer gemacht haben. Die Schüler der Akademie wurden zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich in der Folge als solche, wo sie hinkamen, und standen, wie ihr Stifter, in dieser Beziehung über dem Zeitalter.

Eine in ihrer Art so einzige Anstalt ward darum der Gegenstand allgemeinster Neugierde. Sie lockte viele Besuche herbei, darunter einen, der für Schiller's Phantasie eine ganze Gallerie berühmter Männer aufwog. Es war der Stürmer und Dränger auf dem Throne, es war Joseph der Zweite. Im April 1777 reiste der Kaiser unter dem Namen eines Grafen Falkenstein nach Paris. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie interessirte ihn so sehr, daß er seinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er besah Alles aufs Genaueste, erkundigte sich nach der Einrichtung der Anstalt in ihren kleinsten Details, wohnte mehreren Vorlesungen mit größter Aufmerksamkeit bei und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen sein Wohlgefallen. Neben dem stattlichen Herzog stellte der Kaiser nicht sonderlich viel vor; aber seine Einfachheit, fern von aller Affektation, seine Herablassung und Leutseligkeit, sein Verstand, der aus Allem, was er sprach, hervorleuchtete,

zogen um so mehr an und machten den Zöglingen seinen Besuch unvergeßlich. Wahrscheinlich sprach Schiller in einem Gedicht auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein in Stuttgart, welches im Schwäbischen Magazin 1777, S. 575 erschien, seine Begeistrung aus: (Goedeke I., 50.)

„Ihr sahet Ihn! welch seltnes Glücke!
Wem bleibt nicht jeder Seiner Blicke
Tief in die Seele eingedrückt!

Die Anschauung einer solchen Gestalt in jugendlichem Alter, welch' eine Studie für historische Charaktere! Welch eine Aufforderung für die glühendste Freiheitsliebe, in Bewunderung umzuschmelzen! Die ganz eigenthümliche Mischung von sittlicher Scheu und wilder Kraftäußerung, welche Schiller's Charakter bezeichnet, traf aufs Eigenthümlichste mit der ganzen Zeit und den politischen Verhältnissen in Deutschland zusammen.

Während in Frankreich das Geschwür der Zeit sich immer mehr zu einem politisch-kirchlichen Ausbruch zusammenzog, trat in Deutschland die literarische Revolution zu Anfang der siebziger Jahre bereits in ihre Konvent-Epoche. Mit Götz und Werther ist die Regel entthront, die Empfindsamkeit kehrt ihre andre Seite, die wüthendste Leidenschaftlichkeit heraus. Die Jugend besteigt die Tribüne. Die ruhig beweisenden Stimmen werden überschrieen, Parolen werden ausgegeben: Handlung, Kraft, Leidenschaft, Volksthümlichkeit und Natur um jeden Preis. Das geistliche Epos wird in den Winkel gestellt, Volkslied, Ballade, Familiendrama und dramatisirte Geschichte nehmen die ganze Breite der literarischen Bühne ein. Der fromme Inhalt schützt kein Gedicht

mehr vor der Verdammung, während ein Titel wie „Sturm und Drang“, wiewohl er einem mittelmäßigen Klinger'schen Stücke angehörte, Klang genug hatte, der ganzen Periode ihren Namen zu geben. Und in Wahrheit, es war damals ein Sturm der Gefühle und ein Drang nach Thaten in der deutschen Jugend, der die im geistlichen Gebiete stehen gebliebene Reformation wieder aufnehmen und im bürgerlichen Leben wie in der Wissenschaft und Poesie bis zum Ende durchführen zu wollen schien. Die Aufklärungsideen hatten von England nach Frankreich hinübergeschlagen, in beiden Ländern sprach die Literatur zum Volke, so weit es lesen konnte, aber diese Ideen gewannen in beiden Ländern mehr eine zweckmäßige, mehr aufs Handeln hinweisende, als eine künstlerische, den ganzen Menschen ergreifende Gestaltung.

Der deutsche Genius, als ihm die natürlichen Ansprüche des Menschen durch Rousseau, ein bestechender Zweifel durch Voltaire, eine sich ermannende Selbsterkenntniß durch Lessing, eine neue Welt voll handelnder Menschen im Shakespeare ausgebreitet wurden, griff nach Allem, versenkte sich in Jedes, fing an, sich zu berauschen, vergaß die Leiden der wirklichen Welt und empfand, wenn auch nur dunkel, daß, ehe nicht das Leben von der Persönlichkeit aus sich anders gestalte, eine Staatsumwälzung nichts nützen könne.

Die Zweiseitigkeit der politischen Zustände kam diesem eigenthümlichen Ueberspannen und Einschränken der Persönlichkeiten sehr entgegen und erzeugte ein literarisches Schauspiel, das der menschliche Geist nie zuvor in dieser Energie aufgeführt hat und wahrscheinlich niemals wieder aufführen wird. Diese Zweiseitigkeit unsrer politischen Zustände ist

für die Erklärung der Sturm- und Drangperiode höchst bedeutsam.

Neben dem launenvollen, verschwenderischen, von Maitressen und kostspieligen Liebhabereien beherrschten System, das nach Versailler Vorbildern in die meisten deutschen Regierungen eingedrungen war und wovon wir in Würtemberg ein so frappantes Beispiel sahen, hatte die Mehrzahl der protestantischen Staaten die Kräfte des Landes geweckt. Friedrich der Große wurde, nach einem trefflichen Worte Häusser's, zum Schaden der Mittelmäßigkeit der populäre Maßstab königlichen Werthes und Verdienstes. In Oesterreich rang Kaiser Joseph vergebens gegen den Einfluß der Aristokratie und der Geistlichkeit. Dagegen zählte Preußen eine Reihe von bürgerlichen Ministern. Hier spornte man das Volk zur thätigen Arbeit an, während man es anderwärts in plattem Sinnengenuß oder in Armuth verkommen ließ. Die protestantischen Staaten gestatteten dem geistigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien Spielraum genug, um die Ausbildung einer selbstständig nationalen Kultur zu ermöglichen, sie ließen Jeden nach seiner Façon selig werden und zogen alle gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitsam waren, an sich heran, während man sie anderwärts in pfäffischer Verstocktheit ausstieß oder verfolgte.

Diese Erscheinungen mußten ebenso sehr die Revolution auf dem literarischen Felde beschleunigen, als von dem Staatsgebiet in die Gesellschaft und vor Allem in die Persönlichkeit zurückdrängen. „Nicht gerade eine Veränderung wünschten die Massen, aber das Bestehende war ihnen ver-

letzend, mitunter verächtlich geworden, alles Alte in Ungunst gerathen. Unbestimmtes Sehnen nach einem unbekannten Neuen hatte bereits das Innerste des Familienlebens ergriffen, das Band der Verehrung, wodurch noch vor kurzen Jahren die Jugend dem reifen Alter, der Unterthan dem Herrscher verbunden, gelockert."

„Die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte."

Dieses erregbare deutsche Herz, voll Mitleid für alle Unterdrückten, voll Gluth für alles Große und Schöne, voll sittlicher Scheu vor einer verfrühten That war ganz dazu gemacht, sein Feuer in derjenigen Kunstgattung auszuglühen, welche die Persönlichkeit in ihrem innersten Marke trifft, im Drama. Zudem waren die Sinne der Nation geschärft, das Bewußtsein neu belebt. — Wieland hatte an Leichtigkeit und Eleganz die Sprache der Franzosen erreicht und die höheren Stände erobert, Klopstock hatte ein wenn auch künstliches Vaterlandsgefühl geweckt und gleichzeitig der geistlichen Harfe, der Telyn der Barden und der Lyra der Griechen und Römer freie, kühne Weisen entlockt, Winkelmann hatte das Auge an einfachen, großen Formen gebildet, Lessing den innern Sinn durch die feinste Kritik gereinigt, Herder das Ohr für die freie Führung der Volksmelodie gewonnen, und wenn auch nur Wenige in solcher Originalität, wie Goethe und etwa Bürger, diese Schule benutzen konnten, so waren doch Alle darin einig, daß die Kunst ein Genie, eine Persönlichkeit, dichterisch vom Wirbel bis zur Zehe erfordere, die unbekümmert um den Lohn der Welt,

wie ein Weſen aus einer höheren Sphäre zu erſcheinen, ihre Weiſen zu ſpielen und nur den Einflüſterungen des Dämons zu gehorchen habe. Ganz im Gegenſatz zu der bisherigen Anſicht verlangte man vor Allem vom Dichter, daß er ein „ganzer Kerl“ ſei. Viele nahmen daher ſolch ein Weſen äußerlich an, im Leben ſprang man über alle Form hinweg, wie z. B. die Stollberge, welche am hellen Tage vor den Augen des Volks in den Schweizer Seen badeten, bis die Steinwürfe der Gaſſenbuben ſie von ihrer genialen Nacktheit heilten.

In den Schriften bildete ſich ein eigenthümlich derber, halb cyniſcher, halb dithyrambiſcher Styl aus, der weit über die Art hinausging, wie Leſſing von der Leber weg zu reden pflegte. Der Gang ward zum Sprung, das Komma zum Ausrufungszeichen, der Gedanke oft zum Gedankenſtrich, die Proſa zur Poeſie und die Poeſie oft zum Wahnſinn. Eine wahre Produktionsraſerei ergriff die Nation; ſelbſt ſo nüchterne Köpfe, wie Merck und Knebel wurden davon angeſteckt. Wer nicht ſingen konnte, rezenſirte und kritiſirte.

Es iſt nöthig, ſich dieſes Babel von Stimmen recht zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, was dazu gehörte, daß Schiller's Auftreten durchſchlug und daß er der eigentliche Meiſter der losgelaſſenen Dämone wurde, der Führer in das Land des Maßes und einer allgemeineren, ja, wie er wollte, volkserziehenden Kunſtbildung. Zuerſt war ſein Naturell in Zartheit und Gewaltſamkeit für eine ſolche Führerſchaft wie geſchaffen. Er machte nicht blos die Mode mit, wie Andere. Die Wahrhaftigkeit ſeiner Muſe, das Mark eines unendlich liebefähigen Herzens, aus dem ſeine

CALIFORNIA

Darstellungskraft täglich neue Nahrung sog, fehlte allen Andern. Er liebte die Freiheit nicht, weil er selbst es besser haben wollte, oder wegen ihrer theatralischen Drapirung, sondern weil er die Menschheit glücklich, vollkommen, schön wissen wollte. Diese Forderung ward seine Leidenschaft, sie war der Kern seiner Reflexion, sie ist immer der ideelle Hintergrund seiner Kunstschöpfungen geblieben.

Solche Ideale aber nimmt man nicht ganz aus sich selbst. Sie sind die Erbschaft, welche die großen erziehenden Geister der Menschheit dem Einzelnen hinterlassen. Es ist immer lehrreich, zu verfolgen, wie der Genius diese Erbschaft aufnimmt und verwendet. Leider ist es nicht festzustellen, in welcher Reihenfolge Schiller mit den kritischen und philosophischen Größen bekannt wurde. Ob er im Spinoza schon jetzt blätterte, ja ob er Plato und Aristoteles nur überhaupt las, ist nicht zu ermitteln, trotzdem sich in einigen Gedichten der folgenden Jahre platonische Ideen finden. Er scheint mehr durch Vermittlung der psychologischen Vorlesungen Abels, der Popularphilosophen Mendelssohn, Sulzer und Anderer, besonders auch durch Lessing's und Herder's kritische Schriften seine Ueberzeugungen befestigt zu haben.

Eine höchst bedeutende Anregung aber empfing er durch Ferguson's Moralphilosophie und Garve's Anmerkungen dazu. Aus Schiller's ersten philosophischen Versuchen noch mehr, als aus dieser ausdrücklichen biographischen Notiz, läßt sich erkennen, daß in gleicher Stärke, wie Haller auf seine physiologischen Ansichten Einfluß hatte, die sogenannte schottische Schule und ihr verklärteres Urbild, Shaftesbury, auf

seine philosophischen wirkte. Das Wesen der Moralphilosophie war: die Sittlichkeit nicht aus der Religion, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten. Sie war die andere Seite des Deismus. Indem die Vermittlung Christi zur Erlösung von der Sünde wegfiel, mußte ein Ersatz im Wesen des Menschen selbst gesucht werden. Dieses Wesen wurde von Shaftesbury so ideell wie möglich gefaßt. Er leitete zu einer sittlichen Vervollkommnung und Reinigung durch die Reinigung und Vervollkommnung des Schönheitsgefühls. Die Schöpfung als ein vollkommenes Kunstwerk anschaun war ihm das höchste Glück. Jeder sucht glücklich zu sein, und so wird jeder dieses Anschaun suchen. Aber dies geschieht nicht, ohne daß er zugleich durch das Anschaun des Vollkommenen gut werde.

Man wird diesen Sätzen in der weiteren Entwickelung Schiller's noch lange wiederbegegnen. Ja, er fand sich später mit Herder's Anschauung vom Universum auf demselben Wege, welchen der letztere von Shaftesbury aus gegangen war.*)

Die Ansicht von der Natur des Menschen modifizirt sich bei der schottischen Schule zwar, indem sie mehr zweckmäßig, verständig oder selbst materialistisch wird. Aber in Schiller's ideeller Seele bleibt wesentlich ihre verklärtere Form haften, und die materialistische Ansicht giebt er sehr bald im Franz Moor dem Abscheu Preis.

Er empfing somit sein konservatives Ideal von England, aus germanischem Boden. Sein revolutionäres Ideal

*) Vgl. Briefwechsel mit Körner I., 126.

empfing er von Frankreich, und zwar unmittelbar aus Rousseau's Schriften. „Auf seine Freiheit Verzicht thun, heißt Verzicht thun darauf, daß man ein Mensch ist. Nicht frei zu sein, ist daher eine Verzichtleistung auf seine Menschenrechte, selbst auf seine Pflichten.“ Diese Sätze des contrat social standen mit Flammenschrift in seiner Seele. All den glühenden Haß gegen Pfaffenthum, Aberglauben, Verworfenheit der Gesinnung, das Prassen und Schwelgen bei öffentlichem Elend, gegen das Heer der kleinen Tyrannen und Müßiggänger, all diese Indignation, wie sie in dem nicht reformirten und despotischen Frankreich grollte und in den romanischen Staaten Deutschlands ihre reichliche Nahrung erhielt, durchbebt die ersten vier Dramen Schiller's mit derselben Gewalt, die später im französischen Konvent donnerte und guillotinirte.

Es ist erlaubt, schon hier zu erwähnen, daß Schiller's erste Dramen gerade in Frankreich und England ein lautes Echo fanden. Diese Sittlichkeits- und Freiheitsideale, ursprünglich ein und dasselbe, aber als Grundsäulen des Lebens, wie seines dramatischen Abbildes, immer zwiefacher Gestalt, fanden in Schiller's Seele den fruchtbarsten Boden. Das Naturell unseres Dichters hielt fest und war weich genug, um Wurzeln zu bilden. Seine Phantasie war von der höchsten Aneignungskraft. Die Sagen von der jüngsten Vergangenheit Württemberg's, manches schreckliche Beispiel der Gegenwart, das ganze „Dinten kleckſende Säculum“ stellte er sich zu einer Welt zusammen, die von der besten himmelweit entfernt war, und maß dieses widrige Geschöpf seiner Einbildungskraft an den Gestalten seines Plutarch

und an seinem Urbild der vollkommenen Welt. Weder in Frankreich noch in England konnte ein Dichter erstehen, der die sittlichen Ideale der neuen Zeit künstlerisch gestaltete. Im erstern Lande stand man der Gährung zu nah, im zweiten zu fern. Dies war allein in Deutschland möglich, Schiller ward dieser Dichter.

Eins springt hier sogleich dem Beobachter entgegen: die leidenschaftliche Hingebung, welche er seinen Eltern, seinem Lehrer, seinen Freunden, ja selbst dem Herzog bewies, hatte er seinem Stoffe gegenüber. Er machte ihn ganz zu seinem Erlebniß und konnte zum Gott des Zornes und zum Eroberer so glühend sprechen, wie andere Dichter nur zu ihren Geliebten. Ja, sein Jugendfreund Petersen behauptet sogar, daß diese Hingebung Schiller zum Dichter machte. Er rang lange um die Gunst der Muse, und da er sie nicht erhielt, um die Gunst der Natur. Auch diese war der Stein Pygmalions für ihn. Seiner „Flammentriebe" bedurfte es, bis die Stumme eine Sprache fand, bis sie ihm „wiedergab den Kuß der Liebe" und seines Herzens Klang verstand!

„Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall.
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall."

Petersen giebt folgenden prosaischen Kommentar zu diesen Worten: „Man wähne ja nicht, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen seien. Mit nichten. Erst

nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen, erſt nach vielen Bilderjagden und den mannichfaltigſten Schwängerungen ſeines Geiſtes, erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen hob er ſich etwa im Jahre 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahnten, ſo wie er auch ſelbſt nicht früher als um dieſe Zeit ſich der Inwohnung und ſchaffenden Wirkung des Dichtergeiſtes gewiß wurde."

Diejenigen, welche, nach Leſſing's Vorgang, den Nichtdichter mehr in der Art des Schaffens als im Erfolge ſuchen, werden ſomit auch Schiller zu den Nichtdichtern ſtellen. Aber es iſt etwas Anderes um das Fabriziren von Verſen und um das Ringen nach einem zu hoch geſteckten Ideal. Schiller machte dieſes Ringen bei jeder ernſteren Produktion durch. Unter Stampfen, Schnauben und Brauſen brachte er ſeine Gedanken zu Papier, „eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während ſeiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundert Male, erzählt Peterſen, haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr iſt folgende kleine Geſchichte: Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer beſuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufſicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, ſetzte er ſich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmuſikus R. Statt dieſen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in ſolche brauſende Bewegungen und heftige Zuckungen,

daß dem Kranken angſt und bange ward, ſein zugegebener Arzt möchte in Wahnſinn und Tobſucht verfallen ſein.“ Auch in ſpäteren Jahren behielt er eine ähnliche körperliche Unruhe. Er verwandelte ſich recht eigentlich in Rhythmus. Das war das rechte Naturell für Sturm und Drang.

Wenn Peterſen anführt, daß Pope und Hugo von Groot und viele Andere in ihrem achten und zwölften Jahre beſſere Gedichte lieferten, als Schiller in ſeinem ſechszehnten und ſiebzehnten, ſo fehlte jenen eben die ungeduldige Gluth des Herzens, die die Hauptſache, den Karton, ins Auge faßte. Wer nicht im Stande iſt, ſich zur Beurtheilung großer Linien oder bei der Anerkennung eines glühenden Kolorits zur Duldung von inkorrekter Zeichnung, von kühnen Fehlern zu erheben, wird auch jetzt nicht die Bewunderung begreifen, welche Schiller's erſte Werke begleitete, und die ſie noch jetzt verdienen.

Schiller wurde um dieſe Zeit ſeiner Dichterkraft inne. Er fing an, ſich an Anderen zu meſſen. Klopſtock's Autorität wurde abgeworfen. Er durchſtrich in ſeinem Exemplar die Ode an die Geneſung. Er meinte, hier ſei nichts herauszuleſen, als: wär' ich nicht geneſen, ſo wär' ich geſtorben und hätte die Meſſiade nicht vollenden können. In der Ode „mein Vaterland“ ſtrich er Alles aus, was auf die Worte folgt: „ich liebe dich, mein Vaterland“. Aber er verwarf nicht etwa nach der Art der Jugend den einen Götzen, um ihn morgen mit einem andern zu vertauſchen. Die Elegie an Ebert, Bardale, die frühen Gräber, die Sommernacht, der Züricher See blieben ihm immer theuer.

So wuchs dieſes Naturell dem Charakter der Epoche

und derjenigen Kunstgattung zu, die ihn am vollsten aussprach, dem Drama. Dieses quoll in Hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand' ganz unter dem Einfluß der englischen Schule und nahm, je nachdem es sich mehr an die Begebenheit oder an die Leidenschaft anlehnte, zwei verschiedene Grundformen an. Die Vorbilder waren Götz von Berlichingen oder Emilia Galotti. Aeußerlich stellten sich diese Dramen nach Schink's Beschreibung ungeheuerlich genug dar: „Jetzt muß in einem Drama, wenn es dem Publikum behagen soll, alle Augenblicke ein Vorhang aufrollen, bald ein Schloß, bald eine Bauernstube, bald ein Gefängniß, bald eine Landstraße, bald ein Feldlager sich produziren. Entweder will man Kampf- oder Ritterspiele, in denen die Helden sich die Köpfe blutig schlagen, Blutschande, Ehebruch und alle mögliche Gräuel treiben, die Pfalzgrafen, Herzoge und Könige eine Sprache reden, als ob sie in der Schenke groß geworden wären, und sich geberden, als ob sie eben aus dem Stalle kämen; oder man will Ohnmachten, Fluch und Segen, Verzweiflung und laut wiehernde Freude, tragischen Bombast oder Burleskenspaß in ein und demselben Stücke."

Geschichts- und Leidenschaftstragödie, politisches und Familien-Drama waren die Pole, zwischen welchen die Zeit schwankte. So unbequem sie dem Theaterdirigenten sein mochten, so achtungswerth sind diese Anfänge. Und es ist mehr, als ein Kompliment, wenn Schiller im Jahre 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg schrieb: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst

und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.“ Solch ein Ausspruch giebt dem Biographen wohl das Recht, Klinger's damaliger Bedeutung zu gedenken. Von Lessing war es nicht zu verlangen, daß er Klinger's Anfänge würdigte. Aber Goethe sagt von ihm: „In seinen Produktionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, u. s. w.“ Dieses Urtheil bezieht sich mit auf Klinger's Romane, welche einer späteren Zeit angehören. Aber wenn man etwa seinen Konradin von Schwaben liest, so wird man diesen Ausspruch mit Befriedigung bestätigt finden. Als Zögling Rousseau's, dessen Emil sein Haupt- und Grundbuch war, stand er freilich mit seinem kräftig politischen Sinn weit über dem engherzig bürgerlichen Interesse der Zeit. Und seine Familientragödien, so sehr er die Nachtseite der menschlichen Natur darin zeichnet, sind bei aller Wildheit und, man möchte sagen weißglühenden Leidenschaft, trotz ihres verbissenen Hasses und ihrer haarsträubenden Situationen von einem Maß in den äußern Mitteln, daß er von den beiden genannten herrschenden Richtungen des Drama's mehr in der Schule der Emilia Galotti als in der vom Götz von Berlichingen zu suchen ist. Er hat neben Lessing und Goethe wohl eine selbstständige Stellung zu beanspruchen. Alle drei stehen in

der Nachahmung Shakeſpeare's. Klinger iſt theatraliſcher, als Goethe im Götz, ſeine Szenen brechen nicht ohne Durchführung ab, aber ſeine Kompoſitionen ſind nicht halb ſo konſequent als Leſſing's, und in ſeinen Charakteren erreicht er weder die Naturwahrheit des Einen noch des Andern. Aber ein Hauptgeſetz des Drama's, die Bildung von ſchroffen Gegenſätzen, von einem Kampf auf Leben und Tod, hat er immer erfüllt. Man muß etwa die Zwillinge, Otto, das leidende Weib von ihm leſen, um die kühne Durchfahrt ganz zu würdigen, die Schiller nach ſolchem Entdecker zu ſeinem eigenen Drama hin auffand.

Es iſt bezeichnend für den Geſchmack jener Zeit, daß, als die Hamburger Theaterdirektion 1775 auf Bode's Anregung einen Preis auf ein Originalſchauſpiel ausſchrieb, drei Stücke eingeſendet wurden, welche das Thema des Brudermordes behandelten. Darunter waren Klinger's „Zwillinge“ *) und „Julius von Tarent“ von Leiſewitz. Beide Dramen ſpielen in Italien, dem Lande, wohin man gern die wildeſten Geburten der Phantaſie verlegte. Beide haben in der Kompoſition, ſogar in der Diktion einige Aehnlichkeit. Thatendrang und Ruhmbegier, großgeſogen an den Geſtalten Plutarchs, leben kraftvoll in beiden. Zwei Brüder, unähnlich an Charakter, wenn auch nicht ſo weit entgegengeſetzt, wie Karl und Franz Moor, lieben ein und daſſelbe Mädchen, der Jüngere ermordet den Aelteren, und der Vater tödtet richtend mit eigener Hand den Mörder. So viel haben beide

*) Die Zwillinge waren bereits gedruckt (1774), als Schröders Aufforderung erſchien.

Stücke gemein. Das Klinger'sche läßt die Brüder Zwillinge sein. Es gewann den Preis. Schiller hielt es immer in Ehren. Aber Lessing zeichnete Julius von Tarent mit seinem liebenswürdigsten Lobe aus, und Schiller entschied trotz seiner Vorliebe für Klinger nach derselben Seite. Er kannte und verglich ohne Zweifel das Klinger'sche Werk mit Julius von Tarent, und er begrüßte in Leisewitz den ihm verwandteren Geist. Und in der That, kein Werk der Zeit hat so nachhaltig auf ihn gewirkt. Da war bei aller Regelmäßigkeit der Komposition, die nun einmal dem rhythmischen Geiste Schiller's wohlthat, eine Kühnheit der Leidenschaft, eine Spitzfindigkeit der Grübelei und ein Schmelz der Behandlung, der nur noch mit dem volksthümlichen Mark der modernen Freiheitstendenzen erfüllt zu werden brauchte, um Alles zu geben, was das Publikum der Stürmer und Dränger wollte. Allein die Volksthümlichkeit fehlte. Leisewitz hatte so wenig von ächtem Muth, daß er die Entscheidung des Theaterdirektors nicht überwinden konnte. Julius von Tarent blieb seine einzige Arbeit. So großartig diese Entsagung auch aussieht, sie ist ein Zeichen, daß ihm die Herrschaft nicht gebührte. Aber es ist eine Entschädigung für den mangelnden Ruhm unvollendeter Geister, daß gerade sie es sind, welche mehr als ganz vollendete, auf den Werdenden wirken. Hätte Leisewitz auch nichts vermocht, als den Jüngling Schiller in einer verwandten Seite zu berühren, ihm gebührt dafür sein Platz im Andenken der Nachwelt.

Schiller wußte den Julius von Tarent beinahe wörtlich auswendig. Er sagte mit Julius: „In meinen Gebeinen

ist Mark für Jahrhunderte!" Leise Reminiscenzen daraus begegnen in seinen späteren Werken. Jördens führt zwei an, wovon die erste in die Augen springt. Aspermonte ruft dem todten Julius ins Ohr: „Blanka! Blanka! — — da er das nicht hört, wird er nie wieder hören." In den Räubern rüttelt Schweizer den erhängten Franz mit den Worten: „He Du! es giebt einen Vater zu ermorden. — Er freut sich nicht — er ist maustodt."

Unter dem Eindruck dieser neuen Dramen — und er brauchte nach Streicher's schönem Wort mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern — schrieb Schiller ein neues Stück, Cosmus von Medici. So nennt Petersen den Namen desselben, fügt hinzu, daß es in Stoff und Handlung dem Julius von Tarent nachgebildet war und daß Szenen und Züge daraus in die Räuber übergegangen sind. Eduard Boas hat sich an den ersten Cosmus von Medici — es gab deren mehre — gehalten, und weil in dessen Lebensgeschichte keine Situation vorkommt, die dem Julius von Tarent ohne Gewaltsamkeit nachgebildet werden kann, so vermuthete er, das Stück habe nicht Cosmus von Medici geheißen. Er fand vielmehr in dem Enkel jenes Cosmus, in Julian von Medici, den passenden Helden.

Wenn Petersen darin so unbedingt zu trauen ist, daß Cosmus von Medici eine Nachbildung des Julius von Tarent gewesen sei, sollte ihm im Titel des Stücks weniger zu trauen sein, sollte er einen Julian vergessen haben, der an einen Julius erinnerte? Boas nimmt an, daß dieser Julian von Medici zu einem poetischen Wettstreit bestimmt

war, den die Mitglieder des Dichterbundes unter sich veranstalteten. Hoven lieferte einen Roman à la Werther, Scharffenstein ein Ritterstück in der Phraseologie des Götz, Schiller den Mediceer, Petersen ein rührendes Schauspiel; und Petersen sollte nicht den Namen vom Drama seines Nebenbuhlers behalten haben?

Leisewitz schreibt am 21. Dezbr. 1779 an Reinwald in Meiningen: „Die erste Idee zu meinem Stücke (Julius von Tarent) nahm ich aus der Geschichte des Großherzog Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias.“*) Schiller, der diesen Zusammenhang schwerlich kannte, behandelte also vielleicht den ursprünglichen Stoff des Julius. Was Wunder, daß sein Cosmus mit dem Julius von Tarent große Aehnlichkeit hatte?

Schiller hat sein Stück vernichtet. Er brütete schon über einem anderen Stoffe, der den Julius von Tarent aus dem Italienischen und aus der fürstlichen Sphäre ins Deutsche und Volksthümliche übersetzte. Es waren: Die Räuber.

In Haug's Schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I, S. 80 ff., hatte eine Erzählung gestanden, als deren Verfasser man Schubart nannte. Sie führte den Titel: Zur Geschichte des menschlichen Herzens. Hier ist ihr Hauptinhalt:

---

*) Auch Schiller's Frau spricht (Charl. v. Sch. u. ihre Freunde S. 85) von einem Trauerspiel: die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer. Allein sie konnte wohl wie Boas durch die Memoiren gleiches Namens zu dem Gedanken verleitet werden, daß Schiller's Trauerspiel den Stoff dramatisch behandelt habe.

„Wann wir Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden; so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Teutschen liest man nie ein Anekdötchen und aus dem Stillschweigen unsrer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wenn man die Charaktere von einer Nation abziehen will, so wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann.“ (Der Herzog von Würtemberg ließ sich das öffentlich sagen.)

„An Beyspielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Teutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte. — — Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröffnet.

„Ein B... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens be-

tete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber und gegen Andere, wenn sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karl's Muthwillen fast in Galle erstickte.

„Beide Brüder kamen auf's Gymnasium nach B . . . und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings. Auf der Universität ist Karl ein vollständiger Tom Jones, er macht Schulden, wenn auch aus edlen Motiven. Ein unglückliches Duell bringt ihn vollends um die Gunst seines Vaters: er muß bei Nacht und Nebel die Akademie verlassen und nun liegt die weite öde Welt vor ihm, eine pfadlose Nacht. Er wird Soldat, in der Schlacht bei Freiberg verwundet, von Reue zerrissen, schreibt er an seinen Vater. Wilhelm unterschlägt den Brief. Durch den Frieden in neue Noth versenkt, tritt Karl als Knecht bei einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines

Vaters, ein. Unter dem Namen des guten Hansen wird er seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt spricht. Einstmals war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so gutem Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?" sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

„Kein Engel," erwiderte Hans, „sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist."

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber sage mir Hans, hast du die Mörder alle getödtet?"

„Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben."

„Laß ihn herkommen."

„Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: „Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach, dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!"

„So donnere den verfluchten Andern heraus", sprach der Edelmann. „Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?"

„Ach, ich muß es sagen. — Der Junker Wilhelm.

Sie lebten ihm zu lang' und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm!"

„Wilhelm?" sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie eine Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit erhob der Vater die brechenden Augen und schrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn, die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —"

„Ja, er lebt noch!" schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. „Er lebt noch und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen sie mich nicht? Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu seyn! Aber kann Reue, können Thränen —"

„Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beede verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?" sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen

weinen.“ Aber Karl ſtammelte nichts, als: „Beſter Vater!“ und blieb an ſeinem Buſen liegen. — —“

Der Vater will Wilhelm der Strafe überliefern, indeß Karl bittet für ihn und macht ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus.

Der Verfaſſer fügt hinzu: „Dieſe Geſchichte, die aus den glaubwürdigſten Zeugniſſen zuſammengefloſſen iſt, beweiſt, daß es auch teutſche Bleſil und teutſche Jones giebt.“ Der Tom Jones von Fielding, worauf ſich dieſe Bemerkung bezieht, wurde damals viel geleſen und auch Schiller blieb immer ein Freund davon. Es iſt der uralte Stoff von den feindlichen Brüdern, von Edmund und Edgar im Licht der Aufklärungs-Epoche, welches noch greller in unſrer Erzählung und am grellſten in Schiller's Räubern leuchtet. Der Erzähler ſchließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philoſoph auftreten, der ſich in die Tiefen des menſchlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachſpürt, jeden Winkelzug bemerkt und alsdann eine Geſchichte des menſchlichen Herzens ſchreibt, worin er das trügeriſche Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwiſcht und gegen ihn die Rechte des offnen Herzens behauptet.“

Das war eine Mahnung, die in des jungen Dichters Seele griff. Hoven berichtet, er habe Schiller auf dieſe Erzählung aufmerkſam gemacht. Der gütige Freund ſchenkte ihm auch die Idee. Hier könne dargeſtellt werden, meinte Wilhelm, wie das Schickſal auch auf den ſchlimmſten Wegen zur Erreichung guter Zwecke führe. Das war die Moral des Talents. Schiller bewies ſich ſofort als Genie. Er brauchte den Stoff als Motiv, um ſeine tragiſchen Empfin-

dungen und Gedanken, den ganzen Gehalt seines Selbst, seine spekulativen und medizinischen Kenntnisse, seinen Dichterbund und seine Bibel daran zur Geltung zu bringen. Er ließ Karl nicht unter die Soldaten gehen. Er machte ihn zum Helden von Sturm und Drang, zur revolutionären Persönlichkeit ohne Revolution. Darin liegt die unendliche Macht und die geschichtliche Bedeutung dieses Stückes. In ihm spielt unbewußt die Tragödie des damaligen deutschen Vaterlandes, angedeutet in den Worten eines neueren Dichters:

Wo nächtliche Diebe und Wilderer gehn,
Verschwindet des Deutschpaniers klagendes Wehn.

Hier ist im Gegensatz zu Hamlet, der so oft als Symbol für Deutschland gefaßt ward, eine That, ein Entschluß, aber eine rohe That, die keinen Plan erfordert, keine andern Helfer hat, als Verzweifelte und Lumpe, keine andern Ziele, als Rache und Raub, keinen Erfolg, als ein elendes Ende und die Selbsterkenntniß eines großen, aber zertrümmerten Herzens.

Brutus und Cassius, die Republikaner ohne Republik, sind die Helden, zu denen die Sturm- und Drangzeit hinanschaut. Aber auch sie sind unerreichbare Ideale für einen Karl Moor. Wollte er in der Geschichte seine Brüder suchen, so mußte er die Raubritter, die Götz von Berlichingen, kaum konnte er die Bauern, vielleicht einen Michel Kohlhaas, nimmermehr Thomas Münzer als seines Gleichen ansehen. In den Banden der Familie einem Zeitalter gegenüber aufgewachsen, das seiner nach einem Schwert greifenden Hand

nichts als Feder und Dinte darbot, ohne Rechtsgefühl und Rechtsſchutz, mußte der Jüngling, den die Familie ausſtieß, zu Dolch und Piſtole greifen, die er, wenn er eine Wertheratur war, gegen ſich ſelbſt, wenn er ein Karl war, erſt gegen die Geſellſchaft und dann gegen ſich ſelbſt kehrte.

Das waren damals die Elemente einer möglichen deutſchen Revolution, und aus dieſer tieferen vaterländiſchen Bedeutung iſt der Eindruck zu erklären, den das Stück ſelbſt auf die Gebildetſten, wie Körner, Baggeſen und tauſend Andre machte. Was man übrigens zur Erklärung dieſes Wunders herbeigezogen hat, „Rouſſeau, Plutarch und die Kerkerpforten der Akademie“, — ich wage nicht, auf drei bis vier Bücher oder auf drei bis vier Begriffe eine Gährung abzuziehen, die immer ein Wunder bleibt, auch wenn der Dichter ſelbſt geſagt hat, daß Karl Moor ſeine Grundzüge dem Plutarch und dem edlen Räuber Roque im Don Quixote verdanke. Das Stück führte auch den Titel: „Der verlorne Sohn.“ Schiller machte die Räuber zur Parole des Stücks. Als Schiller in dem „verlornen Sohn“ dieſe Parole fand, erhob er das Familienſtück zur ſozialen Charaktertragödie und ſich ſelbſt zum weitüberlegenen Führer der Stürmer und Dränger.

Es iſt mehrfach bezeugt, daß die Räuber im Jahre 1777 begonnen ſind. Den Namen Karl behielt er aus ſeinem Stoffe bei, den Böſewicht Wilhelm — konnte er ſeinem Wilhelm von Hoven einen ſolchen Namensvetter geben? — taufte er in Franz um, vielleicht weil ſich ihm die ſchwatzende, materialiſtiſch raiſonnirende Kanaille in die-

jen Lauten symbolisirte*). Die Arbeit zog sich indeß hin, wurde wahrscheinlich mit Ende des Jahres ganz aufgegeben und vor 1780 nicht wieder vorgenommen.

Die Kunstwissenschaft hat Schiller vorzugsweise zum subjektiven Dichter gestempelt. Karl Moor soll demnach der Dichter selber sein. Die Biographie, indem sie den ganzen Menschen giebt, hat solchen, übrigens sehr berechtigten, Abstraktionen gegenüber nachzuweisen, daß Schiller auch objektiv genug war, um Dichter zu sein. Alle Dichter haben im Grunde nichts als ihr Ich gegeben. Ob Shakespeare sich in Romeo und Julie, Goethe sich in Weislingen und Götz, oder Schiller sich in Karl und Franz Moor vermummt, — ohne eine gewaltige Freiheit seinem Stoff gegenüber ist kein Dichter zu denken, und diese besitzt auch Schiller in hohem Maße. „Der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeisterei tiefer aus, als Goethe, und geht dennoch ebenso nüchtern davon, als er." Dieses Wort von Gervinus wird durchaus durch Schiller's Leben bestätigt.

Wilhelm von Hoven stand in dieser Zeit dem Dichter sehr nahe. Er erwähnt nichts von einer räubermäßigen Empörung desselben. Der Vulkan warf nicht immer Feuer aus. Wäre der Verfasser der Räuber seinem Helden so ähnlich gewesen, so müßten, wenn er nicht ein Feigling war, mehr Uebertretungen, Liebschaften mit den Demoiselles,

*) Daß Klinger's falsche Spieler, wie Gervinus und Andre wollen, auf die Räuber Einfluß gehabt, ist nicht gut möglich, da das Klinger'sche Stück erst 1780 im Druck erschien. Man kann auch hier ein Zusammentreffen in den Tendenzen annehmen.

mit denen er Komödie ſpielte, Fluchtverſuche und dergleichen Teufeleien zu melden ſein. Nichts von alle dem. Die jährliche Anzahl ſeiner Subordinationsfehler, nach den Liſten etwa fünf und weniger, ging nicht über den Durchſchnitt hinaus. Geſchah es, daß er mit einem oder dem andern ſeiner Vorgeſetzten in Streit gerieth, ſo wußte er dieſen durch einen witzigen, oft ſarkaſtiſchen Einfall, der von ſeinen Gegnern ſelten, um ſo beſſer von ſeinen Freunden verſtanden ward, abzubrechen. Nicht einmal die politiſchen Parteien, in die ſich für und gegen die Nordamerikaner die Akademiſten ſpalteten, konnten ihm ein Intereſſe abgewinnen.

Schiller nennt ſpäter ſeine Jugendlyrik wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus. Aber bei keiner andern Kunſt iſt Liebhaberei und Schule ſo ſchwer zu unterſcheiden. Es kommt nur darauf an, wie ernſt es Jemand mit der Liebhaberei iſt. Ihm war es Ernſt damit. Sein Ehrgeiz ging auf einen großen Dichter, nicht auf einen großen Räuber.

Der Dichterbund hielt noch feſt zuſammen. Man theilte ſich die Arbeiten, wie ſie im Stillen entſtanden, auch in tiefſter Stille mit. Man kritiſirte ſich dann ſchriftlich, lobte und tadelte ſich gegenſeitig, das erſte natürlich mehr als das letzte. „Unſer ganzer Kram, ſagt Scharffenſtein, taugte aber im Grunde den Teufel nicht und es war ſchwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrſcheinlich, weil es gar zu ſchön ſein und paradiren ſollte.“ Derſelben Anſicht muß auch der Miteleve Maſſon geweſen ſein, der ihr geheimes poetiſches Treiben und ihren poetiſchen Wettſtreit kannte. Während Scharffenſtein ſich in Sprache und Umgang zu den Deutſchen hielt, war Maſſon — auch

ein Franzose — ganz Franzmann geblieben. Masson griff sie schonungslos an. Schiller muß frühe den Feind gewittert haben. Es heißt in seiner Schüler-Charakteristik von Masson: „zwar bedaure er den Verlust ihn zu kennen, doch würde er vielleicht manches Unangenehme entdeckt haben, hätte er dessen nähere Bekanntschaft machen wollen.“ Jetzt machte er sie. Masson schrieb eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse auf den Bund. „Jeder von uns, erzählt Scharffenstein, wurde in dem erwählten Gewand tüchtig und plump verklopft. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an und unsre Effervescenz von Autorschaft hatte von jetzt ein Ende.“

Scharffenstein mußte hier nicht im Plural sprechen. Seine Gluth ließ allerdings nach. Er hatte Neigung zur bildenden Kunst und ward um ihretwillen der Dichtung untreu. Er ging viel mit den Malern und Bildhauern Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker um. Er war der Dilettant, der durch mißlungene Versuche und Unfertigkeit abgeschreckt, mit seinen eignen Produkten am liebsten auch die Anderer verurtheilt. Der Bund konnte Satyre ertragen. Sonst hätte er schwerlich das Epigramm in Person des Eleven Christoph Friedrich Haug als neues Mitglied aufgenommen. Haug war ein Sohn von Schiller's erstem Rezensenten. Er besaß einen lebhaften Geist und verrieth schon damals durch witzige Einfälle den späteren Epigrammatiker. Folgende Geschichte mag ihn und den ganzen Ton der jungen Witzbolde charakterisiren. Eines Morgens im Schlafsaal erzählte Haug beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte,

es wäre der jüngste Tag. Die Engel hätten mit aller Macht angefangen zu posaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferstehen nicht recht vorwärts gehen wollen, die Engel hätten immer stärker posaunt. Hierauf seien zwar mehr Todte als zuvor auferstanden, allein es sei den Engeln nicht genug gewesen. „Es müssen hier weit mehr Todte begraben liegen, sagten sie, was sollen wir nun, um sie zu erwecken, anfangen, da all unser Posaunen nichts hilft?“ Dies habe ein eben auferstandener ehemaliger Akademist gehört und zu den verlegenen Engeln gesagt, er wüßte wohl Rath zu schaffen, wenn unter den Auferstandenen der vormalige Oberaufseher der Akademie (Nieß) wäre, denn dieser dürfte nur mit seiner bei Lebzeiten gehabten Stimme, mit der er in der Akademie „zum Gebet!“ zu kommandiren pflegte, jetzt „zum Gericht!“ kommandiren. Der Oberaufseher sei glücklich gefunden und auf sein Kommando habe es alsbald von Auferstandenen gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Christus zu melden, daß nunmehr alles zum Gericht bereit sei.

Solch ein Kumpan brachte ein neues, erfrischendes Element in den Bund, wiewohl auch Schiller schon lange nicht mehr der verschüchterte, verschlossene Schüler war, als der er aus der lateinischen Schule kam. Er trat mit Selbstgefühl auf und erschien denen, die ihn nicht kannten, durch seine stolze Haltung sogar hochmüthig. Als seine hohe Gestalt, die nur dazu zu dienen schien, das energische Antlitz um eines Kopfes Länge über die Menge emporzuheben, einmal dahinschritt, entlockte er einer Frau den Ausruf: der

bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg! Er konnte necken und spotten. Es war die Zeit der Stammbuchsmanie. Auch ihm, dem Dichter, überreichte ein schwärmerischer Eleve, der zugleich ein starker Esser war, sein Stammbuch. Und der Mephisto schrieb hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben." Er hielt mit Haug förmlich Kampfspiele der Grobheit. Schiller that sein Bestes, aber Haug flüchtete sich, wie er pflegte, in die himmlischen Gefilde, von wo er mit Sicherheit und unerreichbar zielen konnte. Er schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in den Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Schiller erklärte sich für besiegt. Hatte der Wettkampf auch zartere Ziele, so mag doch die „Rosalinde im Bade", ein Thema, bei welchem Hoven, Haug, Petersen und Schiller um die Palme stritten, der Göttin der Derbheit nicht geringeres Wohlgefallen entlockt haben. Die ganze „Bande" sprudelte von Epigrammen, welche sich zum Theil in der Anthologie finden und bei denen die Vaterschaft schwer zu erkennen ist. Göttliche Grobheit, Jugendlust, Humor und — die Räuber in demselben Herzen.

Mit Herder's Uebersetzung von Volksliedern aus fast allen Sprachen empfing der Bund eine neue Anregung. Bürger hatte den Volkston meisterhaft getroffen. Man wollte nicht zurück bleiben. Vielleicht ist „Graf Eberhard" aus dieser Zeit.

Leider ist von Schiller's Versuchen nichts vorhanden. Ein Gedicht: „Die Gruft der Könige" fing an:

Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.

Eine Ode: „Triumphgesang der Hölle“ war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein.

So brachten die Genossen nach und nach eine ziemliche Anzahl von poetischen Produktionen zusammen, welche nach ihrer Meinung wohl gedruckt zu werden verdienten. Sie standen vor der bangen Frage junger Schriftsteller: wo einen Verleger finden? Hoven mußte an einen Buchhändler in Tübingen schreiben, von welchem sie gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften — denn die Zöglinge der Akademie durften sich nicht nennen — in Verlag nehme. Auf geheimem Wege ward der Brief abgeschickt. Es erfolgte keine Antwort. Ein zweiter Brief hatte nicht bessern Erfolg. Hoven hatte an einen Todten geschrieben. So blieb zwar die Sammlung ungedruckt, aber Einzelnes daraus wurde, wie Hoven erzählt, in die von Schwan in Mannheim redigirte „Schreibtafel“ eingesandt oder für spätere Zeit aufbewahrt.

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst.

In solchem glücklichen Rausch schwand das Jahr 1777 den Jünglingen hin und beschenkte sie wahrscheinlich bei den öffentlichen Prüfungen, während es Preise an Fleißigere austheilte, mit einigen ernsthaften Reflexionen. Schiller hat inzwischen wohl öfter an seine Eltern gedacht, als wir. Die Familie hatte sich in diesem Jahre noch nach dreißigjähriger Ehe um eine Schwester vermehrt. Man sah den hoffnungsvollen Sohn als die künftige Stütze seiner Geschwister an. Grund genug für diesen, sich ernstlicher seinem Brotstudium zuzuwenden. Der medizinische Lehrkursus war auf fünf Jahre festgesetzt*). Die fünf Jahre waren mit dem Dezember 1780 vorüber. Man schrieb Dezember 1777. Die angefangenen Räuber wurden in den versteckteſten Winkel verpackt, und Schiller, energisch wie er war, um auch im Berufsfleiß etwas Großes zu leisten, legte es darauf an, schon in zwei Jahren seine Studien zu absolviren.

Gab es doch in der Akademie immer Ablenkungen genug, die in der eigenthümlich höfischen Structur dieser Anstalt gegründet waren. Da galt es vor Allem, den Geburtstag Franziska's, den 10. Januar, und des Herzogs, den 11. Februar, zu feiern. Auch Schiller brachte mit Begeisterung seine rhetorisch theatralischen Festopfer, von denen eins nur seinem Titel nach, andre ohne Jahreszahl auf uns ge-

*) Hoven S. 69.

kommen ſind. Das erſtere iſt ein launiges Vorſpiel, „der Jahrmarkt“, zum Geburtstag des Herzogs von den Eleven aufgeführt, welches, wie Peterſen berichtet, ſchon den genialiſchen Kopf verrieth, der ſich mit Proteus Zauberkraft in alle Formen zu wandeln wußte. Die andern ſind Huldigungen Franziska's, darunter Inſchriften für ein Hoffeſt, deren erſte: „über die Pforte: So thun ſich Ihr alle Herzen auf,“ in Bezug auf die Eleven zweifellos Wahrheit enthielt. Dann eine Rede, deren Verfaſſerſchaft ziemlich ſicher als Schiller's feſtgeſtellt iſt, die Beantwortung der Frage: Ob Freundſchaft eines Fürſten dieſelbe ſei, wie die eines Privatmanns? Ferner eine poetiſche Anrede: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeſte Ihrer Exellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim“. Die Akademiſten ſagten ihr mit Schiller's Verſen:

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unſterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie — und Freudenthränen ſpiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurück.

O Freunde! laßt uns nie von unſrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unſer Herz Franziskens Denkmal ſein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unſer Herz entweihn.

Die Ecole des Demoiselles ließ der Dichter einen ähnlichen Glückwunſch mit denſelben Vorſätzen ſchließen:

Und feuervoller wird der Vorſatz uns beleben,
Dem Muſterbild der Tugend nachzuſtreben.

War dieſes Muſterbild der Tugend doch das einzige weibliche Weſen, welches die Akademie zu jeder Stunde des

Tages betreten durfte. Gleich einer Fee ſchritt ſie durch die Hallen und Gärten, verſchlungen von den entzückten Blicken der Jünglinge. Ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der myſtiſche Reiz ihrer Beziehung zum Herzog, die ſegensreiche Gewalt, die ſie über ihn ausübte, das Alles mochte manche Phantaſie entflammen, manches Herz in Enthuſiasmus höher ſchlagen laſſen. Faſt jeder von den Eleven ſchwärmte für die glänzende Frau, die in dem für Jünglinge ſo reizvollen Alter von noch nicht dreißig Jahren ſtand. Sie hatte es in einer zweifelhaften äußern Stellung durch Würde errungen, daß ſie, die Geliebte des Herzogs, dem Lande, wie der Akademie als die rechtmäßige Gemalin galt. Und ſo verherrlichte ſie mit einer Bewunderung, die ihn keinen Zwang koſtete, der junge Dichter.

In treuer Genoſſenſchaft mit ſeinem Hoven ſetzte Schiller ſein Berufsſtudium fort, lebte ſich in Haller's Phyſiologie ein, mit Bewunderung, aber ohne blinde Anerkennung für den großen Mann. Profeſſor Consbruch, der Phyſiologie, Pathologie und Therapie las, ein Schüler des verſtorbenen Profeſſors Brendel in Göttingen, beſaß deſſen treffliche Kollegienhefte. Schiller verſchaffte ſich eine Abſchrift davon. Doch auch hier trug bei aller Schätzung für den lebenden und todten Profeſſor ſeine Einbildungskraft manche Geſetze in die Natur und Arzneikunſt hinein, die vor der ſtrengen Wiſſenſchaft nicht beſtehen konnten. Die beiden Poeten kamen nun in nähere Verbindung mit ihren mediziniſchen Kameraden, unter dieſen vorzüglich mit Plieninger, Jacobi, Lieſching und Elwert, demſelben Elwert, mit dem Schiller einſt als Knabe den Katechismus aufzuſagen hatte. Zwar

waren die Vier als fleißige Studenten den Beiden voraus, aber durch die wissenschaftlichen Unterhaltungen mit jenen gefördert, holten Schiller und Hoven sie bald wieder ein.

Ein Denkblatt der medizinischen Studien unsres Dichters ist uns in seinen Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller vom 10. October 1778 aufbewahrt.

Die Blüthezeit des Dichterbundes war vorüber, doch wurde Schiller noch einmal durch eine bittre Erfahrung an sie erinnert.

Wie wählerisch, wie leidenschaftlich seine Freundschaft war, davon geben zwei Briefe Zeugniß, welche Schiller um diese Zeit mit blutendem Herzen schrieb. Der eine war an einen Eleven Boigeol, geb. 1756 zu Hericourt in Mömpelgardt, der andre an Scharffenstein gerichtet. Boigeol war mit letzterem befreundet. Beide hatten in einer jener treuherzigen Stunden, in denen sich die Jugend ihre Ideale gesteht, Schiller ihr poetisches Glaubensbekenntniß abgelegt und dabei die innere Wahrheit seines Charakters und seiner Muse bestritten. Boigeol, welcher in einem Briefe an den verletzten Schiller viel über sein eignes Innre zum Besten gegeben, wurde ernst und für immer abgewiesen. „Sagt nicht Ihr letzter Brief genug, ich hätte nur darum Freunde, daß sie mir schmeichelten? — — Sagten Sie nicht immer, ich hätte das wahre Gefühl des Herzens nicht, alles sei Phantasie, Poesie, die ich mir durchs Lesen Klopstock's angeeignet hätte." Mit einem „Leben Sie wohl" schied er sich ohne großen Schmerz von Boigeol. Aber Scharffenstein! Ihn hatten Schiller's Oden gefeiert, er war der Sangir,

den ſein Selim-Schiller mit aller Gluth jugendlicher Zärtlichkeit liebte. „Rede, rede aufrichtig, ſchrieb er an dieſen, wo hätteſt Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der ſtillen Sternennacht vor meinem Fenſter, oder auf dem Abendſpaziergang mit Blicken uns ſagten!... — Meinſt Du, es war Prahlerei, Phantaſt, meinſt, ich hätte Dich darum erwählt, um Einen zu haben, von dem ich in meinem Gedicht plaudern kann! Hör Elender, wende Dein Angeſicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufſteigt der ſchändliche Gedanke .... wie oft, wie oft hab ichs hören müſſen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Weſen eben ein Gedicht ſey, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundſchaft ꝛc. Phantaſey, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Chriſten, nicht vom Freund herausgequollen — o weh, o weh, was das mein Herz ergriff.“

„... Auch äußerteſt Du einem Freunde, mich bald in der Rangirung nach Dir zu ſehen. — Verzeih mir's, Scharffenſtein, wenn ich in dieſem Augenblicke von Gott das Gegentheil erbitten müßte, und es gab Augenblicke, wo es mein einziges Sehnen war, an Dich hinſtehen zu kommen.“ Schließlich ruft er ihm ein feierlich wiederholtes: ich vergebe Dir! zu.

„Schiller, ſo erzählt Scharffenſtein in ſeinen Aufzeichnungen, wurde nicht kalt — denn kalt konnte er nicht ſein, aber er wandte ſich mit einer zerknirſchten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer ſehr ſchmerzhaften denke. — Schiller ſchrieb damals einen langen Brief, worin ſeine ganze Seele in Aufruhr war. Nie iſt eine totale

Brouillerie zwiſchen Verliebten ſo affektvoll geſchrieben worden. Ich antwortete verweiſend, daß er meine Meinung falſch ausgelegt, aber ſey es mauvaise honte, oder, was es ſonſt für eine Trutzerei geweſen, ſei es, daß die Freundſchaft in dieſen Jahren mehr in der warmen Phantaſie, als tief im Herzen ſteckt, die Verſtimmung blieb, ohne daß wir ein Wort mehr mit einander ſprachen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie."

Armer Schiller! Von welchen Empfindungen zerriſſen gingſt du diesmal den öffentlichen Prüfungen entgegen, denen Er zum letzten Male beiwohnte! Konnte dich ein zu hoffender Preis über den verlornen Freund tröſten?

In der That hatte Schiller mit Plieninger, Jacobi und Elwert um den Preis zu looſen. Alle Vier hatten ſich gleich gut gezeigt. Elwert ſiegte. Scharffenſtein verließ die Anſtalt, doch ſollte ihn der Bruch der alten Freundſchaft bald aufs bitterſte quälen. Wir ſehen ihn noch mit all der ungeduldigen Gluth zurückkehren, die er in dem edelſten Herzen verletzte.

Schiller's Perſönlichkeit hatte ſchon damals eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. Er hatte Verſtändniß für alle Tüchtigkeit. Zumſteeg, der in der Akademie Muſik ſtudirte und ſich nachmals als Komponiſt auszeichnete, vergötterte ihn und ſetzte ſeine Gedichte. Außer der Muſik war ihm die Plaſtik der Akademie treu ergeben. Hatte doch Schiller Talent zum Zeichnen und holte dieſe Liebhaberei noch ſpäter oft ſpielend hervor. Dannecker, der Sohn eines herzoglichen Stallknechts, hatte ſich bei einem Volksfeſt zum Eintritt in die Pflanzſchule gemeldet. Alle Welt weiß, wie

er ihr Ehre machte. Er war Schiller's vertrauter Freund. Regte solcher Umgang und der Blick in verwandte Kunstgebiete den Dichter an, so fand er in dem kenntnißreichen Albrecht Friedrich Lempp, einem neu eingetretenen Eleven, einen reichen Ersatz für Scharffenstein, einen Führer in die spekulative Philosophie, zugleich im Erfassen praktischer Grundsätze. Schiller sprach noch später mit einer Art Kultus von ihm. Beide sollen in brieflichem Austausch geblieben sein.

Zu dem am 10. Januar 1779 wiederkehrenden Geburtstage der Gräfin Franziska hatte der Herzog den Eleven das Thema gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ Schiller's Rede, welche sich unter 29 andern über dasselbe Thema geschriebnen vorgefunden hat, und vielleicht nicht öffentlich gehalten ist, verneinte die Frage, aber das Nein war ein begeisterter Lobgesang auf Franziska und Karl. Unter den kühnsten Variationen klingt das Thema heraus: Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit! Der Redner schließt:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ist's, die liebenswürdige Freundin Karl's! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde —, die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein, die

Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieſer Unſchuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieſer Verſammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der ſchärfſte Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl — wo hat ihn je der Schein geſchminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Feſt von Franziska! — Wer iſt größer, der ſo die Tugend ausübt oder der ſie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich ſchweige; zu klein, Karl'n zu loben. Ich verhülle mich, ſchweige — aber ich ſehe, ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre — ich ſehe ſie an dieſem — und noch an einem Feſte verſammelt! Ich ſehe ſie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menſchen!"

Mag die Rede auch ſo viel Ueberſchwenglichkeiten haben, als ſie Ausrufungszeichen hat, die kühne Hinweiſung auf die Gruft iſt eine erhabene Naivetät. Der Herzog war damit einverſtanden, daß ſeinem Zögling ſchon in dieſem Jahre die übliche Diſſertation zu ſchreiben geſtattet ſein ſollte, welche die Pforten der Akademie öffnete.

An demſelben 10. Januar wurde von den Eleven ein Feſtſpiel aufgeführt: „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegoriſchen Bildern." Das Ganze war eine höfiſche Schmeichelei im Rokkokoſtil. Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyklopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen und viele andre Figuren traten darin auf. Im erſten Theil — das Ganze zerfiel in drei Theile — erſchien

Görge, ein Bauer, Herr Schiller, ſein Weib Herr Hopfenſtock. Görge und ſein Weib mit einem Korb traten in den „Schloßſaal“, wo ſie der „Anwalt“ mit folgenden Worten empfing:

Woher ſo ſpät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was neues mit?

Darauf antwortete Görge-Schiller:

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir ſchon ganze Stunden
Und fragen jeden Fremden aus:
Iſt's auf dem Hof? Iſt ſie zu Hauß?
Iſt unſer Anwald ſchon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgard ſein?
Der eine ſagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab' ich ihn gefunden,
Den Hanßen da, der will was andres wiſſen,
Fragt ihr ihn ſelbſt.

Die Rolle war hiermit zu Ende. Sie konnte ihm über ſeine ſchauſpieleriſche Befähigung keine beſondere Erleuchtung geben.

Aber dieſe Uebungen und Vorſtellungen belebten die Einförmigkeit der Berufsſtudien, zu denen unſer Held mit verdoppelter Kraft zurückkehrte. Er hoffte in der That, in dieſem Jahre ſeinen Kurſus zu abſolviren. Er mußte der Gewohnheit gemäß eine öffentliche, in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Diſſertation ſchreiben. Die Wahl des Thema's ſtand ihm frei. Sie bewies ſeine Neigungen Die Diſſertation führte den Titel: „Philoſophie der Phyſiologie.“ Der Verfaſſer geht vom geiſtigen Leben aus. Die Beſtimmung des Menſchen ſei Gottgleichheit. „Un-

endlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen. Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt; er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigsten Unvollkommenheiten, ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es denn gleichviel, ob ich sage: der Mensch ist da, um glücklich zu sein, oder: er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wenn er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wenn er vollkommen ist. Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren, durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindlichen Natur, ist nichts anderes, als die Verwechslung meiner selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen.“ So lautet es im Anfang des ersten Kapitels,

das allein elf Paragraphen enthielt. Und es waren fünf solcher Kapitel. Es war ein förmliches Buch. Was wir davon besitzen, ist ein Fragment des ersten Kapitels.

Mag Shaftesbury's Moralphilosophie dieser Gedanken Mutter sein, mag die heutige Wissenschaft sie belächeln, es waren die Gedanken, die Schiller's Charakter zusagten. Er bekennt sich zu ihnen. Er konnte sich nicht genügen lassen, in seiner Dissertation ein Schulexerzitium zu liefern, er wollte den ganzen Umfang seiner sittlichen Ueberzeugungen geben.

Bruchstücke aus dieser Arbeit könnte Julius meinen, wenn er an Raphael schreibt: „Diesen Morgen durchstöbre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner Begeisterung .... mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre." In Julius' Theosophie heißt es dann: „Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. — — Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen... Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander." Als Karoline von Wolzogen später Shaftesbury las, fand sie die Aehnlichkeit mit Schiller's Ansichten heraus. Das christliche Gebot der Liebe ist in diesem System so aufgelöst, daß die Liebe als innerste Natur, die Tugend als Bedürfniß des Menschen, das Laster nur als ein Verkennen des Weges zur

Glückſeligkeit gefaßt wird. Es iſt die in den Willen der Menſchheit aufgenommene, von ihrem Thron geſtiegene Gottheit. Dieſer Kern von Schiller's ſittlicher Weltanſicht bleibt, er wächſt zwar in reichere Blätter und Früchte, aber aus ihm ſtammen ſie.

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Profeſſoren der Akademie, als ſie die Diſſertation zur Prüfung erhielten, „blickten ihrem flügge gewordnen Schüler unwillig erſtaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte davon flog." Sie hatten zu begutachten, ob die Schrift zum Drucke tauglich ſei. Sie verneinten es ſämmtlich, der Chirurgien Major Chriſtian Klein mit folgenden ſprechenden Worten: „Zweimal habe ich dieſe weitläuftige und ermüdende Abhandlung geleſen, den Sinn des Verfaſſers aber nicht errathen können. Sein etwas zu ſtolzer Geiſt, dem das Vorurtheil für neue Theorieen und der gefährliche Hang zum beßer wiſſen, allzuviel anklebet, wandelt in ſo dunkel gelehrten Wildniſſen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit ſo vieler Mühe verfertigte Arbeit iſt überſtiegen, und daher auch mit vielen falſchen Grundſätzen angefüllet. Dabei iſt der Verfaſſer äußerſt verwegen und ſehr oft gegen die würdigſte Männer hard und unbeſcheiden. In dem Abſchnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unſterblichen von

Haller, ohne welchen er doch ein elender Physiologius wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wieder den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lektionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neue Theorieen passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften und sein Alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten."

Auf solche schwere Beschuldigungen hin und nachdem er die eingesandten Probeschriften gelesen, schrieb der Herzog an den Intendanten von Seeger, daß die Dissertationen des Eleven Plieninger und des Cavaliers-Sohn von Schönfeld ohne Anstand dem Drucke übergeben werden sollten. „Die Disputation des Reinhards, fuhr der Brief fort, solle nicht gedruckt werden und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon ich gestehen muß, daß der junge Mann viel schönes darin gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Aus Schiller's Verhalten bei ähnlichen Täuschungen, deren ihm von nun an noch manche beschieden waren, ist der Schluß erlaubt, daß auch nicht ein bittres Wort seinen Lippen entfiel, als ihm der Intendant dieses niederschlagende Ergebniß mitgetheilt hatte. Aber in ihm sah es um so öder aus. Es trat eine tiefe Abspannung ein. Er hielt sich für reif, er war geistig aus der Akademie getreten, er ward darin festgehalten. Sie ward ihm jetzt unerträglich. Seine Arbeit war mit dem Aufwand aller seiner Kräfte geschrieben. Sie wurde verworfen, und er verzweifelte an diesen Kräften. Durch eine Reihe von Eindrücken, die sich in raschem Wirbel folgten, sank seine Stimmung bis zur Lebensmüdigkeit.

Wenige Tage nach der traurigen Entscheidung sah er zum erstenmal den Dichter des Götz, des Werther und — jetzt auch des Clavigo. Er sah ihn in der Fülle des Glücks, als Begleiter, als Freund des Herzogs Karl August von Weimar. Clavigo hatte noch mehr als Werther den jungen Dramatiker entflammt. Da war modernes Leben, ja, noch lebende Personen waren mit Maß und doch voll Kraft und Naturwahrheit dargestellt. Zwischen dem Weltmann und Dichter stand die Rechtschaffenheit, die berechtigtste Leidenschaft, wenn je eine berechtigt war. Beaumarchais war die reinste Gestalt edler Männlichkeit, die das Drama bis jetzt hervorgebracht. Sie war aus Schiller's Seele gestohlen. Nun sollte er den von ganz Deutschland vergötterten Dichter selbst sehen. Am vierzehnten Dezember 1779 — die Prüfungen waren eben vorüber — traten die beiden Gäste in den Speisesaal. Sie hörten die Rede des

Herzogs mit an. Am nächsten Tage war Preisvertheilung. Man sah Goethe Vormittags in der Akademiekirche. Mittags speiste er mit seinem Fürsten an der herzoglichen Tafel. Am Abend stand Karl August, während der Preisvertheilung, zur Rechten des Herzogs, Goethe zur Linken, ein Apoll voll Kraft und Schönheit, die Drei eine herrliche Gruppe dichterischer und fürstlicher Genialität.

Welch ein Anblick für die ehrliebenden Jünglinge! Goethe soll während der Rede des Professor Consbruch erröthet sein, vielleicht vor den Feuerblicken, welche ihn statt des Professors trafen. Wie mag Schiller's Herz geschlagen haben, wenn sein Name aufgerufen wurde, wenn er einen Preis empfing, wenn er dem Herzog dankend den Rock küßte. Der arme Eleve stand später statt seines Herzogs als Dritter in der Gruppe.

Schiller erhielt vier Preise, einen in der praktischen Medizin, einen zweiten in der materia medica, einen dritten in der Chirurgie, einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart. Seine Freunde hatten gleichen Anspruch an diese Preise. Es wurde gelooſt. Die Glücksgöttin, die Goethe begleitete, erkannte den jungen Genius und streifte ihn mit flüchtiger Berührung. Er blieb zwei Mal Sieger. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch eine Erklärung, einen Brief, wie sie so oft an den Verfasser des Werther gerichtet wurden, der Berühmtheit sein Dasein anzuzeigen. Diese Sucht der Zeit war Schiller fremd. Aus seinem Innern erwartete er seine Zukunft und seine Größe.

Diese Eindrücke waren noch nicht erloschen, als der Geburtstag Franziska's von neuem herannahte. Der Herzog

fand hier das Feuer des jungen Eleven nicht zu ſtark, er wählte Schiller zum Feſtredner und ſtellte das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.“ Schiller lebte ganz in den Ideen, die wir aus dem Anfang ſeiner Diſſertation kennen. Dieſe Gedanken konnte er in jedes Gewand kleiden, und unerſchöpflich ſtrömten ihm Bilder und Worte. Vollkommenheit der ganzen Geiſterwelt iſt die äußere Folge der Tugend; die Freude an dieſer Harmonie aller Weſen, die Glückſeligkeit, iſt der innere Lohn des Tugendhaften. Gellert, Haller, Montesquieu, Addiſon werden als die Wohlthäter der Menſchheit, Lamettrie und Voltaire als ihre Schandſäulen dargeſtellt. Vorgefühle des Himmels giebt uns die Tugend. „So groß — ſchloß er — ſo ſelig, ſo unausſprechlich ſelig, meine Freunde, ſind die innern Folgen der Tugend. Dieſes Gefühl, eine Welt um ſich beglückt! — — Dieſes Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieſes Gefühl, über alle Lobſprüche erhaben zu ſein, dieſes Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdiſche Belohnungen vergehen — ſterbliche Kronen flattern dahin — die erhabenſten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber dieſe Ruhe der Seele, Franziska, dieſe himmliſche Heiterkeit, jetzt, ausgegoſſen über Ihr Angeſicht, laut, laut verkündet ſie mir unendliche, innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige, gleich einer Welt — Franziska verdient ſie zu weinen!“

Die Rede fand vielen Beifall, und Profeſſor Haug erwähnte ſie im Schwäbiſchen Magazin. Der Gräfin wurde eine Abſchrift derſelben überreicht, die ſie mit Pietät aufbewahrt hat.

Nun kam auch des Herzogs Geburtstag. Man pflegte ihn durch ein Schauspiel zu feiern. Bisher hatte Herr Uriot französische Komödien und Operetten mit den Zöglingen und Demoiselles aufgeführt. Jetzt waren die Eleven, die sich dem Schauspielerstande verschrieben hatten, so weit ausgebildet, daß die deutsche Schule sich zeigen konnte. Schiller war eine Autorität in Sachen des Drama's. Mochte er der Ansicht sein, daß der Herzog, welcher den Dichter des Clavigo kennen gelernt und ausgezeichnet hatte, durch ein Werk desselben erfreut werden konnte, oder war es eigener Antrieb, genug, er wählte den Clavigo. Man überließ ihm die Direktion.

Er machte es nicht, wie die Direktoren pflegen, er nahm sich keine gute Rolle. Der Clavigo ist wohl eine der schwierigsten, aber nicht eine der dankbarsten, die es giebt. Schiller that zu viel. Und er wurde ausgelacht. Daß er nicht sogleich, nachdem der Vorhang gefallen, mitlachte, ist sehr wahrscheinlich. Er hatte die Rolle ernsthaft angegriffen. Er konnte sie zu seiner Dissertation, zu seinen vereitelten Hoffnungen legen.

In demselben Schubfach — es ist das geheimste des menschlichen Herzens — lagen ohne Zweifel, nur um sie Nießens Augen zu verbergen, die angefangenen Räuber. Er schlug sie auf.

Jetzt war das Gewitter beisammen. Die vorhergehende Schwüle und Mattigkeit, die dumpfe Trauer hat es verkündet, es entladet sich mit majestätischer Gewalt.

Vielleicht kein Werk eines Dichters ist in solcher stürmischen Schaffensangst ins Dasein getreten, wie die Räuber.

Er deklamirte jede neue Szene, so wie sie entstanden, im Gefühl des Gelingens seinen Genossen. Nießens unvermuthete Ronden störten oft die Schaar auf, sie trafen sich in den Freistunden in einem Winkel des Gartens oder in einem vergessenen Versteck des weitläuftigen Gebäudes, oder auf einem Spaziergange an entlegener Waldesstelle, und schlürften im Fluge die Neige der köstlichen Zeit. Auch ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte von den Freunden vorlesen, um als Zuhörer urtheilen zu können. Das Geheimniß mehrte die Intensität des Dichters. Es entstand im eigentlichen Sinne des Worts ein Nachtstück. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Nur im Krankensaal war eine Lampe gestattet. Um die Nacht für seine Arbeit zu gewinnen, gab Schiller sich für krank aus. Manchmal visitirte der Herzog den Saal, dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, mußte Karl Eugen in dem Glauben bestärken, daß sein Liebling mit einem wahren Fanatismus seinem Beruf ergeben sei, daß er sogar die Nächte für seine Wissenschaft benutze.

War eine Szene auf diese Weise unter Angst und innerm Jubel gewonnen, so ward sie am Tage den Freunden vorgelesen. Sie waren elektrisirt*). Je kühner, desto besser,

*) Schiller schreibt an Körner II. 20: „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre mich ausschließlich der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die

und der Applaus spornte wieder den wilden Pegasus zu ungeheuren Flügen.

Manche Zöglinge der Akademie, z. B. von Moor, Schweizer, mußten ihm vielleicht ihre Namen für seine Personen hergeben, andre benutzte er als Modelle. Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, womit ein Eleve oft zu prahlen pflegte. Folgende Szene überstieg selbst das, was die Freunde vertragen konnten. Franz hatte, wie er im dritten Akt gedroht, Amalien in ein Kloster gesperrt. Karl Moor läßt das geweihte Asyl von seiner Bande umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten, Karl steht der Geliebten gegenüber und fordert sie als sein Eigenthum zurück. Man will sie ihm weigern, doch er droht, von furchtbarem Zorne bewegt, bei dem geringsten Widerstande die ganze Kirche auf einen Wink in ein Bordell umzuschaffen.

Schiller hat nachmals diese Szene getilgt, vielleicht auch darum, weil sie ihn an eine ähnliche Szene aus Julius von Tarent erinnerte. Daß das Stück in diesem Jahre seinen Hauptszenen nach vollendet wurde, ergiebt sich unter andern aus seiner neuen Dissertation, in welcher eine Scene aus dem fünften Akt zitirt wird, und aus einzelnen ganz an Karl Moor erinnernden Ergüssen, die uns aus dieser Zeit erhalten sind. Eine tief tragische Stimmung hatte sich des jungen

---

Räuber." Hiermit ist die Ansicht widerlegt, welche in Wagner's Gesch. d. Karlsschule S. 5 ausgesprochen ist, daß Schiller schon 1778 Haupttheile des Werkes vollendet und vorgelesen habe.

Dichters bemeistert, eine fast lebensmüde Trauer, die namentlich bei einem erschütternden Todesfall zum Ausbruch kam. Der jüngere Hoven, Wilhelms Bruder, starb am 14. Juni 1780 in einem Alter von 18 Jahren. Die Akademie verlor in ihm einen ihrer hoffnungsvollsten Eleven und selbst der Herzog bezeigte den Eltern seine Theilnahme in der herablassendsten Weise. Mit seinem Herzblut schrieb Schiller dem Todten zu Ehren seine Leichenphantasie und am 15. Juni an den unglücklichen Vater des Entschlafenen einen Brief, der selbst die Verzweiflung rühren mußte. „Ist er, heißt es nach dem Eingange, zu bedauern, oder nicht vielmehr zu beneiden? — — Was verlor er, das nicht dort unendlich ersetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Pläne scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tode des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge." So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen. Er verlor nichts und gewann alles."

Weiterhin heißt es: „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen."

Könnte ich Ihnen, schließt er, in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollt ich stolz auf mich selbst sein."

Eine ähnliche Grabessehnsucht klingt uns aus einem Briefe an seine Schwester Christophine vom 19. Juni entgegen. „O meine gute Schwester, was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach mein ehrwürdiger mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde, — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieser Stelle gewesen wäre, und doch, — doch hätte es ja sein können, kann es vielleicht noch seyn, daß ihr die Freude nicht mehr

erlebt, mich aus der academie treten zu ſehen, daß ich — Siehſt Du, ich mag dies nicht ausſprechen, aber es kann ja ſeyn — Wer hier in die geheimen Bücher des Schickſals ſchauen könnte — Mir wärs erwünſcht, zehntauſendmal erwünſcht ꝛc."

Wie geſund bei alledem der Kern dieſer verzweifelnden Jünglingsſeele war, davon giebt eine Reihe mediziniſcher Rapporte Zeugniß, welche Schiller in dieſen Tagen über einen kranken Freund abſtatten mußte. Er bezeichnet das Leiden deſſelben am 26. Juni als eine wahre Hypochondrie, „denjenigen unglücklichen Zuſtand eines Menſchen, in welchem er das bedauernswerthe Opfer der genauen Sympathie zwiſchen dem Unterleib und der Seele iſt, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geiſter und der meiſten großen Gelehrten."

„Pietiſtiſche Schwärmerei ſchien den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie ſchärfte ſein Gewiſſen, machte ihn gegen alle Gegenſtände von Tugend und Religion äußerſt empfindlich und verwirrte ſeine Begriffe. Das Studium der Metaphyſik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extrem über, ſo daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch ſkeptiſche Grübeleien nicht ſelten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln. Dieſe ſchwankende Ungewißheit der wichtigſten Wahrheiten ertrug ſein vortreffliches Herz nicht. Er ſtrebte nach Ueberzeugung, aber verirrte auf einen falſchen Weg, da er ſie ſuchen wollte, verſank in die finſterſten Zweifel, verzweifelte an der Glückſeligkeit, an der Gottheit und glaubte ſich den unglücklichſten Menſchen auf Erden. Mit

dieſer Unterordnung ſeiner Begriffe verband ſich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht zu beſtimmen, ob ein organiſcher Fehler im Unterleib zu Grunde liegt). Es folgten Fehler in Verdauungsgeſchäften, Mattigkeit und Kopfſchmerzen, welche, ſo wie ſie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzuſtandes waren, hinwiederum dieſen Zuſtand rückwärts verſchlimmerten."

Der Kranke hatte den lebhaften Wunſch, die Akademie zu verlaſſen. Nach Schiller's Rapport „vom 16. Juli" beharrte der Freund auf dem Gedanken, „„daß er ſchlechterdings nicht in der Akademie geneſen könnte. Alles ſei ihm hier zuwider, Alles zu einförmig, um ihn zu zerſtreuen. Alles wecke ſeine Melancholie nur deſto heftiger."" „Ich gab ihm, fährt Schiller fort, zu bedenken, wie er nirgends eine Ausſicht in der Welt hätte, da er nicht ausſtudirt, da er ohnehin einen ſiechen Körper hätte" u. ſ. w." Aber, wiewohl ſich der Kranke unter Schiller's Umgang beſſerte, der Arzt gerieth, wie er im Bericht vom 21. Juli mit Verdruß bemerkt, in den Verdacht, die Meinungen ſeines Patienten heimlich zu begünſtigen. Sein Einfluß auf den Freund wurde gehemmt, und der Intendant ſprach dem Patienten ſein Mißtrauen ziemlich unverblümt aus. Das war Schiller empfindlich.

Er ſchrieb an den Obriſt von Seeger eine umfaſſende und nachdrückliche Rechtfertigung ſeines Verfahrens. Unter anderm heißt es: „Es würde mir unendlich gefehlt ſein, wenn ich dazu ſchweigen müßte, da es für mich von Folgen ſein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft." Er legt mit oft pathetiſchem Ausdruck dar, daß er den

Freund vom Selbſtmord gerettet. Er weiſt jede Zumuthung, als ob er ordnungliebende Eleven beim Patienten verdächtigt, heftig zurück, bald acht Jahre habe er das Glück, in der Akademie zu leben, und in dieſer Zeit ſei er noch keinem Menſchen unter dem „ſchändlichen Charakter eines Ohrenbläſers“ bekannt geworden. Nachdem er ſeine Anſichten über die Akademie entſchieden von denen des Kranken getrennt hat, erklärt er als Urſache des Verdachts den nothwendigen Kunſtgriff jedes Arztes, die Sprache des Kranken zu reden: „Und jener Tolle, ſagt er, der ſich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatoriſches Nein überwieſen, ſondern man ſetzte ihm einen künſtlichen auf und dieſen ſchlug man ihm ab.“

Gegen die eigne Hypochondrie, welche den jungen Dichter danieder beugte, gab es ſicher kein beſſeres Heilmittel, als das Sezirmeſſer, mit dem er die Leiden des Freundes in ihre Beſtandtheile zerlegte. Aber vor Allem rettete er ſich aus dem Dunſt der Krankenſtube wieder und wieder in die Region des Schönen. Man ſah den Mediziner in den Homervorleſungen des Profeſſor Naſt und er ward tief und freudig erregt, als der Profeſſor einzelne Geſänge aus Bürger's Jambenüberſetzung mittheilte. Vielleicht verdankte die lyriſche Operette Semele dieſer Anregung den Blankvers. Auch Drück's Vorleſungen über Virgil wurden beſucht. Im Schwäb. Magazin von 1780 Stück 11 erſchien unter der Ueberſchrift: „der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“, eine kühne Probe von Virgilüberſetzung in Hexametern, eine Arbeit Schillers, die als Vorläuferin von Voſſen's Odyſſee gelten könnte. Geſchichtliche und philoſophiſche Werke,

Search's „Licht der Natur", Herder's „Auch eine Philosophie der Menschheit, Schlözer's „Vorstellung einer Universalgeschichte", mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann wurden gelesen, der Stoff zum Fiesko wahrscheinlich in's Auge gefaßt. Vor Allem wohl beschäftigte ihn im Herbst 1780 die Arbeit, welche ihm die Pforten der Akademie erschließen sollte, seine neue Dissertation.

VIII.

Entlassung.

Als die Prüfungsthemata ausgetheilt werden sollten, gab Schiller an, der hauptsächlichste Gegenstand seines Studirens seien in diesem Jahr folgende Materien gewesen: I. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Es war denn doch den Professoren um eine mehr medizinische, als philosophische Arbeit zu thun. Sie wählten also das erste Thema und gaben ihm, um den allzu Wilden bei der Stange zu halten, auf, noch eine lateinische Dissertation über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber zu schreiben. Letztere Abhandlung fiel so aus, daß die Professoren sie nicht des Druckes würdig erachteten. Dagegen lag die deutsche Arbeit ganz in seinem Wege. Den Tadel des allzu vielen Feuers hatte er sich gemerkt. Und doch scheint die neue Dissertation nur ein aufgewärmtes Gericht aus der reichen Tafel der alten zu sein.

Die Kapitelüberschriften der alten Dissertation lauteten: I. geistiges Leben. II. Ernährung. III. Zeugung. IV. Zusammenhang dieser drei Systeme. V. Schlaf und Tod. Nun vergleiche man hiermit den Inhalt der uns erhaltenen späteren Arbeit: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen."

Auch hier steht wieder in der kurzen Schilderung des geistigen Lebens der Gedanke obenan: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans. Dann führt der Verfasser aus, daß die Thätigkeit der Seele an die Materie gebunden sei durch die Systeme der Empfindung, der Ernährung, der Zeugung. Dies nennt er physischen Zusammenhang.

Der Hauptabschnitt: Philosophischer Zusammenhang gelangt zu dem Satz: Der Körper also ist der erste Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit der erste Leiter zur Vollkommenheit, aber die errungene Vollkommenheit des Geistes wirkt wieder aufs innigste auf den Körper zurück. Beide sind in ihrer Existenz durch einander bedingt. Dies wird der Inhalt von Kapitel IV. der alten Dissertation mit der Ueberschrift: „Zusammenhang dieser drei Systeme" gewesen sein. Der Schluß beider Arbeiten fällt dem Inhalt nach ganz zusammen: Beide schließen mit: „Schlaf und Tod."

Wenn man die spielende Ueberlegenheit, ja den genialen Uebermuth erwägt, mit dem die neue Dissertation geschrieben ist, so erscheint ihr Schlußsatz fast wie einer jener Sarkasmen, die Schiller, nur für die Freunde verständlich, seinen Gegnern zuzuschleudern pflegte. Er heißt, mit Bezug auf unsere mögliche Vervollkommnung nach dem Tode: „Wir

legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser."

Der Verfasser zitirt alle seine Lieblinge: Shakespeare, Gerstenberg und — es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus, — die Räuber, unter dem Titel: Life of Moor, Tragedy by Krake. So gut maskirt der Löwe hier lag, so konnte er es doch nicht lassen, die Klaue vorzustrecken, und die Herren Professoren schnitten eifrig in die Krallen. „Tönender Wohlklang auf die Laute der Natur", da grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwirkenden Merkur", solche und ähnliche Wendungen wurden getadelt, indessen die Arbeit mit einer erbaulichen Bemerkung über den großen Haller für druckwürdig befunden. Sie erschien mit einigen Aenderungen bei „Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Kanzlei-Buchdrucker." Schiller nahm sie nicht in die Sammlung seiner prosaischen Schriften auf. Sie steht seit 1838 in der Cotta'schen Ausgabe, ohne die Zueignung an den Herzog, welche von Gefühlen der Ergebenheit und Dankbarkeit überfloß. Schiller nennt seinen Erzieher den Stifter seines Glücks. Er erkennt in seiner Erziehung „die Wege einer höheren Vorsicht", den Grund zu dem Glück seines ganzen Lebens, und setzt ahnungsvoll hinzu: „Und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigne Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen."

Sein Fürst war ihm gnädig gesinnt, er ahnte das Bündniß nicht, das sein Zögling mit dem Dämon des Jahrhunderts gemacht hatte. Er ahnte nicht, daß dieser Zögling ihm innerlich so weit entfremdet sei, als er mit

ſeinem Maß von ſechs Fuß drei Zoll äußerlich aus dem Camiſol ohne Aermel herausgewachſen war, mit welchem er auf die Solitude kam. „Laßt mir dieſen gewähren! Aus dem wird etwas!“ Das Wort des Herzogs hat ſich erfüllt, aber auch in des Herzogs Sinn? „Der verlorne Sohn“ hieß der andere Titel der Räuber. Armer Jüngling, indem du deinen Karl Moor vor die Nacht des Unglücks ſtellteſt, biſt du ein Seher deines eignen Geſchickes geweſen.

Jetzt waren nur noch die mündlichen Prüfungen zu überſtehen. Das Programm von 1780 (abgedruckt in Wagner's Geſchichte der Karlsſchule) ſagt nichts davon, daß Schiller ſeine Diſſertation vertheidigt habe. Dagegen opponirte er einem Profeſſor in lateiniſcher Sprache.*) Man kann ſich den Eindruck, den Schiller's Perſönlichkeit damals machte, nicht lebendiger und treuer vergegenwärtigen, als durch die Erzählung eines Augenzeugen, welcher ſich am Tage dieſer Disputation unter den Zuſchauern auf der Gallerie befand und der in den nächſten Lebensjahren unſeres Dichters eine ſo einzige Rolle ſpielt. Dieſer Augenzeuge war Andreas Streicher, ein angehender Tonkünſtler.

Er hat ein Büchlein geſchrieben, dieſer Andreas Streicher, ohne ſeinen Namen. Es heißt: Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Es iſt wahrlich ein Edelſtein. Sein etwas altväteriſcher

*) Streicher erzählt, die Disputation ſei mediziniſchen Inhalts geweſen. Er verſtand ſchwerlich ſo viel Latein. Nach dem Programm zu urtheilen war es Profeſſor Drück's Streitſchrift: De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis. Vgl. Boas Jugendjahre I. S. 213.

Ton und eine gewisse Umständlichkeit haben vielleicht die Biographen veranlaßt, seine Erzählung in ihr schulgerechteres Deutsch zu übersetzen. Ich glaube, sie hätten sich nichts Leideres thun können. Es sind einige wenige Unrichtigkeiten darin, aber in dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein so bezaubernder Hauch der Empfindung, daß man bei der Erzählung des Musikus einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer schönen Haydn'schen Sonate. Es giebt keine biographische Aufzeichnung über Schiller, in welcher sein Jugendbild so groß, so wahr, so einfach, so ächt künstlerisch gezeichnet ist. Es weht Einen das Gefühl an, als hätte Schiller's Geist, wie ihn Goethe in den Worten giebt:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

als hätte dieser Geist an dem Büchlein mitgearbeitet.

Streicher hat seine eigene Person unter dem Buchstaben S. verhüllt. Ich werde seine Worte gebrauchen, so oft es der Plan meines Werkes irgend erlaubt. Er erzählt:

„Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer . . . in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch

die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zog ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Szene auf das lebendigste darstellen könnte.

„Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

„Als 1781 die Räuber in Druck erschienen waren und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Ueberraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

„Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner

Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündigt, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, sowie seine Ansicht der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! Das seelenvollste, anspruchsloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an Alles legte und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging — die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte,

daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, was [illegible] wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte und die Möglichkeit des schnellen Verlaufs der Zeit nicht begreifen konnte. Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ, — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen."

Streicher's Erzählung hat uns aus der Akademie herausgeführt. Ich wollte sein Schillerbild vollständig geben. Er hatte schwerlich Lessing's Laokoon gelesen, und doch wußte er, daß die lebendigsten Bilder von einem Menschen diejenigen sind, welche seine Bewegung zeichnen. Alles Andre bleibt angestrichne Statue in Worten. Hoffmeister sagt, daß man „durchaus unrecht thue, Schiller einen tiefen, kühnen Adlerblick zuzuschreiben." Da muß ich Streicher doch vertheidigen. Zwar beruft sich Hoffmeister darauf, daß Goethe des Freundes Augen sanft nennt und Petersen sagt: „den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge." Ich will noch hinzufügen, was die Mitschüler vergessen haben, daß Schiller kurzsichtig war.*) Aber ein Blick auf Dannecker's kleinere Büste, die

*) Schiller u. Lotte, S. 50.

Scharffenſtein unverbeſſerlich nennt, wird Streicher Recht geben. Der „tiefe, kühne Adlerblick“ liegt nicht ſo ſehr im Feuer des Auges, als in dem Enſemble von Brauen und Naſe. Streicher ſah den Dichter in der Entfernung, er ſah ihn öffentlich im Affekt auftreten. Da prägten ſich die großen Charakterſtriche ein. Nachher ſpricht er von kranken Augen. Das kann ſehr wohl mit der erſteren Eigenſchaft beſtehen. Eins tritt aus allen Zeichnungen entgegen. Mit Schiller's Körper, ſoweit er vom Geiſt aus ſich bildete, war eine auffällige Umformung und Verſchönerung vorgegangen.

So dunkel auch das Gebiet der Phyſiognomik iſt, ſo wird man doch verſucht ſein, ohne Schiller damit definiren zu wollen, die Linien ſeines Jugendbildes zu deuten. Und hier hat das Einzelne ſein Recht.

Der hohe, geſtreckte Gliederbau würde, gymnaſtiſch gebildet, mit der gewölbten Bruſt, mit dem ſchlanken und langen Halſe, an die ſchwungvolle Erhabenheit eines Apoll erinnert haben. Aber die vollſtändige Befreiung der Glieder fehlte, das angeſtrengte Denken und die Stubenbildung machte ſie zu bloßen Sklaven des Kopfes, und ſo miſcht ſich in jenes Bild viel vom Gelehrten, auch vom hagern Caſſius, dem politiſchen Verſchwörer. Die Bruſt, der Sitz des Muthes, war heraus und gewölbt. Die ſtarken, mehr motoriſchen als ſenſiblen Hände, deren Spiel mehr energiſch als graziös war, bezeichnen die männliche Seele, den willenskräftigen Menſchen. Das Haupthaar nennt Scharffenſtein buſchig, roth, von der dunklen Farbe. Die verwandten Vorſtellungen von „impertinent blond“, vom altgermaniſchen Urtypus, vom Abnormen, ſelbſt vom Unheimlichen, Geiſter-

mäßigen und Bösen liegt nicht weit. Damit hängt das Pigment zusammen, eine weiße Haut mit feinster Erregbarkeit. Schneller Wechsel von blaß und roth blieb Schiller immer eigen. Auf den ersten Blick hat das Gesicht etwas Vogelartiges, Orientalisches. Die gebogene spitze Nase macht den Eindruck des Spürenden, auch wohl Empfindenden, Zertheilenden, Ahnenden, womit die auffangende, vorstehende Unterlippe korrespondirt. Aber in starkem Kontrast zu der Nase erscheint die felsichte Stirn breit, viereckig, löwenartig, gegen die Augenbrauen und Nase steht wirklich, wie Aristoteles von der Löwenstirn sagt, etwas wie eine Wolke. Solche Stirn soll den Mann von großen Ideen bezeichnen. In den tiefliegenden Augen, die nach Scharffenstein dunkelgrau, nach Karoline von Wolzogen zwischen lichtbraun und blau, also jedenfalls sehr unbestimmt gefärbt waren, faßt sich die Intelligenz und der Charakter zusammen, die Anschauung geht nach innen. Diese ganze Partie des Kopfes hatte viel Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck. Die Lippen waren, nach Scharffenstein, dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war, wenn Dannecker's Büste Recht hat, stark, nach oben hin merklich gespannt, es liegt Ausdauer, Sicherheit, eine gewisse trotzige Kühnheit darin. Die Stimme war hoch, im Affekt damals schneidend, wie Robespierre's, Napoleon's und Luther's Stimme.

Aber wie viele Räthsel bleiben in den feineren Uebergängen und in dem mannichfaltigen Durcheinander ungelöst!

Fast so viele, wie in der künstlerischen Physiognomie, die wir nach ihren Grundzügen schon bei dem Jünglinge fixiren können, um sie gelegentlich im Lauf der Biographie zu vervollständigen. Ein lebendiges Naturgefühl, wie es das Gedicht „der Abend“ ausspricht, die gesunde Grundlage der Künstlerphantasie, tritt zurück vor den Idealen des Geistes, das einfach Schöne vor dem Erhabenen. Der Schritt zum Komischen, zum derben Witz und Epigramm schützt vor nebelhaftem Zerfließen; das Gefühlsame, welches Schiller in Hölderlin als sein eigen Jugendtheil wiedererkannte und das sich an Klopstock anlehnte, bleibt als rhythmischer Niederschlag, und versetzt mit starker Leidenschaft, wird es tauglich zu dramatischem Stahlguß. Eine solche Phantasie ist vorzugsweise auf die Massen der Geschichte, auf das Politische, das sittlich Große gerichtet, im Genre mehr auf das Soldatische, als das Ländliche, im Bürgerlichen mehr auf das Zerwürfniß der Stände, als auf idyllische Behaglichkeit. Sonnenaufgang über dem Meere, Sonnenuntergang, Sturm, Einöden, Aufruhr des Wassers und der Menschen und, wenn man Einzelnes herausgreifen darf, die Kampflust der Bestien, das Gewimmel der Meeresungeheuer werden ihr Bilder geben. Man vergleiche den Handschuh und das Sturmbild im Tell mit der Novelle von Goethe, in welcher der Mensch selbst mit dem Löwen auf kindlichem Fuße steht. Man kann vielleicht die äußerst markirte Körperlichkeit, die sich der Normalbildung gegenüber isolirt sieht, mit in Rechnung ziehen, wenn man diese Anlage zum Kontrast, zum Erhabenen sich erklären will. Goethe mit seinem offenen Tagesgesicht, mit seinen großen klaren Augen, mit seinem durchaus har-

monischen Körper findet sich mit der umgebenden Welt auf Du und Du. Schiller's Geist fühlte sich nicht in seinem Körper heimisch, er ließ ihn zum Theil verfallen und erkannte zu spät den Werth einer gesunden Geisteswohnung. Eine solche Natur sucht den Mangel auf der einen Seite durch einen Ueberschuß auf der andern zu decken. Das Individuelle, das an ihr selbst hindert und stört, wird ihr leicht an den Dingen gleichgültig oder zuwider sein. Sie sucht die Idee, den Brennpunkt des Geistes, in dem sich die Strahlen des Persönlichen sammeln.

Nur ein reiches, vielbewegtes Leben kann die Einseitigkeit, die hier erwähnt ist, aufheben, kann dem Dichter ein unbefangenes, natürliches Weltbild zuführen, und Schiller verdient wahrlich, wenn man die innern und äußern Hemmnisse seines Lebens kennt, eine immer neue Bewunderung, daß er diese Hemmnisse in Förderungen seiner Kunst nach Gehalt und Form verwandelte.

Schiller wurde am 15. December 1780 entlassen.

Wir treten jetzt mit ihm ein in das „Leben", wie man charakteristisch genug den Zeitraum nennt, der auf die Schule folgt.

Drittes Buch.

Regimentsfeldscheerer Schiller.

15. December 1780 bis 22. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Die Sonne der fürstlichen Gnade, welche den Dichter nach jener Disputation beschien, hatte viel Licht, aber wenig Wärme. Schiller wurde als Regimentsfeldscheerer ohne Porte d'epee beim Grenadierregiment General Augé angestellt. Achtzehn Gulden Reichswährung (etwa zehn Thaler) monatlicher Sold war eine magre Erfüllung des Versprechens, daß eine besonders gute Anstellung Eltern und Sohn für das Opfer des theologischen Berufs schadlos halten solle.

Der Vater hoffte, sein Friedrich werde, ohne seine Stellung zu beeinträchtigen, daneben eine anständige Land- und Stadtpraxis gewinnen können und hatte für diesen Zweck zwei kostspielige Civilanzüge bestellt, als plötzlich nach der Parade der Befehl des Herzogs verlautete, Schiller solle die Uniform der Regimentsfeldscherer tragen. Mit Ausdrücken heißesten Danks für die Anstellung bat der Vater in einer Eingabe vom 17. December um die Erlaubniß, daß sein Sohn „außerhalb seiner Verrichtungen beim Regiment" sich bürgerlich kleiden dürfe. Die lakonische Antwort lautete: Sein Sohn soll uniform tragen. Der Herzog war bis dahin sein Vater gewesen, jetzt war er sein Herr.

Nichts entfremdet innerlich leichter, als der Uebergang eines Herzensbandes in ein Dienstverhältniß. Den berechtigten Zwang der Schule hatte Schiller getragen, die Fortdauer desselben in seiner neuen Stellung ward ihm bald unerträglich. Als er sich in einer abscheulichen Uniform auf der Wachtparade vorstellte, erinnerte ihn jede Berührung seines Degens an die mangelnde Quaste und an seine subordinirte Stellung. Was ihm jedoch am härtesten fiel, war, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen durfte. Seine Eltern wohnten nur eine Stunde von Stuttgart. Einen jeden Besuch bei ihnen sollte er sich von der Laune seines Chefs erbitten. Das war eine schöne Freiheit.

Und auf seiner ganzen Stellung ruhte ein Fluch der Lächerlichkeit. Der größte Theil der Grenadiere des Regiments Augé bestand aus Invaliden. Sie sahen miserabel aus. Das Soldatenspiel war beim Herzog jetzt in Mißkredit, und die Praxis des Regimentsmedikus schlich in geflickter Uniform, eine Reihe von Jammerbildern, durch die Straßen von Stuttgart. Der Arzt selbst — doch wie der aussah, erfahren wir am besten von Einem, der es verstand, fürs Lachen zu zeichnen. Es ist Niemand anders, als Scharffenstein. Wir wissen, wie er und Schiller auseinanderkamen. „Ich wurde, erzählt Scharffenstein, als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzwelt zu sein, wurde mir

unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsre Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation mit einander.“

Da sieht er den neugebacknen Regimentsmedikus sich auf der Wachtparade präsentiren. „Wie gram ward ich dem Dekorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldscheerern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen, roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg kontrastirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.“

Der Regimentsmedikus war eine Karrikatur auf den Dichter. Was Wunder, daß der erstere dem letzteren nicht gefiel? Als Scharffenstein's Lachen vorüber war und er den Menschen unter der Vogelscheuche gewahr wurde, beugte sich sein Geist vor der imponirenden Superiorität und den

Fortschritten, die er bei Schiller antraf. „Sein Herz, sagt Scharffenstein, hatte mit seinem Geist den Takt gefunden."

Welche widrigen Eindrücke hatte dieses Herz zu verwinden, und wie offen und unverbittert blieb es bei alle dem. Seine Klagen flossen nur, seine Anklagen, wenn es einen Freund zu beweinen hatte.

Der Tod wurde abermals seine schreckliche Muse. Er schrieb gegen die Mitte Januars die Worte:

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus.
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre,
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth'!
Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge mit!

Wer könnte zurückbleiben, emporgerissen von solchem Ruf! Aber wer unter den Leidtragenden mochte wohl mit dem Führer in Prometheusgroll gen Himmel rufen:

O, ein Mißklang auf der großen Laute,
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!

Welche hinreißende, ich möchte sagen, hinmähende Gewalt in der Klage! Welche sicheren und festen Ruderschläge in dieser schaurigen Charonsfahrt! Welche elektrische Wirkung der verketteten Klänge und Bilder in diesen Versen:

Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen Stromweis rollten,
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Und dem Freund zum grausen Todtenopfer häuft er alle Erbärmlichkeiten des Irdischen, vernichtet sie in den Flammen seines Ideals und giebt ihre Asche mit der Asche des Todten dem Sturmwind Preis. Weiß er doch, daß der Geist und seine Liebe ewig daure.

Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n ꝛc.
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle! *)

Es war Joh. Christian Weckerlin, ein akademischer Freund, in dessen Stammbuch sich Schiller mit den Worten eingezeichnet hatte:

„Auf ewig bleibt mit dir vereint
Der Arzt, der Dichter und dein Freund."

und dem nun das

„Fahr' denn wohl, du trauter unsrer Seele"

nachgesungen wurde. Die vereinigten Mediziner ließen das Leichenkarmen drucken und irrten gewiß nicht, wenn sie die Eltern des Todten durch die Uebersendung desselben zu trösten glaubten.

In dieser Dichtung malt der Verfasser noch mit grellen Farben die Auferstehung des Fleisches. Noch konnte er fromme Eltern trösten, noch klammert er sich an die Vor-

*) S. Nachträge von Boas 1, 173.

stellung vom Wiederfinden nach dem Tode. Diesen tröstlichen Glauben hält er den Widersprüchen und Gebrechen der Welt und der Härte der Weltregierung entgegen.

Aber schon reizt ihn die Darstellung dieser Widersprüche mehr und mehr, und zersprengt die Grenzen seiner Lyrik. Der Verfasser der Räuber kündigte sich durch diesen Gesang dem Publikum an. Wie entsetzt dieses war, erfahren wir aus einem burschikosen Brief an Wilhelm von Hoven, dem ersten dieser Art, den wir von Schiller besitzen. Er gewährt zugleich einen Blick in das innige Verhältniß der Jünglinge und führt aus den Kirchhofsmauern wieder in das gesunde volle Leben. Schiller schreibt:

Bester Freund!

Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds.... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich

freilich Fl. 2. 12 Xr. Denn ſoviel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeſchrieben iſt und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) Weil aber alle Mediciner, ſelbſt Dr. Elvvert, ungefragt dazu gezogen ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung; denn ſie ſind zum Todtlachen; ich ſpare ſie alſo bis auf Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es iſt ein Nahmen, wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſey mir gnädig!

Sei ſo gut und ſchicke mit dem nächſten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schweſtern.

Ich bin der Deinige Schiller.

„Ein Nahmen, wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte!“ Er ging mit vollen Segeln auf dieſe Art von Berühmtheit los.

Schon die Wahl ſeiner Wohnung war bedenklich. Zwar gehörte das Haus dem Profeſſor Haug, es lag auf dem „kleinen Graben“, der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete, auf der jetzigen Eberhardſtraße. Aber es wohnte darin eine Offizierswittwe von dreißig Jahren, die Frau Hauptmann Viſcher, welche, wie aus Streichers handſchriftlichem Nachlaß erhellt, an Schiller ein Zimmer vermiethet hatte.

Dies war das kleine Zimmer, dessen Conz erwähnt, das Parterrezimmer, von welchem Scharffenstein eine so drastische Schilderung entwirft. Hier hausten die „kleinen Kreise", hier erscholl „das laute Gelächter". Man merkt es Gustav Schwab's Worten an, was sich die Leute davon erzählt haben mögen. Schwab spricht von einem Genossen jener Stunden, vom Lieutenant Kapf. Nach Boas trat er 1779, nach Scharffenstein und Schwab 1780, nach Wagners Karlsschule (II, 316) am 15. Dec. 1781 aus der Akademie. Dort hatte er anfangs, wie die Charakteristik der Mitschüler ausweist, nicht eben hoch in Schiller's Gnade gestanden. Später zählte er unter die besten Köpfe und jedenfalls besaß er eine bedeutende Anziehungskraft. Conz und Scharffenstein berichten, Schiller habe mit Kapf zusammengewohnt. Conz nennt ihn einen jungen Mann voll Talent, aber heftig und aufbrausend, „wie Schiller selbst damals war". Was sagt Schwab von ihm? „ungedruckte sehr glaubwürdige Nachrichten schildern ihn als einen verdorbenen Menschen, der unglücklich auf die Sitten des plötzlich entfesselten Jünglings einwirkte und ihr wie noch einiger Genossen Leben als ein zügelloses, rohes, nicht selten unordentlicher Lust wild ergebnes."

Sehen wir uns das zügellose Leben etwas näher an.

Der Humor, dieser germanische Bruder der Grazien, dieser treue Hausgott armer Schlucker, junger Künstler und Studenten, verschmähte die Prunkgemächer Stuttgarts und wohnte in dem Parterrezimmer. Ihn freut das holde Nichts und das Chaos, woraus auch er seine Welten schafft; ihn freut der Opferduft des Virginischen Krautes und die reich-

liche Spende der Thorheit. An allem dieſen war kein Mangel, wenn die ganze Geſellſchaft des ehemaligen Dichterbundes zuſammen war. Peterſen, jetzt Unterbibliothekar in Stuttgart, Scharffenſtein, Haug, auch wohl Bruder Hoven, welcher jetzt in Ludwigsburg praktizirte, Reichenbach, waren dem Dichter allezeit hochwillkommen. Sie waren ſammt und ſonders arm. Kochte der große Curius Dentatus ſich ſeine Rüben ſelbſt, warum ſollten ſie nicht Kartoffelſalat eſſen und auch in Hoffnung künftiger Größe mit eignen Händen bereiten? Sie wichen leider bedeutend von der Frugalität des Römers ab, denn ſie aßen Knackwurſt dazu. Und was erzählt Scharffenſtein? „Der Wein war freilich ein ſchwieriger Artikel und noch ſehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös ſeines Magazins überraſchen und erfreuen konnte. Da war die Welt unſer.“ Der gute Schiller that dies ohne Zweifel nur, um Peterſen, der an ſeinem Buche „über die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunk“ ſchrieb, einige Studien unterzubreiten. In ſolche gaſtronomiſch-nationale Beſtrebungen ragte die mangelhafte Geſtalt von Schiller's Aufwärter hinein, den er ſich aus ſeinen Grenadieren ausgeſucht hatte. Er führte den klaſſiſchen Namen: Kronenbitter. Er richtete allerhand Konfuſion an, er iſt es, welchen der ärgerliche Dichter in dem Briefe an Hoven unter dem „Hunds .... mein Kerl“ verſteht. Aber trennen mochte er ſich nicht von ihm.

Die frohe Jugendweiſe war übrigens von Lüderlichkeit weit entfernt. Die innere Zucht der Jünglinge mag nicht bei allen das Maaß erreicht haben, wie bei Hoven, der im

Angesicht des Todes gesteht, daß seine Verheirathung im siebenundzwanzigsten Jahre ihn so fand, wie Don Carlos von sich im dreiundzwanzigsten rühmt. Aber der Werth, den Schiller auf diese Eigenschaft des Helden legt, beweist genug. Schiller sagt selbst, Don Carlos habe den Puls von ihm. Die Worte „Sinnentaumel und jugendliche Thorheit", womit Karoline von Wolzogen wahrscheinlich sehr verzeihliche Excesse zu verhüllen glaubte, haben durch ihre Allgemeinheit dazu beigetragen, Schiller's herrliches Jugendbild zu trüben. Es ist wahrlich nicht zu Schiller's Unehren, wenn die Ingredienzien des „Sinnentaumels" genau bekannt werden. Es ist begreiflich, daß einer Frauennatur manches als bodenloser Leichtsinn erscheint, was nichts, als das göttliche Selbstvertrauen einer genialen Kraft oder der Ausdruck eines freigebigen Herzens ist.

Schiller war, wie fast alle Aerzte, ein gewaltiger Schnupfer, er spielte gern eine Partie Manille, er schob eine gute Kugel, ging in den Ochsen auf der Hauptflätterstraße zu Wein und Bier, und ein Diskurs mit einer hübschen Kellnerin war ihm keineswegs zuwider, wiewohl Petersen behauptet, er sei im Sinnlichen ohne alles Feingefühl gewesen. Daß Schiller damals aus Armuth nicht immer Burgunder trank und Marocco schnupfte, hat mehr zu dem Ausspruch Petersen's beigetragen, als eine wirkliche Eigenschaft. Gustel von Blasewitz, Schiller's erlesener Weinkeller in späteren Zeiten, hätten Petersen vielleicht vom Gegentheil überzeugt, wenn die schöne Margarethe Schwan und die schöne Dresdnerin und tausend Aussprüche in Schiller's Schriften es nicht vermocht hätten.

Eine unquittirte Rechnung von der Hand des würdigen Ochsenwirths: „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersinn" hat sich erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes oder auch wohl ein ganzes Maaß Wein zu trinken pflegten. Hiezu wurde Schinken und Salat gespeist, und wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waisenhause herüberkam, durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen.

Der Ton, in welchem man verkehrte, war recht gesund. Schiller ließ einmal folgenden Zettel zurück: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Die tolle Wirthschaft vollständig zu machen, übernahm der Regimentsmedikus die Redaktion eines politischen Wochenblatts, welches, wie Eduard Boas ermittelt hat, unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Das war das Magazin, welches Scharffenstein als die Weinquelle Schiller's anführt. Am sechsten März 1781 brachten die „Nachrichten" eine feurige „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten." Es heißt darin unter anderm:

Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Und der Sänger dieser excentrischen Ansicht war im Begriff, die Räuber herauszugeben!

Dem Stuttgarter Zensor erschien diese Huldigung seines Landesherrn als „eine Beleidigung fremder Fürsten“. Doch ließ er die Ode passiren. Ein ander Mal aber mußte Schiller so energisch gegen ihn auftreten, daß dem erhitzten Autor die Thür gewiesen und gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er sich nicht entferne.

Friedrich den Großen nennt das Blatt stets mit Verehrung, Joseph den Zweiten mit Enthusiasmus. Lessing's Tod wird gemeldet. Er starb am 15. Februar 1781. Es war Zeit, in die Stelle des gefallenen Kämpfers einzurücken.

Die praktische Medizin sagte Schiller wenig zu. Ein Plan, zu doziren, lag in unbestimmtem Dunkel vor ihm. Der „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781“, das einzige medizinische Buch, das er in seiner ganzen Stuttgarter Laufbahn kaufte, zielte schwerlich nach dem Katheder. Vielmehr wies der Plutarch, den er sich in einer theuren Uebersetzung, und der Shakespeare, den er sich in der Wieland'schen Verdeutschung gleich nach seinem Austritt aus der Akademie anschaffte, ganz wo anders hin. Das ewige Einerlei der Lazarethbesuche und der Parade ekelte ihn an. Wenn er auch durch eine kühne und selbstständige Behandlung des Typhus einmal mehreren seiner Grenadiere das Leben rettete, die Aerzte vom alten System schüttelten den Kopf dazu. Er ging seinen eigenen Weg und lieferte auch hier gern Kraftstücke. Der Herzog hatte den ausdrücklichen Befehl erlassen, er solle sich in allen bedenklichen Fällen an seinen Vorgesetzten, den Leibmedikus Elwert, wenden. Elwert, ein prak-

tiſcher, wohlwollender Mann, ſah ſich genöthigt, nach manchen vergeblichen Einſchärfungen des Befehls, um bei dem Hitzkopf zu ſeinem Zweck zu gelangen, an alle Militärärzte, die unter ihm ſtanden, die Weiſung zu erlaſſen, ihm jedes Rezept vorzulegen, ehe es zur Anwendung kam. Es entſtand jene wilde Ironie über ſeinen Stand bei Schiller, die ſich am ſtärkſten in den Räubern und in der Selbſtrezenſion über die Räuber ausſpricht, wo es heißt: „Der Verfaſſer der Räuber — er ſoll ein Arzt bei einem würtembergiſchen Grenadierbataillon ſein, und wenn das iſt, macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben.“

Schiller war keiner von den jungen Medizinern, die ſich den Rath Mephiſto's an den Schüler zu Nutze machen. Von der Eleganz des Auftretens war Niemand entfernter als er, Niemand weniger für Richter's Anſicht geſtimmt, daß ein Arzt ein drittel Wiſſenſchaft und zwei drittel savoir faire haben müſſe. Dazu fiel der Anfang ſeiner Laufbahn in die Zeit, wo alle Welt und er doppelt begierig war, den Regeln einer ſcheinheiligen Dezenz Trotz zu bieten. Bald ſtand er in dem Rufe des ausſchweifendſten Menſchen. In einer luſtigen Geſellſchaft, die es darauf angelegt hatte, die Macht des Dionyſos an ihm zu erproben, war er demſelben Gott, der die Tragödie beſcheert, auf einem dem Dürftigen ſo ungewohnten, dem Lebhaften ſo gefährlichen Felde erlegen. Beſondern Eklat machte dieſe Niederlage bei einem Gaſtmahl, das General Augé den Offizieren ſeines

Regiments gab. Man mußte den Medikus nach Hause tragen. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold. Sein Lehrer Abel, den dies tief schmerzte, untersuchte das Gerücht, und was wir erzählt haben, war das Ergebniß seiner gewissenhaftesten Nachforschungen.

Bei solchen Gerüchten war natürlich an eine Stadtpraxis, die ihn mit seinem Berufe aussöhnen konnte, nicht zu denken.

Mit um so größerer Vorliebe wandte sich Schiller wieder seinem Drama zu. Es gab noch manchen Drucker darauf zu setzen, manche Szene abzurunden und das Ganze so einzurichten, daß er zu Scharffenstein sagen konnte: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß."

II.

Die Räuber im Druck.

Wenn man diesen burschikosen, nicht schuldenfreien, Pferdekuren liebenden Stubenkameraden Kapfs mit dem lächelnden, anspruchslosen, wenn auch bestimmten Dichter vergleicht, den Streicher gewiß nach dem Leben schildert, so scheint sich ein Widerspruch zu ergeben. Aber Schiller war eine von den vielseitigen Naturen, die, wie Hegel einmal von den Shakespeare'schen Charakteren rühmt, für jeden aus ihrer Umgebung einen andern Reichthum entfalten. Er konnte, wie Lessing seine Würde weit von sich weg-

werfen, in der festen Sicherheit, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Karoline von Wolzogen rühmt an ihm eine Spur von geschäftsmännischem Talent. Er konnte Jeden in seiner Weise nehmen, ohne falsch zu sein; er war selbstbewußt, wie Young es vom Genie verlangt, aber gewiß in den wenigsten Fällen eitel. Sein eigentliches Wesen war, wie es Streicher sah; alles Uebrige drängte ihm seine traurige Lage und die Umgebung auf, welche anfing, weit unter seinen wahren Bedürfnissen zu stehen.

Während er mit Abel und Petersen spazieren ging, bildeten die Mängel seines Dramas gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff des Gesprächs. Mit großem Scharfsinn spürte er selbst diesen Mängeln nach, nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten auf und — nahm bei der Arbeit selbst wenig Notiz davon. — Sie war nun druckfertig.

Von der Vollendung eines Dramas bis zu seiner Veröffentlichung ist ein weiterer Sprung, als bei jedem andern Produkt. An die Bühne dachte er nicht. Diejenigen, welche es als Evangelium predigen, daß allein von einer Wiedererweckung der Bühne eine neue dramatische Epoche ausgehe, kann der Umstand wenigstens für Deutschland eines Besseren belehren, daß die beiden größten deutschen Dichter den umgekehrten Weg einschlugen.

In Stuttgart fand sich kein Verleger, der auch nur die Druckkosten wagen wollte. Schiller wendete sich nach auswärts. Zum Glück befand sich Petersen damals auf einer Reise in Mannheim, und in dieses Getreuen Hände glaubte der Dichter sein Wohl und Wehe legen zu müssen. Er that es mit folgendem Brief:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollte ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12 — 14 Bogen eng gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst es brauchen."

Als zweiten Grund giebt er sein Verlangen nach dem Urtheil der Welt an.

„Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften auf dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie

und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausstreuen kannst — daß Du dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkt gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapf haben's wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du noch immer dafür erhalten. P. S. Höre Kerl! wenn's reüßirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen."

Das Postskriptum, wußte er, ging Petersen zu Herzen. Hoffentlich hat der Leichtsinn mit dem Burgunder gewartet, denn die Mannheimer Verleger waren nicht muthiger als die Stuttgarter. Aber das Stück mußte heraus. Es war nur möglich auf Kosten des Verfassers. Er ging einen Akkord mit einem Buchdrucker ein, welcher, dem Dinge nicht recht trauend, baar Geld zu sehen verlangte. Schiller's Geldkräfte kennen wir; er mußte die erforderliche Summe borgen. Ein Freund leistete Bürgschaft. Unter solchen armseligen Umständen, belastet mit Verpflichtungen, welche in der Folge den Dichter oft zur Verzweiflung brachten, ging das Werk in die Presse.

Um wo möglich zu einigem Ersatz seiner Auslagen zu kommen und sein Stück auch im Auslande bekannt zu

machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, einen als Gönner der schönen Wissenschaften bekannten Mann, und sandte ihm die fertigen Druckbogen. Schwan antwortete freundlich, mit Rathschlägen, und die Bogen gingen, mit Bemerkungen begleitet, die er für nichts als Anmerkungen anzusehen bat, wieder an den Dichter zurück. Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser darauf aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrak, wie grell und widerlich sich Manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.

Die unterdrückte Vorrede war eine gewaltige Kriegserklärung der Dichtkunst gegen die Bühne. Die dramatische Manier, hieß es, sei allerdings die wirksamste, sie könne die Seele bei den geheimsten Operationen ertappen. Dazu bedürfe es des Theaters nicht. Möge das Stück auch nur ein dramatischer Roman heißen. Aber nicht blos die Oekonomie desselben — auch sein Inhalt, die Kühnheit seiner Charaktere schließe es vom Schauplatz aus, und doch sei diese Kühnheit nothwendig. Der Verfasser besieht sich das Theaterpublikum, seine Gönner, in der Nähe und singt ein Lied nach der Melodie: halb sind sie kalt, halb sind sie roh. Ferner fürchtet er für sein Kind von den haarbuschigen Gesellen; ja selbst der Theaterbeifall ist ihm verdächtig. „Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten, als die

untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblössen."

Daß sein Werk wie Rousseau's Emil vom Henker verbrannt werden müsse, scheint der Dichter doch nicht für so nothwendig erachtet zu haben, denn die zweite Vorrede, wiewohl sie die stolze Haltung der Bühne gegenüber behauptet, sucht vor Allem die moralische Seite des Stückes herauszukehren. Man darf hier nicht, wie wohl geschehen ist, ein ästhetisches Glaubensbekenntniß suchen. Der Dichter witterte, daß von dieser Richtung her die künstlerische Wirkung seines Werkes Anfechtungen und Schmälerungen erleiden werde.

Der Druck war nun vollendet. Der Titel hieß: Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781.*)

Die ersten Exemplare machten dem Dichter unbeschreibliche Freude. Inzwischen, da der „Kram, nach Scharffenstein's Wort, in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet war", hatte er wenig Abgang und Schiller sah nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an. Aber die Exemplare, welche in die Welt kamen, hatten die Kraft von Extrablättern, welche ein ungeheures Ereigniß verkünden.

*) Die Ausstattung dieser ersten Ausgabe ist nicht so armselig, wie man nach Scharffenstein's Erzählung glauben sollte. Das Papier ist fest, der Druck splendide. Nicht der zornige Löwe mit dem bekannten Motto: „In Tirannos" ist auf dem Titelblatt, sondern eine mit fertiger Hand radirte Vignette, die Thurmszene darstellend; eine zweite Vignette, die sich auf der Schlußseite befindet, zeigt uns Cäsar in Charons Nachen, Brutus will so eben hineinsteigen. Die Unterschrift lautet: N. sculp. Aug. V. (Nielson. Augsburg.)

Es war im Hochsommer 1781. Kein Kriegslärm in Deutschland, noch keine Guillotine in Frankreich. Alles still in Stuttgart, wie am Morgen in einem Großvaterzimmer. Lüsternheit im längsten Mantel der Moral. Dichtung zur Ehre des Herrn war die gewohnte literarische Kost. Am liebsten las man Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Karl von Burgheim und ähnliche Romane, die Dichtungen von Uz, Gellert, Haller, Klopstock, allerhöchstens Wieland und Bürger. Ugolino galt für das schauderhafteste, Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Produkt. Shakespeare war den Wenigsten bekannt. Nur die Jugend und eine im Verborgenen murrende Schaar verbitterter Herzen, das Publikum Wekherlin's und Schubart's war der neuen Literatur gefolgt.

Nun erschien von einem Zögling der Akademie, von einem Liebling des Herzogs ein Stück, gegen das die Elegie auf den Tod eines Jünglings wie Wiegengesang gegen Sturmläuten war. Ganz Stuttgart schrie Feuer, die Jugend jauchzte. Diese blendende Darstellung, dieser gewaltige Rhythmus der Leidenschaft, riß wie ein bachantischer Tanz Alles in seine Wirbel. Die Jugend drängte sich zu dem Dichter, das Parterrezimmer ward zum Tempel des Ruhms.

Aber Schiller war nicht gemacht, sich passiv beräuchern zu lassen. Im neuen Glück zeigt sich die hohe Liebenswürdigkeit seines Charakters. Als Streicher ihm vorgestellt wurde, — meine Leser erinnern sich der Szene, — erkannte der Dichter sogleich das treffliche Herz und erwiderte die schwärmerische Hingebung des jungen Musikers mit rückhaltslosem Vertrauen und täglichem Umgang. Seinen Lorcher Jugendfreund Conz, der die Klosterschulen durchgemacht

hatte, nahm er mit dem liebreichſten Wohlwollen auf. Conz war eine ſchüchterne, lyriſche Natur und poetiſirte. Schiller, deſſen Bruſt von kraftvolleren Gefühlen ſchwoll, zeigte dennoch dem Jugendgeſpielen aufmunternde Theilnahme. Er ſuchte ihn zu kräftigen. Er that daſſelbe an Conz, was er an Scharffenſtein that, welcher erzählt: „Den fürs Leben ſo praktiſchen, ſtählenden Satz, Glückſeligkeit ſei mehr eine perſönliche Eigenſchaft, urgirte er mit ſchwellender Bruſt und pfropfte er in die meinige.“ Er fühlte ſich nun in ſeiner Sphäre, er hatte das Zeugniß des Publikums in hundert enthuſiaſtiſchen Beſtätigungen, und es war gewiß aufrichtig gemeint, wenn er mit einem gutmüthigen und harmloſen Blick auf Conzen's theologiſche Laufbahn ſeinen eigenen Lebensweg pries und ſich fertig, ausgerüſtet für die Welt nannte. Was wär' ich jetzt? ſetzte er hinzu, ein Tübingiſches Magiſterchen.“ Wir müſſen hinzufügen: Schwerlich! Eher könnte man Scharffenſtein's Anſicht beiſtimmen, welcher ſagt: „Wäre Schiller kein ſo großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können.“

Und doch ſind alle ſolche Annahmen eine Verkennung des gebornen Dichters. Schiller's eigenthümlich zuſammengeſetzte Natur hätte, vom Leben noch ſo oft gedreht und bewegt, immer wieder nach dem Pol der Dichtung gezeigt*).

*) Zum Poeten machte mich das Schickſal und ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren. Schiller an Körner II, 167.

Seine Natur war nicht so eisern, daß er die Disharmonie der täglichen Plackerei ohne die Harmonie der Dichtkunst ertragen hätte. Glück brauchte er; Vollkommenheit anzuschaun, machte ihn glücklich, und Vollkommenheit als Glück und Genuß lag ihm im Reiche des Schönen.

Den Wahlspruch adeligen Ehrgeizes aus dem Sallust, womit alle Catilinarischen Bestrebungen verurtheilt sind, den Wahlspruch, der den Geist mit der Herrschaft, den Körper mit der Knechtschaft verknüpft und weit über die Spanne Zeit hinaus als Ziel den Ruhm eines großen Geistes pflanzt, diesen Wahlspruch schrieb er seinem Conz ins Stammbuch. Ja, so sehr er auch in seiner physiologischen Doktrin den Geist vom Körper abhängig machte, so sehr behandelte er im Leben seinen eignen Körper als Sklaven und als den, der zur Sklaverei führt. Es ist hier an Schiller etwas sichtbar, was ich puritanisch nennen möchte und was mit seinen ersten Jugendeindrücken und mit seiner Gestalt zusammenhängt.

Lewes entwickelt in seinem Leben Goethe's den Unterschied des christlichen Ideals vom hellenischen an der Sage vom Tannhäuser und von der Venus. Wenn auch bei den Alten die Göttin schon in dämonischer Gestalt als zornige Venus erscheint, so geschieht dies nur als Ausnahme. Aber in der deutschen Sage ist Venus nicht mehr Aphrodite, sondern „ein liebreizender Teufel, der die Seelen der Männer zu ewigem Verderben lockt. — Die Heiden machten die Natur zur Göttin, die Christen machten sie zum Teufel.“ Lewes hätte diese seine Ansicht durch ein neueres, eklatantes Beispiel bestätigen können. Denn so übel, wie bei Schiller,

ist die Göttin niemals weggekommen. Er gab im Jahre 1781 ein Gedicht bei Metzler heraus: Der Venuswagen betitelt. Es enthält einige sechszig Strophen, und jede ist ein Staupenschlag für die „Hexe", die „Metze", das Ganze ein grimmiges Gericht der Wollust.

Schon Schiller's äußere Erscheinung konnte besser von einem Bildhauer des christlichen Mittelalters aufgefaßt werden, der die Plastik der Gestalt vor dem Seelenausdruck des Antlitzes zurücktreten ließ. Und selbst das Antlitz, so viel Bedeutendes und Energisches es hatte, war eher geistermäßig als männlich. Während Lessing bei nicht größerer Wohlhabenheit, als Schiller, stets auf eine gewisse Eleganz des Aeußern hielt, besaß letzterer, wiewohl er jetzt viel in Frauengesellschaft war, noch nicht die geringste Achtung für Manschetten und Jabot. Er ging mit den Dingen, die keinen Verstand haben, barbarisch um. Als er mit Conz einmal in sein Parterrezimmer eintreten will, findet er die Thür verschlossen. Anstatt beim Hauswirth einen Schlüssel zu holen oder zu warten, bis Kapf den mitgenommenen wiederbringt, macht er kurzen Prozeß und donnert die Thür mit einem Fußtritt ein. Daß er in seinem Klopstock die Oden, die ihm nicht gefielen, mit derben Dintenzügen durchstrich, ist ein Fußtritt ähnlicher Art.

Und wie sah es vollends in seinem Zimmer aus! Der Zeichner Scharffenstein konnte eine Studie à la Hogarth daraus machen. „Ich erinnere mich, erzählt er, daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr

erbaulich. Denn man fand ſich im größten, nichts weniger als eleganten Neglige, in einem nach Tabak und Allerhand ſtinkenden Loche, wo außer einem großen Tiſch, zwei Bänken und der an der Wand hängenden ſchmalen Garderobe, angeſtrichenen Hoſen u. ſ. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln, mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine ſchüchterne, ſtillſchweigende Revue dieſer Gegenſtände ging jedesmal dem Geſpräch voran."

Schiller hat ſpäter in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia beklagt, daß die Akademie ihm den Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht entzogen habe. Und das iſt ſicher gerechte Klage. Ob er aber in ſo freier Weiſe wie etwa Goethe, den bildenden Einfluß der Frauenwelt erfahren hätte? In der Regel iſt die Schönheit keine Freundin des Mangels. Jetzt war er frei, er konnte wählen, und doch hatte er keinen weiblichen Umgang, als den er ſeinen perſönlichſten Verhältniſſen und ſeiner geiſtigen Bedeutung verdankte.

Eine der folgenreichſten Frauenbekanntſchaften ſchloß ſich mittelbar an die Räuber. Auf der Akademie befanden ſich zwei Brüder von Wolzogen, Karl und Wilhelm, Söhne des verſtorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legationsraths und Herrn zu Bauerbach in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabtheilung als Schiller, darum hatten ſie wenig Berührung mit ihm. Seine Dichtungen zündeten, wie bei andern Jünglingen, ſo auch bei Wilhelm, und ſchufen ein Band zwiſchen ihm und dem Dichter, an welches die Folgezeit das Gewebe von Schiller's wichtigſten Lebensſchickſalen knüpfte. Wilhelm führte ſeinen

neuen Freund bei seiner Mutter ein. Diese, eine Frau von seltener Herzensgüte, hatte bei der Sorge für vier Söhne und eine Tochter, bei verhältnißmäßig beschränkten Umständen, so viel angebornen Sinn für alles Gute und Schöne, daß der junge Dichter bald ihre zärtlichste Theilnahme gewann. Sie lebte sonst auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich öfter mit ihrer jetzt fünfzehnjährigen Tochter Charlotte in Stuttgart auf, wo sich die Gräfin Franziska für ihr und ihrer Söhne Schicksal lebhaft interessirte. Schiller schloß sich mit hingebender Liebe an sie an, er machte sie mit seiner Familie und noch mit einer andern Freundin bekannt, deren Verhältniß zu Schiller oft Mißdeutungen erfahren hat, aber wenigstens von solcher Form war, daß Frau von Wolzogen so wenig wie Schiller's Familie Ursache hatte, ihre Bekanntschaft zu meiden. Es war die Frau Hauptmann Vischer, bei welcher Schiller wohnte. Sie war seit zwei Jahren Wittwe, war in dem Alter von dreißig Jahren, eine Blondine mit blauen Augen. In Streichers handschriftlichem Nachlaß heißt sie eine niedliche kleine Frau. Sie hatte etwas Anziehendes und Pikantes. Conz nennt sie eine junge, geistvolle Offizierswittwe. Sie war eine äußerst gutherzige Frau und voll Enthusiasmus für den Dichter. Sie musizirte, wenn auch nicht mit großer Fertigkeit, doch genügend, um seine durch Musik so leicht erregbare Phantasie zu beflügeln. Sie soll zwei Kinder gehabt haben, mit denen Schiller allerhand Possen trieb und die mit derselben Liebe an ihm hingen, wie die Mutter.

Ob dieses Verhältniß nach den Begriffen der Welt ein reines, das heißt, ohne einen sinnlichen Anflug war?

Peterſen und nach ihm Schwab laſſen gar arge Dinge ahnen. Profeſſor Abel verſichert, es ſei zwiſchen Schiller und ſeiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient habe. Von Wiſſen kann hier wohl keine Rede ſein. Die Gründe, die Eduard Boas gegen ein Liebesverhältniß anführt, daß nämlich Frau von Wolzogen in ſolchem Fall nicht mit ihr verkehrt hätte, treffen doch nur die äußere Form, nicht die Art des Verhältniſſes. Ich glaube, daß dies ein leidenſchaftliches war und daß Luiſe Viſcher die Kunſt beſaß, ſich dieſe Leidenſchaft zu erhalten. Was hier nicht aus ihren Reizen zu erklären iſt — ſie beſaß nach Peterſen's Zeugniß ſogar das entſchiedene Gegentheil davon —, das erklärt der vollere Puls des Zeitalters und die ganze Anlage unſeres Dichters.

Wenn man bedenkt, wie gern Schiller die Grenze zwiſchen Freundſchaft und Liebe aufhob, wie ſchwärmeriſch er Scharffenſtein beſang; wenn man ſpäter ſieht, wie er ſich ſelbſt für einen Rieger begeiſtern konnte, wie leicht ſein edles, argloſes Herz in der nächſten Folgezeit Jedem vertraut, der ihm auch nur mit einem Schein von Theilnahme entgegenkommt, wie er regelmäßig die Tochter vom Hauſe und am liebſten zwei zugleich verehrt: ſo iſt es höchſt glaublich, daß er alle Gluth ſeines Herzens auch in die Freundſchaft mit Luiſe Viſcher hineintrug. Scharffenſtein, deſſen Ausdruck ſonſt nicht gelinde iſt, ſpricht von einem platoniſchen Flug, den der Dichter ehrlich durchmachte.

Es hat ſich eine halbe Lächerlichkeit an dieſe Liebe geheftet. Das Publikum verzeiht am wenigſten, daß die Geliebte Schiller's nicht die erſte Schönheit Stuttgarts war.

Sie war die erste Frauengestalt im Alter der Gräfin Franziska, die dem schwärmerischen Verehrer Franziska's mit liebevollem Herzen und in körperlicher Nähe entgegenkam. Sie konnte sehr wohl an ein näheres Bündniß mit Schiller denken, wie ihre späteren Erfahrungen beweisen. Denn als durch Schiller's Entfernung ihr Verhältniß mit ihm sich mehr und mehr auflöste, verliebte sich ein junger Mann in sie, der in der Akademie Jura studirte. Sie entfloh mit ihm und untergrub dadurch ihren Ruf für immer.

Karoline von Wolzogen, Schiller's nachherige Schwägerin, sagt ausdrücklich: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen, als schönen Nachbarin." Wenn sie hinzusetzt: „sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den Gegenstand entsprungen", so ist das eine bedenkliche Annahme. Was nennt man wahre Leidenschaft, wenn das „ewig starr an deinem Mund zu hangen" nicht wahre Leidenschaft ausdrückt? Wenn man diesen Begriff zu eng absteckt, so ist auch Schiller's Verhältniß zu den beiden Schwestern Karoline und Lotte nicht zu verstehen.

Wenn zugegeben wird, daß die geistvolle Wittwe zu den Gedichten an Laura gesessen, so ist das Liebesverständniß von selbst erklärt. Solche Gedichte werden nicht ohne alle Erfahrung geschrieben. Die Mode der Zeit, die künftige Geliebte zu besingen, aus welcher unter andern Boas die Laura-Gedichte herleitet, äußerte sich denn doch anders, als in so gluthvollen Gesängen, in denen die ganze Kraft eines gegen die sinnliche Macht der Liebe und ihre Knechtschaft

ſich ſträubenden und doch ihr hingegebenen Geiſtes ringt. Der Liebesbund zwiſchen Mann und Weib wird zu einem Kampf des männlichen und weiblichen, des ſchaffenden und empfangenden, des denkenden und empfindenden Lebens im Dichter. Die glühende Sinnlichkeit, welche einen ſtolzen und ruhmliebenden Geiſt im Taumel zu verſchlingen droht, wird von dieſem im Adlerfluge zum Himmel emporgehoben, zur begeiſterten Betrachtung des Univerſums und zum Geſtändniß: es iſt ein Gott.

Warum will man — vielleicht aus einem falſchen Idealismus — der erſten, innigſten Freundin Schiller's ihren Antheil an ſeiner lyriſchen Muſe verkürzen? Daß er ſeine Laura als Mädchen zeichnet, kann bei ihm nicht auffallen, der ſeine Freunde zu Heroen verklärt. Daß er nicht ihr Portrait giebt, iſt um ſo erklärlicher, wenn er eine wirkliche Perſönlichkeit vor den rohen Fingerzeigen der Oeffentlichkeit zu verbergen hatte. Das brennende Kolorit der Gedichte endlich iſt ganz aus dem Farbentopf von Sturm und Drang. Prüderie im Ausdruck war nicht der größte Fehler dieſer Periode. Ja, ein Theil der Frauenwelt, namentlich der mittleren Klaſſe, rächte ſich an der wirklichen Verderbniß der höheren, die ſich in galante Zweideutigkeiten verhüllte, durch die ſtillſchweigende Billigung der kräftigen Natürlichkeiten, die in den neuen Dichtungen auftraten. Charlotte von Oſtheim fand an der Amalia viel Gefallen, und Chriſtophine Schiller führte, gewiß in aller Unſchuld, mit dem Bruder die Semele auf. Zieht man ſo viel von den Laura-Geſängen ab, wie Werther's Lotte ſich freier beträgt, als die wirkliche, ſo wird man das Verhältniß

zu Luiſe Viſcher, wie es wirklich beſtand, ziemlich genau treffen.

Leider iſt der Frau Viſcher, als ſie ſpäter ſtill und eingezogen bei ihrer Schweſter in Tübingen lebte, die Chatoulle entwendet worden, welche Schiller's Briefe enthielt. Es ging mit ihnen vielleicht ein gutes Theil Laura-Gedichte in Proſa verloren.*)

Neben dieſen Frauengeſtalten trat ihm auch jungfräuliche Weiblichkeit nicht blos in ſeinen Schweſtern nahe. Bei Chriſtophine verkehrte unter andern die liebenswürdige Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie war der beſondere Liebling von Schiller's Mutter und mit Friedrich von gleichem Alter. Sie beſaß neben dem ſeltenſten Talent für Malerei alle Eigenſchaften einer hohen und reinen Weib-

*) Luiſe Viſcher ſtarb 1816 am 21. April. Seit 1860 iſt eine neue Laura in der Perſon einer Nichte von Luiſe Viſcher, einer Wilhelmine Andreä, aufgetaucht, welche nach dem Entdecker, A. Haakh, nun alle Requiſiten von Geiſt, Jugend und Schönheit haben ſoll, die man gern mit Schiller's Jugendliebe verbunden ſähe. Wir ſind auf die Beweisführung, die noch immer auf ſich warten läßt, um ſo mehr geſpannt, als ſie gegenüber den ausdrücklichen Zeugniſſen von Conz, Peterſſen, Scharffenſtein, Caroline v. Wolzogen, und gerade bei der Beziehung, in welcher Wilhelmine zu der Frau Viſcher ſtand, außerordentlich ſchwer und nur auf Grund originaler Dokumente zu ermöglichen iſt. Ueber die bisher beigebrachten Beweiſe S. A. Kuhn, Schiller's Geiſtesgang, S. 71. A. A. Zeit. 1860. Beilage 18—21. Sie ſind nach J. Meyer's Anſicht nicht ſtichhaltig.

lichkeit, wie sie der Dichter so oft verherrlicht hat. Sie war mit dem Lieutenant Simanowitz verlobt und wurde dessen Gattin. Außerdem deuten die Gedichte auf Minna und Fanny in der Anthologie auf vorübergehende Neigungen Schiller's, und die funfzehnjährige Tochter der Frau von Wolzogen war ihm ohne Zweifel in manchen Augenblicken sehr gefährlich.

Niemand kann die Frauenwelt bei jungen Männern edler vertreten, als eine gute Schwester. Christophine war ganz das geworden, was sie versprach, eine blühende Jungfrau voll männlichen Verstandes, verschwiegen, verständnißvoll bis zur Ausübung mehrerer Künste, voll Bewunderung für den Bruder. Sie erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach durchstrichene Gedicht zuerst und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Sie lachte ihn nicht aus, wenn er seiner großen Neigung, Komödie zu spielen, nachgab; die Geschwister vertraten jetzt in Person die früheren Papierdocken. Sie holten auch sonst die „Elysiumsszenen" der Kindheit wieder hervor, indem sie einen Ausflug nach dem Thale von Lorch machten, an welches Schiller auch in späteren Jahren eine innige Anhänglichkeit behielt. Christophine gedenkt in ihren Briefen dieser Jugendscenen. „Welche Gewalt er schon damals über die Herzen so vieler hatte; wenn er so in eine große Gesellschaft kam, auf die Redoute oder sonst wohin, machten sie ihm unwillkührlich Platz, wo er kam! Oft hörte ich leise hinter mir sagen: „seht, da kommt Schiller!" Wie mich das empor hob!"

Und nun vollends die Mutter. „Wie oft, erzählt Scharffenstein, sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen

guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten.“ General Augé mußte oft Urlaub geben, aber dieses innige Mitleben von Mutter und Schwester mit dem Bruder und Sohn, der Beifall, den dieser als Dichter fand, ermuthigte die Frauen und erhob sie allmählich auch zu der gefährlichsten Höhe seiner Sendung; denn als eine Sendung betrachtete er schon jetzt sein Dasein, als ein heiliges Amt sah er seine Dichtkunst an, das er empfangen, die Laster und Thorheiten der Zeit zu strafen. Als ein Rächer der Wahrheit und Natur trat er in sein Jahrhundert. Dieses Bewußtsein athmet aus den Gedichten, die er in dieser Zeit schrieb und mit denen er, wie mit Schlachtgesängen des Fortschritts, der flachen Moral, den Vorurtheilen, dem Eigennutz, der Scheinheiligkeit einen furchtbareren Gegner ankündigt, als es die Schubart's und Klinger's waren. Wie er Weckherlin's erkaltete Stirn mit dem Kranz seines Gesanges schmückte, so weinte er seinem Geistesbruder Rousseau glühende Thränen nach in das Grab, das dieser nach so vielen Kämpfen im Jahre 1778 erreicht hatte.

Wie rührend ist es, an der Schwelle des Lebens, wo Leidenschaften und wilde Wünsche an der jugendlichen Seele zerren, wo Genuß und Zerstreuung in tausendfachen Bildern winken, unserm Dichter auf einer so tiefen Bekümmerniß, auf einer so muthvollen Sympathie zu begegnen, nachdem wir wissen, was für Thränen, Kümmernisse und Schicksale auf ihn selbst warteten. Wie bitter muß er den Druck seiner Verhältnisse empfunden haben, daß sich eine Verachtung

des Lebens in ihm festsetzen konnte wie sie in dem Gedicht auf Rousseau uns erschreckt und erschüttert, wenn er das Leben „diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse" nennt?

Und doch erhob ihn über eine lebensmüde Zerrissenheit dieselbe reiche Erregbarkeit seines Herzens, welche ihn unter die Last solcher Schmerzen hinabbeugte. Indem er für die Rousseau-Klage die schöne Form des Gesanges fand, begrub er selbst schon in seiner Seele jede Härte und Einseitigkeit des edlen Kämpfers, und so sehr er mit dem Inhalt jener Klage die Welt von sich stößt, so hält er sie mit der Gewalt der Töne wie mit einem zarten Bande fest.

Die Anerkennung im Kreise der Seinigen konnte dem jungen Dichter nicht genügen. Um das Urtheil der Welt war's ihm zu thun. Dies konnte ihm, wie er empfand, nur von Fachgenossen kommen. Er hatte deshalb die Räuber an Wieland geschickt und erhielt eine ebenso geistreiche, als nach Wieland's Art schmeichelhafte Antwort. Sie machte ihn überglücklich. „Er hätte", schrieb der berühmte Mann in den schönsten, reinlichsten Schriftzügen, „mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen." Für die Freunde Schiller's war es eine Art von Fest, diesen Brief zu lesen. Mit Stolz hoben sie hervor, daß „der Sänger der Musarion auch ein Schwabe sei, und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten, gebildetsten Welt vorgetragen werde."

Aber das Geschick dieses Schriftstellers, das in so sonnigem Schimmer vor ihren Augen lag, war im Auslande gegründet. Ein anderer schwäbischer Dichter zeigte eine um

so grauenvollere Nachtseite des Schriftstellerlebens. Es ist von Bedeutung, daß Schiller auch diese kennen lernte, ohne von seinen Segeln auch nur ein einziges einzuziehen, ohne von dem Kern seines Wesens, der Liebe zur Menschheit und der daraus nothwendig hervorgehenden Befehdung der Lüge und der Gewalt, eine Faser zu verlieren. Der Dichter Schubart saß, wie oben erzählt worden, seit 1777 auf dem Asperg gefangen. Durch den Aufenthalt in dem dumpfigen Thurmloche war dieser kraftvolle Mann an Leib und Seele ruinirt. Ueber ein Jahr hatte er ohne einen Luftzug, bei elender Kost, in Finsterniß geschmachtet, und erst zu Ende des Jahres 1780 ward seine Haft soweit gemildert, daß er Mittel und Erlaubniß zum Schreiben erhielt. Jetzt durfte er auch Besuche empfangen und Viele kamen von fern und nah, um den Unglücklichen zu sehen. Unter diesen war auch Schiller, und zwar kam er auf die besondere Einladung des Obristen Rieger, welcher jetzt bereits aus dem Kerker wieder erlöst und Kommandant auf derselben Festung war, wo Schubart schmachtete.

Rieger war einer von den Charakteren, die Schiller zu dem Geständniß veranlassen konnten, daß, „so fruchtbarer seine Weltkenntniß werde, so ärmer werde sein Karrikaturenregister.“ Im Kerker war Rieger fromm geworden, aber seine Frömmigkeit war Zerknirschung und trug die Spuren des dumpfigen Aufenthalts. Sein Herz, als es den milden Geist der Religion empfing, mußte sich an einer Kröte versehen haben, denn der Glaube, den es gebar, war ein Scheusal. Bezeigte Schubart sich bußfertig und demüthig, dann wurde er milder behandelt. Schien er aber einmal

in der Kirche nicht andächtig oder gegen Rieger nicht unterwürfig genug, ſo warf dieſer „ſeines Berges Genius, der Rieſe“ Ungnade und Zorn auf ihn und folterte ihn mit ſchrecklichen Reden. Dann hatte er wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit. Während Schubart's ſtrengſter Abſperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu leſen, tröſtete deſſen Gattin und ließ ihm Erfriſchungen reichen. Zumal war er ganz Gnade, wenn Schubart's Dichtungen ihn prieſen; denn Rieger war ein Freund der Poeſie. Er richtete ſogar theatraliſche Vorſtellungen auf dem Asperg ein. Wilhelm von Hoven erzählt, wie er einer ſolchen am Geburtstage des Kommandanten beigewohnt habe. Der Prologus begann: Edler Rieger! Schon bei dieſer Anrede klatſchte der General und rief Da capo! Dies wiederholte ſich bei jeder Stelle, die ihm ſchmeichelte. Alle Zuſchauer klatſchten mit, und Hoven ſo auffallend ſtark, daß er glaubte, die Ironie würde bemerkt werden. Im Gegentheil. Der General, der ganz in ſeiner Nähe ſaß, faßte den jungen Mann, der einen ſo trefflichen Geſchmack bewies, liebevoll ins Auge. Hoven, im Bewußtſein ſeiner Schuld, ſchlich ſich leiſe davon; aber das half ihm nichts. Am andern Morgen hatte er die ſchmeichelhafteſte Einladung im Hauſe. Er mußte ihr Folge leiſten und machte nicht blos mit ſeinem Beſuch den Kommandanten glücklich, ſondern mußte auch verſprechen, ſobald als möglich andere ſchöne Geiſter, namentlich den Verfaſſer der Räuber, mitzubringen. In dem „Curriculum vitae meum“ von Schiller's Vater findet ſich, wie früher erwähnt iſt, gegen den Schluß die Bemerkung, daß Rieger ſich als Taufpathe Schiller's nachher angegeben

habe. Es ist also doppelt begreiflich, daß der Dichter das Versprechen des Freundes erfüllte.

Der General, um sich den Besuch Schiller's zu einem Feste zu machen, — man liebte damals solche Komödien, — forderte den armen Schubart, der Schiller noch nicht persönlich kannte, zu einer Rezension der Räuber auf. Schubart schrieb dieselbe. Als Hoven nun mit Schiller auf die Festung kam, weihte der General, nachdem er den Dichter mit Höflichkeiten überhäuft hatte, sie in das Geheimniß der Ueberraschung ein, die er Schubart zugedacht hatte. Schiller sollte sich als Dr. Fischer vorstellen lassen. Man ging zu Schubart. Welch ein Anblick für den vermeintlichen Dr. Fischer! Das Gespräch, das Schiller meisterhaft zu handhaben wußte, lenkte sich auf die Räuber. Dr. Fischer ließ fallen, daß er den Verfasser der Räuber genau kenne und auf Schubart's Urtheil sehr begierig sei. „Sie haben ja, sagte der General, sich zu letzterem wendend, eine Rezension der Räuber verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, und nachdem er zu Ende gelesen, äußerte er in der Begeisterung für das Drama den Wunsch, er möchte wohl den großen Dichter persönlich kennen lernen. „Ihr Wunsch ist erfüllt, sprach Rieger, indem er ihm auf die Schulter klopfte: er steht vor Ihnen." — „Ist es möglich, rief Schubart frohlockend, das ist also der Verfasser der Räuber?" Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn und Freudenthränen glänzten ihm in den Augen.

Schiller vergaß diese Scene nicht. Sie war vielleicht

Ursache, daß er Rieger's Charakter damals in milderem Lichte erblickte. Aber die Gewaltthätigkeiten der Zeit gruben sich mit Schubart's und Rieger's Bild unauslöschlich in seine Seele.

III.

Dichtung und Bühne.

Während er so den Erfolg seines Werkes genoß, fing die „Kreatur" an, ihren Schöpfer allmählich von sich abhängig zu machen. Die Räuber zündeten, packten, rissen hin, kurz: thaten, wo sie gelesen wurden, Alles das, was man von einem tüchtigen Gewitter zu rühmen pflegt, nur daß sie nicht aufhörten, zu toben.

Und gerade dasjenige Institut, welchem der Dichter seinen Fehdehandschuh so heftig hingeworfen, das Theater, sorgte dafür, daß der Nachhall fortdauert und wahrscheinlich so lange fortdauern wird, als es Charakterspieler und junge Leute giebt. Jedes Drama hat, wie Tamino, eine Wasser- und eine Feuerprobe durchzumachen. Die kühlere von beiden, die Kritik, hatten die Räuber glücklich überstanden. Außer einer Rezension von Knigge war noch in der Erfurtischen Gelehrten-Zeitung vom 24. Juli 1781 eine umfassende und gründliche Anerkennung erschienen. Sie ist ein Muster schöpferischer Kritik; sie bringt zu der bekannten Ausstellung: ist ein Franz Moor möglich? noch einige andre, die, wie wir sehen werden, für die Vervollkommnung des Stücks von

weſentlicher Folge waren. Sie gab Schiller zu einer Umſchmelzung die Handhabe.*)

Nun war noch die Feuerprobe übrig. Die Verhandlungen, welche der Dichter mit der Bühne pflog, ſind weitläuftig, aber von einem Geſichtspunkt aus höchſt intereſſant. Sie erneuen einen Bund, den Leſſing durch Miß Sara Sampſon, Minna von Barnhelm, Emilia geſchloſſen und durch den Nathan wieder zerriſſen hatte, den Bund zwiſchen Dichtung und Theater, zwiſchen den höchſten Intereſſen der Menſchheit und dem lebendigen Auge und Herzen des Volks. Dieſer Bund wurde durch Schiller's Räuber wieder aufgenommen, und die Verhandlungen darüber ſind ein Muſter für alle Zeiten, wie er zu erhalten iſt.

Das Gerede, daß dieſer Bund nicht wichtig ſei und daß wir Deutſche ihn zu wichtig nehmen, iſt ein Mißverſtehen unſerer beſten Eigenſchaften. Wer — rein philanthropiſch betrachtet — es gern ſieht, wie ſeine Mitmenſchen ſich erniedrigen vor einer Komödie, die nur ſcheinbar civiliſirter, aber nicht inhaltreicher iſt, als ein Stiergefecht oder Hahnenkampf, der kann auch, mag ſeine Bruſt noch ſo hoch von politiſchem Bewußtſein ſchwellen, ſich ſeiner Liebe für allgemeines Wohl nicht rühmen. So lange nicht der liebe Gott lauter Heißſporns erſchafft, wird es bei uns Leute geben, die Dichter leſen, und Leute, die Dichtungen ſchreiben, Theater ſind in Fülle vorhanden. Was ein dichteriſches Theaterſtück leiſten kann, weiß Jeder, der einmal Emilia

*) Verfaſſer iſt nach Dr. Boxberger's Unterſuchungen wahrſcheinlich Chr. Fr. Timme aus Arnſtadt geb. 1752.

Galotti, Don Carlos, Nathan erträglich hat aufführen ſehen und den Eindruck mit demjenigen vergleicht, den etwa Iffland's Plattheiten oder Kotzebue's Gemeinheiten auf ihn gemacht haben.

Je ſchneidender der Gegenſatz zwiſchen dem, was der damaligen Kultur gefiel, und dem, was die beſſere Natur der Nation verlangte, war, um ſo ängſtlicher und ſtolzer mußte die Dichtung einen Schauplatz fliehen, wo noch unlängſt Unnatur im Bunde mit den Franzoſen unumſchränkt herrſchte. Schiller erbt darum den Zorn Leſſing's gegen die franzöſiſche Schule und verwaltet dieſe Erbſchaft mit jugendlichem Feuer. Er erbt Leſſing's Liebe zum engliſchen Drama, und indem die von Leſſing aufgegebene Bühne, lebensklug, wie ſie iſt, dem jungen Dichter die Hand zur Verſöhnung bietet, vergißt er Alles, was vorgefallen, iſt ganz Hoffnung, ganz Bereitwilligkeit, und die erſte Aufführung der Räuber in Mannheim feiert die Herſtellung des alten Bundes.

Meine Leſer erinnern ſich, daß der Hofkammerrath Schwan die erſten Aushängebogen von Schiller zugeſandt bekam. Dieſer war damit voll Enthuſiasmus zum Theaterintendanten, Freiherrn v. Dalberg gelaufen und hatte ſie ihm „brühwarm" vorgeleſen. Dalberg war ſcharfſichtig genug, ſogleich die Genialität des Stückes zu erkennen. Er ſchrieb Schiller einen wohlwollenden Brief und ermunterte ihn, das Werk bühnengerecht zu machen. Die Mannheimer Theaterdirektion ſei bereit, das Trauerſpiel aufführen zu laſſen und die neue Bearbeitung ſelbſt in Verlag zu nehmen. Zugleich muß Schwan, der mit dieſem Selbſtverlag

des Theaters sehr unzufrieden war, dem Dichter günstige Vorschläge gemacht haben. Schiller, den wir bereits so vielgestaltig auftreten sahen, zeigt sich in dieser Verhandlung als der, wenn auch etwas zu gläubige, doch gereifte junge Mann, den wir aus Streicher's Beschreibung kennen. Er ergreift mit Begier den Finger, den ihm das „Ausland" bietet, und sucht die ganze Hand zu bekommen. Er schreibt an Dalberg: „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterwerk hinaufklettern können, so dank' ich es Euer Exellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. — — — Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Würtemberg erschwert werden dürfte."

Nun kam das Stück im Selbstverlage heraus. Schwan that Alles zur Verbreitung desselben und rieth dem Dichter mit großem Eifer, sich dem braven Dalberg ganz zu vertrauen, ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden. Schiller thut dies bereits am 17. August mit einem Schreiben an den Freiherrn, worin er sich die Erklärung erbittet:

1) ob er mit Sr. Exellenz selbst zu traktiren die Ehre haben werde;

2) ob sich auch alle seine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Er hätte sich, wie die Jugend pflegt, wahrscheinlich, um das Geschäft los zu sein, ganz und gar für alle Zu-

kunft verkauft. Er hoffte in dem Briefe, in vierzehn Tagen die Bühnenbearbeitung zu Stande zu bringen. Wie Dalberg mit ihm verhandelte, ist nicht bekannt. Es scheint, daß er Schwan die ganze Sache überließ. Die vierzehn Tage dehnten sich inzwischen bis zum 21. September aus. An diesem Datum schickt der Dichter das Stück an Petersen mit der Bitte um eine aufrichtige Beurtheilung. Er schreibt: „Wenn die Rezension unter sechs Bogen ist, muß ich schon das Maul krümmen.“ Mittlerweile erschien in Haug's Journal: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben*), II. Stück, S. 469“ folgende Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: Die Räuber, ein Schauspiel in 8. 1781, hat ohne Vorwort 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht und noch viel größeres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritt schon Caravanen — der Theaterschriftsteller hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühne! Nun was ist's denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage: daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen für's Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständ-

*) Es war die Fortsetzung des Schwäbischen Magazins.

liche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden.“ Man sieht, an Posaunenstößen fehlte es der damaligen Journalistik nicht.

Endlich am 6. Oktober 1781 ging das Manuskript an Dalberg ab. Der Dichter entschuldigt die Verzögerung mit der ungeahnten Schwierigkeit der Arbeit und einer Ruhr-Epidemie in seinem Lazareth. Er macht geltend, daß es für Eine Idee, Eine Empfindung nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gebe. Diese Grundforderung aller Poesie beherrsche auch die Komposition. Er schreibt: „Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu und, nach meiner Meinung, das ganze Stück werth. Dahin gehören: Hermann's Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden..... Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Akt, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig, als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks deucht mir nun die Krone desselben zu sein. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu *groß* sein sollte, so steht es in der Willkür des *Theaters*, Räsonnements abzukürzen oder hier und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber *dawider* protestire ich höflich, daß beim Drucken

etwas hinweggelaſſen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich ſtehen ließ, und ſo weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken laſſe und Charaktere der Menſchheit für die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmle.“

So war nun ein Bühnenmanuſkript da, nach welchem noch heute auf faſt allen größeren Theatern die Räuber gegeben werden. Nach ihm ſpielte Iffland, Ludwig Devrient (nicht Fleck, wie Boas und Hoffmeiſter anführt) den Franz Moor. Der berühmte Monolog Franzens, der keineswegs, wie Boas glaubte, faſt vergeſſen iſt, beweiſt am beſten, welche Kraft, welche Präziſion, welcher Rhythmus im Ausdruck herrſcht, und warum die Darſteller ewig nach dem Franz Moor greifen werden. Ich will ihn ganz herſetzen:

Franz ahnt, daß der fremde Graf ſein Bruder Karl iſt. Hermann hat ſo eben ſeine Gegenmine ſpringen laſſen und Franz die Gewißheit gegeben, daß ſein Vater als Werkzeug der Rache am Leben erhalten ſei. Franz iſt ſinnlos in den Seſſel getaumelt. Hermann geht ab.

Franz (aufgeſtanden): Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein ſonſt ſo fertiger Witz? — Weh! Weh! Auch meine Kreaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raſchen Entſchluß! — Wie? wenn ich ſelbſt hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe! — Friſch! ich will's wagen! (Er geht ſtarken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in ſchreckhafter Erſchlaffung ſtehen.) .... Wer ſchleicht hinter mir? (die Augen gräßlich rollend) ... Geſichter, wie ich noch keine ſah — ſchneidende Triller. — Muth

hab' ich gewiß — Muth wie Einer! — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderiſchen Bewegung? — Huh! huh! Schrecken grieſelt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzu weichherzig bin ich. — Ja! ſo iſt es! Es ſind die Zuckungen der ſterbenden Tugend. — Ich bewundere ſie. — Ein Ungeheuer müßt' ich ſein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder. — Nein! nein! nein! Das ſei ferne! Dieſe Reliquien der Menſchheit will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten — Du haſt geſiegt, Natur — auch ich fühle noch Etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe. (ab.)

Noch ehe das Stück in Mannheim zur Darſtellung kam, waren viele von den Exemplaren abgeſetzt, welche Schiller auf eigne Koſten hatte drucken laſſen. Er hielt es für angemeſſen, ſein Drama auch in der urſprünglichen Form von neuem zu ediren. Hier und da wurde ein rauher Ausdruck gemildert. Das Stück erſchien mit dem Namen des Verfaſſers und mit der Vignette, welche den aufſteigenden Löwen mit zornig erhobener Tatze zeigt. Jetzt erſt ward dem Stücke die Tendenz an die Stirn geſchrieben mit der Deviſe: in Tirannos. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauſpiel in 5 Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zwote verbeſſerte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler 1782."

Es ſind alſo zwei Faſſungen des Stücks zu unterſcheiden, die literariſche Ausgabe, die Schiller auf eigene Koſten drucken ließ und die im Weſentlichen derjenigen gleichkommt, welche in Aller Händen iſt, und zweitens die Bühnenausgabe, die im Weſentlichen mit dem Mannheimer

Manuſkript übereinſtimmt. Sie erſchien gleich nach der Aufführung im Verlage von Schwan unter dem Titel: „Die Räuber, ein Trauerſpiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbeſſerte Auflage. Mannheim, in der Schwan'ſchen Buchhandlung 1782.“ Die kleinen Veränderungen, welche das gedruckte Exemplar gegen das geſchriebene enthält, ſind meiner Anſicht nach Verbeſſerungen.

Dalberg aber war mit der Umarbeitung noch nicht ganz zufrieden. Er wünſchte, Karl ſollte Amalie erſchießen, ſtatt erſtechen; dann, als Schiller dies zugab, Amalie ſollte ſich ſelbſt ermorden. Dalberg wollte ſogar am Texte mit ziemlich nüchternen Aenderungen rütteln. Aber Schiller blieb feſt, obgleich der Schalk die Worte des Freiherrn „fürtrefflich“ nannte.

Eine Veränderung jedoch mußte er in die gedruckte Bühnenausgabe mit aufnehmen, gegen die er ſich anfangs hartnäckig ſträubte. Es handelte ſich um das Koſtüm. Schiller hatte darüber keine klaren Begriffe, er ſprach von Stock und Federbuſch, aber die Theaterſchneider konnte er nicht anweiſen. Da machte Dalberg, der eben die Agnes Bernauerin in neuem Koſtüm mit Beifall gegeben hatte, den Vorſchlag, die ganze Handlung ins 16. Jahrhundert zu verlegen. Vergebens erklärten ſich die Schauſpieler im Theaterausſchuß, vergebens ſträubte ſich der Dichter aus innern und äußern Gründen dagegen und wollte die moderne Färbung retten. Dalberg erklärte, in unſern Polizeiſtaaten ſei eine ſolche Räuberbande nicht möglich; der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widerſprächen Franzens Räſonne-

ments. Dalberg wies auf die Möglichkeit hin, daß der Böſewicht auch im ſechzehnten Jahrhundert eine ſophiſtiſche Anwendung von der ariſtoteliſchen Philoſophie gemacht haben könne. Schiller bekannte, er ſei ſo ſcharfſinnig nach Haus geſchickt worden, daß er nun ſchweigen und abwarten müſſe.

So verkündete denn Spiegelberg im erſten Akt: der Landfriede ſei in Deutſchland ausgerufen. Hiſtoriſche Genauigkeit wurde nicht aufgewandt. Aber wir verdanken Dalberg's Vorſchlag die Worte Karl's, die ſpäter ſo oft ihre Anwendung fanden: „Friede in Deutſchland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengange verdirbt, was Adlerflug geworden wäre! — — Ach, daß der Geiſt Hermanns noch in der Aſche glimmte. — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich und aus Deutſchland — doch nein! nein! Es ſoll herunter! ſeine Stunde iſt gekommen. — Kein freier Adlerſchlag in Barbaroſſa's Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen."

Nun war Dichtung und Bühne einig, die erſte hatte Raiſonnements verloren und dafür Handlung und Kompoſition gewonnen. Die zweite hatte ein Zugſtück, mit drei bis fünf guten Rollen und einer Fülle der originellſten Poeſie. Schiller freute ſich nach ſeinen eignen Worten wie ein Kind auf die Darſtellung. Indeß noch war er nicht am Ziel. Schwan ſchrieb ihm, das Stück würde mit Muſik und Pauſen gegen fünf Stunden ſpielen. Eine neue Abkürzung ſchien nothwendig. Der Verfaſſer wünſchte ſie ſelbſt vorzunehmen und erbot ſich gegen Reiſekoſtenvergütigung bei der Generalprobe anweſend ſein zu wollen. Er ſprach die wärmſten

Wünsche aus, die Mannheimer Gönner persönlich kennen zu lernen. Gemmingen, der Verfasser des „deutschen Hausvaters", hatte in Mannheim die Räuber vorgelesen. Schiller will sich auch „in die Arme" jenes Herrn drängen und ihm sagen, „wie lieb ihm solche Seelen seien, wie Dalberg und Gemmingen."

Ob man des Dichters Rath entbehren zu können glaubte, genug, die Anwesenheit Schiller's bei der Generalprobe hatte nicht statt. Er wurde benachrichtigt, daß die Aufführung um den zehnten Januar herum stattfinden solle. Neue Verlegenheit. Am zehnten Januar war das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem Niemand vom Militärstand und am allerwenigsten der Zögling des Herzogs wegbleiben konnte. Schiller bat deshalb, die Aufführung um etliche Tage zu verschieben, übrigens über seine Reise das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Dalberg willigte ein, und so klebte denn am dreizehnten Januar 1782 — es war an einem Sonntag — an den Straßen und Brunnenröhren Mannheims der Theaterzettel der Räuber, mit der Bemerkung, daß wegen Länge des Stücks präzise 5 Uhr angefangen werde. Unter dem Zettel stand ein Avertissement, „der Verfasser an das Publikum", auf Dalberg's Veranlassung entworfen. Nach einer kurzen Charakteristik der Personen heißt es:

„Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. — Der Jüngling sehe mit

Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

Für diesen Abend war somit die Nationalbühne zu einer moralischen Anstalt erhoben. Wilhelm von Hoven's ehemalige Tendenz stand auf dem Theaterzettel. Schiller hatte soviel Konzessionen gemacht, daß er auch diese noch in den Kauf gab.

Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um das vielberufene Stück von Mannheim's trefflichen Künstlern aufführen zu sehen. Der kleine Raum des Schauspielhauses nöthigte diejenigen, welche keine Loge bestellt hatten, schon Mittags ein Uhr ihre Plätze zu suchen und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde. Für den Dichter, der sich mit unter den Zureisenden befand, war ein Platz reservirt. Es war nöthig; denn sonst hätte er schwerlich einen bekommen.

Er hatte sich, nachdem die Gratulation bei der Gräfin Franziska glücklich abgestattet war, sobald als möglich, ohne Urlaub zu nehmen, und in tiefster Heimlichkeit, von Petersen begleitet, auf die Reise gemacht. In Schwetzingen hielt man an, und im Wirthshaus zu Schwetzingen war ein sehr hübsches Kellnermädchen. War es das Gefühl, mit dem zum Tode Verurtheilte Schach spielen, oder die siegesgewisse Selbstvergessenheit, mit der Prinz Heinz im wilden Schweins-

kopf der Schlacht bei Shrewsbury entgegenlacht; oder hat jede geiſtige Aufregung eine Ader von Don Giovanni oder Tom Jones: kurz das ſchmucke Kellnermädchen plauderte ſich ſo zur unrechten Zeit zwiſchen den Dichter und ſein moraliſches Stück, daß die Weiterfahrt über die Gebühr verzögert wurde.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Werfen wir, während das Publikum vor dem geheimnißvollen Vorhang ſich verſammelt, einen Blick auf die Bühne. Schiller verdankt der Schauſpielkunſt manches Blatt in ſeinem Lorbeerkranz, und es iſt nöthig, ihrer und ihrer damaligen Stellung zu gedenken. Ueberdies gehört ſeine Einwirkung auf das deutſche Theater zu ſeinen glänzendſten und tiefgreifendſten Thaten, und ſo ſehr die Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt dieſe Einwirkung anerkannt hat, ſo wird die Biographie noch manche ihrer Anklagen zu entkräften wiſſen, indem ſie von dem Grundſatz ausgeht, daß die Bühne erſt da ihren höchſten Beruf findet, wo ſie Dichtungen darſtellt.

Bis auf Ackermann und Ekhof war die deutſche Schauſpielkunſt, ſo weit von einer ſolchen hier die Rede ſein kann, abhängig von der Manier der franzöſiſchen Tragödie. Ekhof wird mit Recht als der Erſte angeſehen, der ſie aus dieſen Banden mit Bewußtſein erlöſte. Er war eine norddeutſche

Natur, wie im Gegenſatz zu den Dichtern faſt alle großen Schauſpieler. Er war durch und durch ein Kernmenſch, von ehrenhafter Haltung im Privatleben. Er führte ins Trauerſpiel den einfachen Ton ein, der zum Herzen ſpricht, er gab dem Worte ſeinen vollen Werth, nicht nach ſeinem muſikaliſchen, ſondern nach ſeinem geiſtigen Gehalt, und wußte durch Sparſamkeit der Aktion, bei einem Organ ohne Gleichen, ſeine Rolle in den rührendſten wie in den leidenſchaftlichſten Stellen ſo energiſch herauszuarbeiten, daß er ſelbſt in der Perrückentracht franzöſiſcher Alexandriner das praktiſch leiſtete, wozu ſich Leſſing vermaß, er korrigirte Corneille in jeder Szene und übertrug ihn ins Natürliche.

Nun ſtellte Leſſing im Tellheim und Odoardo ihm Aufgaben, denen ſeine ganze Anlage entgegenkam. Unbewußt und bewußt bildete ſich neben ihm und durch ihn eine Schule, die die Natur zu ihrem Panier erhob, aber im Gegenſatz zu den Stürmern und Drängern die beſcheidene und damit freilich auch oft die platte Natur. Am Mannheimer Theater waren Iffland, Beil, Beck unmittelbar aus Ekhof's Schule.

Mit dem Bewußtſein und der Würde der Schauſpieler hatte ſich zugleich die öffentliche Stellung des Theaters gehoben, und während in Frankreich ſich alle Verhältniſſe zu einer Nationalverſammlung anließen, waren in Deutſchland unter dem ruhmvollen Vorgang von Hamburg Nationaltheater entſtanden, in Wien unter unmittelbarem, edelſtem Machtſpruch Joſephs des Zweiten, in Mannheim unter der Leitung des Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg.

Der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, der bis

dahin sein Hoftheater in Mannheim gehalten, hatte Baiern geerbt und übersiedelte mit seinem Hof und seiner neu errichteten Bühne nach München, indem er zugleich dem Freiherrn von Dalberg den Auftrag gab, für Mannheim eine neue Truppe zu engagiren. Im Herbst 1779 wurde das Nationaltheater in Mannheim eröffnet. Das Mannheimer Publikum, an die französische Spielweise gewöhnt, konnte sich anfangs nicht in den natürlichen Ton der neuen Schule finden. Da kam Schröder, der große Nebenbuhler und geniale Nachfolger Ekhof's, schon im vollen Glanz seines Ruhmes, zum Gastspiel. Dem Meister glaubte das Publikum, was es den Jüngern nicht zugab. Seine Darstellung des König Lear schlug vollständig durch und verschaffte der Hamburger Schule den Sieg. Beck, Beil, Iffland, schon früher in einem ähnlichen Bunde, wie die Göttinger Dichter, zusammenstrebend, waren zu neuen Aufgaben ermuthigt. Die Organisation der Bühne hatte alle Anlage, um Einheit in die Vorstellungen zu bringen, ohne die Selbstständigkeit der Schauspieler zu brechen. Dalberg ließ, indem er die künstlerische Autorität auf das allgemeine Vertrauen stützte, den dirigirenden Regisseur unter der Benennung des ersten Ausschusses vom Gesammtpersonal erwählen. Daneben ward vom Intendanten selbst ein zweiter „Ausschuß" in der Person eines Schauspielers ernannt, welcher zwischen dem ersten Ausschuß und dem Personal vermittelnd eintrat. Letzteres, so weit es stimmfähig war, versammelte der Intendant unter seinem Vorsitz alle vierzehn Tage zu Berathungen über Verbesserung des Theaters, über neue Stücke; Kunstfragen wurden zu schriftlicher Beant-

wortung aufgegeben, Lob und Tadel über bedeutende Vorstellungen ausgesprochen. Freimüthige Widerlegung war nie versagt. Dalberg's Kritik war stets mit Gründen gegeben, nie einseitig, noch auf vorgefaßter Meinung beruhend. In eben so bescheidner, als liberaler Gesinnung wollte er den Gesammtgeist, die künstlerische Intelligenz zum Lenker des Nationaltheaters machen. Er bearbeitete selbst Dramen und trat mit eignen Dichtungen auf. Das Publikum war, wie es in kleineren Residenzen sein kann, doch fehlte es nicht an einzelnen verständnißvollen Köpfen, wie Schwan, Gemmingen, Lamey, Hofgerichtsrath Meyer. Dalberg unternahm mit Aufführung der Räuber ein unbestreitbar rühmliches Wagstück.

Die Rollen waren zum Theil in guten Händen. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahr alt, spielte den Franz Moor. Er scheint noch nicht so reflektirt gewesen zu sein, als später, wo er mehr den räsonnirenden Bösewicht herauskehrte. Der geniale, kraftvolle Beil als Schweizer, der junge Beck als Kosinsky waren ganz an ihrem Platze. Nur Bök's untersetzte, etwas beleibte Figur und seine Stumpfnase ließen für die Gestalt des Karl Moor manches zu wünschen übrig.

Die Erwartung der Schauspieler war sicher nicht geringer, als die des Publikums und des Dichters. Dieser kam kurz vor Anfang des Stücks auf den für ihn reservirten Platz. Das Haus war überfüllt. Eine große Menge war abgewiesen worden. Der Vorhang ging auf, das Stück begann. Lag es daran, daß Bök's Figur zu der Idee, die man sich von dem Räuberhauptmann mit dem langen Gänsehals machte, nicht stimmte, oder war noch nicht genug ge-

ſtrichen, waren zu viel „Realitäten“ im Stück, kurz, die erſten drei Akte machten die Wirkung nicht, die man erwartet hatte. Aber als Bök-Karl Moor in der mitternächtlichen Szene am Thurm mit pathetiſcher Sprache den Mond und die Sterne beſchwor, als Iffland-Franz, mit ſeinem ſchmächtigen Körper und bleichen Geſicht bis in die feinſten Schattirungen in ſeine Rolle verwandelt, die ganze Windroſe der Gewiſſensqualen durchlief, als er — zermalmend für Alle, die es hörten — dem alten Daniel ſeinen Traum vom jüngſten Gericht erzählte, die Lampe in der Hand, welche ſein geiſterhaft bleiches Geſicht beleuchtete, am Ende ohnmächtig zuſammenſank; als er, während draußen der Lärm der andringenden Räuber erſchallte, in der ausdrucksvollſten Stellung, „die der ganzen lautbejahenden Natur entgegenſtund“, fragte: „Richtet Einer droben über den Sternen?“ und dann ſein ruchloſes „Nein!“ ausſtieß, dann, wie von einer unſichtbaren Hand berührt, mit tonloſem „Ja, ja!“ ohnmächtig umſank, als er, während um ihn die Gemächer des Schloſſes brennen, auf den Knieen lag und betete, in gottloſem Wahnwitz lallend: „Es iſt das erſte Mal — ſoll auch gewiß nicht wieder geſchehen, mein Herrgott!“ da war der Sieg des Stückes entſchieden. Der Erfolg übertraf die überſpannteſten Erwartungen. Dalberg's Koſtüm hatte ſich glänzend bewährt. Dichter und Schauſpieler feierten den neugeſchloſſenen Bund. Schiller ſpeiſte mit Peterſen in Geſellſchaft aller Schauſpieler, welche in dem Drama beſchäftigt geweſen. Mit ganz beſonderer Artigkeit nahm Schwan den ſieggekrönten Dichter auf und überreichte demſelben ſogleich die ihm zugeſicherte Reiſevergütung, beſtehend

in vier Carolin. Schiller kehrte aus dem „Paradies der Muse“ in sein Stuttgarter Sibirien zurück.

Er ruhte wahrhaftig nicht auf seinen Lorbeern. War seine Rastlosigkeit im verflossenen Jahre schon bewundernswürdig, so wird im Jahre 1782 das Wort an ihm selber wahr:

Es wächst der Mensch mit seinen größ'ren Zwecken.

Er hatte immerhin doch Berufsgeschäfte. Aber er ist nach allen Seiten thätig. Er schreibt einen Bericht über die Aufführung, eine Rezension über den Text der Räuber. Er kämpft eine literarische Fehde durch, „zermalmt“ einen Dichter und seinen Musenalmanach, indem er seine Anthologie herausgiebt, er ist die Seele eines neuen wissenschaftlichen Journals, des Würtembergischen Repertoriums, er macht ein Leichenkarmen, komponirt den Fiesko, denkt an eine Dissertation, um den Doktor zu machen, sitzt vierzehn Tage im Arrest, und ist im Herbst mit all diesem fertig.

Ehe wir dem Stürmer schrittweis folgen, ist es wohl in der Ordnung, zu erkunden, was die Welt zur Aufführung der Räuber sagte. Hören wir zuerst den Verfasser. Man hat ihm zwar die öffentlichen Selbstrezensionen verdacht. Lessing steht in gleicher Verdammniß. Es mag Jedem gestattet sein, sich so zu rezensiren, wie Schiller, vorausgesetzt, daß er so dichtet.

Um der neuen Literaturepoche ein Organ zu schaffen, verbanden sich Abel, Petersen und — Schiller, zum Jahre 1782 ein neues Journal auf eigne Kosten herauszugeben. Dieses, das Würtembergische Repertorium, brachte vom 15. Januar eine Korrespondenz aus Worms, unter der sich

Schiller's Autorschaft verbarg. Er berichtet den Erfolg der Räuber als Augenzeuge, lobt Dalberg, den Mondschein, Iffland, an dem er nur das Verschlingen der Worte tadelt, dessen künftige Meisterschaft er prophezeit, lobt Alles, nur — den Dichter nicht.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer.... Man spricht indeß Langes und Breites davon."

Ja wohl that man das. Das Journal Potpourri, welches in französischer Sprache erschien, sagte: „La Noblesse n'y a point paru... Comment peut-on prendre pour succès le suffrage du peuple? Ce n'est qu'une curiosité passagère, encore quelques représentations de cinq heures et le parterre fera lui même justice." Das „Parterre" nahm dies übel, und ein Kritiker replizirte, daß der Stand nicht den Grad der Einsicht gäbe. Die Räuber gingen indeß über die deutschen Bühnen, zuerst in den Handelsstädten Hamburg und Leipzig. In Hamburg spielte Fleck den Karl Moor. In Leipzig, wo gerade Messe war, verbot man das Stück, weil ungewöhnlich viel in der Messe gestohlen wurde. In Berlin war der Beifall unendlich.

Uebrigens blieb die Lächerlichkeit nach dem Erhabenen nicht aus. Es erschienen Bearbeitungen von Plümicke, von Thomas; letzterer ließ nach der beliebten Weichherzigkeit der Zeit alle Personen außer Franz am Leben. Es erscheint jetzt fast unglaublich, wie das Stück in alle Schichten durchsickerte. In Baiern bildete sich eine Räuberbande aus Knaben,

die nur daran im Entstehen scheiterte, daß einer der Karl Moore erst von seiner Mama Abschied nahm, eh' er in die Böhmischen Wälder zog. Die Kritiken blieben fast alle über das ungezogene Stück tantenhaft entrüstet. Eine Fluth von Banditenromanen brach mit ihm herein, Spieß, Cramer, Vulpius folgten wie Raben allen möglichen Kandidaten des Galgens. Die Verdrehungen und Mißdeutungen, welche die Moral des Stücks erfuhr, brachten Schiller auf den verzweifelten Gedanken, eine Fortsetzung zu schreiben. In der That hat er Versuche dazu gemacht. Er wartete glücklicher Weise mit deren Vollendung, denn 1801 kam ihm noch eine Dame zuvor, und mit dieser wollen wir die Akten für Deutschland schließen. Ihr Drama in sechs Aufzügen erschien unter dem Titel: Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801. Sie sagte im Vorwort: „Da sie den alten Moor und Amalia zur Vermehrung interessanter Situationen höchst nothwendig brauchte, habe sie beide nicht sterben, sondern nur ohnmächtig werden und sich dann, nachdem Karl abgegangen, wieder ermuntern lassen."

In Frankreich veranlaßte Beaumarchais einen jüngern Schriftsteller, das Stück zuzuschneiden, und es entstand: Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793. Auch dieses Stück hat wieder seine Geschichte. In England, dem Lande, aus dem Schiller's Drama ein gut Theil seines Lebensblutes gezogen, fanden die Räuber einen Uebersetzer und Kritiker

an Benjamin Thompſon: The Robbers etc. London 1792. Coleridge und Carlyle, namentlich letzterer in ſeinem Leben Schiller's, haben den poetiſchen Werth des Werkes gewürdigt.

Kehren wir von dem Werk zu ſeinem Schöpfer zurück. Dieſer ſchrieb am 17. Januar einen innigen Dankſagungsbrief an Dalberg mit dem Geſtändniß: „Beobachtet habe ich ſehr vieles, ſehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ So viel verdankte der Dichter dem Theater. Ein Vorſatz, das Spiel zu beurtheilen, unterblieb. Statt deſſen ließ er im Würtembergiſchen Repertorium eine ausführliche Kritik erſcheinen, bei weitem die beſte, die je über die Räuber geſchrieben iſt. Da ſie zugleich die beſte Gelegenheit bietet, Schiller's revolutionäre Aeſthetik zu entwickeln, ſo will ich die Grundzüge der Rezenſion hier angeben.

Der Verfaſſer läßt die Vertheidigung der Moralität des Stücks fallen und erhebt ſich ganz auf den künſtleriſchen Standpunkt, von dem aus es geſchrieben iſt und allein betrachtet werden kann. Nach Angabe der Fabel ſagt er: „Rouſſeau rühmt es an Plutarch, daß er erhabne Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderung wählte.“ Schiller giebt ihm Recht mit dem Wort: „Wir bewundern die Kraft in jeder Sphäre.“ Er führt aus, daß für die dramatiſche Kunſt der große Verbrecher doppelt geeignet ſei, denn in ihr komme Alles auf Verwickelung, auf Gegenſatz von Licht und Schatten, auf einen Knoten an, und das Herz ſchlage ſich am liebſten auf die Seite des Verlierers. Beides leiſte der dramatiſchen Kunſt die Nachtſeite der menſchlichen Natur.

Milton's Satan mache auch den zartfühlendſten Leſer einige Augenblicke zum gefallenen Engel. Der Verfaſſer führt dann dieſes Intereſſe, das wir dem Verbrecher ſchenken, auf eine eigenthümliche Anlage des menſchlichen Herzens zurück. Er ſagt:

„Räuber aber ſind die Helden des Stücks, Räuber, und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger Gehülfen wir darin haben; daß wir dem, den die Welt ausſtößt, unſere Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Cruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen. Dies wenigſtens iſt es, was uns im vorliegenden Stück an die ſo äußerſt unmoraliſchen Gaunerhorden feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Corps, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unſern Beitritt, welcher zugleich auch unſerem Stolze ſchmeichelt, ihre leichte, unmoraliſche Schaale ſo lange beſchweren zu müſſen, bis ſie waagerecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entfernteren Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto näheren hat unſer Herz mit ihnen.“

Unſer Herz! Der Dichter denkt ſich hier ſein Publikum, auf das er wirken will, nach ſeinem Ebenbilde. Das thut jeder Schriftſteller. Hat er Darſtellungskraft, ſo wird er das wirkliche Publikum zu dieſem Ebenbild erniedern, wie Kotzebue, oder erheben, wie Leſſing, Schiller und Goethe.

Es ist die weltbewegende Macht großer Dichter, von der Menschheit groß zu denken.

Man kann keinen helleren Schein auf Schiller's Persönlichkeit werfen, als indem man das Publikum, wie es in seinem Kopfe lebte, mit demjenigen vergleicht, wie es in andern Köpfen sich gestaltete. Sein Erfolg, wie sein Mißlingen, beruht unter anderem auch darauf, daß er von dem Menschen größer dachte, als alle deutschen Dichter. Lessing forderte anfangs vom deutschen Publikum nichts, als was es nothdürftig leisten konnte. Er schloß sich mit Miß Sara Sampson dem Familien-Interesse der Zeit an. Auf Mitleid und Furcht, als auf die allgemeinsten Affekte aller Menschen, baute er als Kritiker seine Aesthetik vom Drama. Aber er hatte das Bühnenpublikum in seine Rechnung gezogen, und diese Rechnung trog ihn nie. Im Nathan indeß nimmt ihn ein Menschheits-Interesse so ein, daß er das wirkliche Publikum fallen läßt; er appellirt an einen schon gereinigteren Sinn, an die Fähigkeit der Toleranz, zu der ja auch jetzt noch nicht alle Gebildete reif sind. Goethe verlangt mit Götz und Clavigo nichts Unerhörtes vom Publikum, und mit der Iphigenie etwas, was nur dem kleinsten Theil desselben durch Bildung möglich ist.

Schiller hingegen wendet sich sofort an ein ideales Publikum, ideal nicht in dem Sinn, daß es Mythologie versteht und makellose Jamben verlangt, sondern ideal in dem Sinne einer Menschenliebe, welche auch die freieste Freiheit, die größte Verirrung mit in das erbarmende Herz aufnimmt, ja, welche den gefallenen Engel wie den Teufel in die den Millionen geöffneten Arme zieht, weil die Welt

ſie ausgeſtoßen hat. Schiller ſetzt eine Tragkraft des Mitleids voraus, an welcher ſchwache Nerven oder beſchränkte Herzen und Egoiſten rettungslos erlahmen. Während Goethe faſt nie das Böſe ſchildert, außer wo er es im Mephiſto den Schranken der Menſchheit entrückt, zieht Schiller auch das Scheuſal eines Franz Moor, eines Wurm, eines Philipp in die Grenzen der Menſchheit hinein. Seine beſte Welt hat auch das Böſe in ihrem Schooß. Und darum iſt er nächſt Shakeſpeare, wenn man das Wort recht verſteht, der chriſtlichſte aller Dramatiker. So ſagt er in der Rezenſion der Räuber: „Kraft eines ewigen Hangs, Alles in den Kreis unſrer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.“ So bringt er im Lied an die Freude ſein Glas dem guten Geiſt und läßt die Hölle nicht mehr ſein. Die Zöllner und Sünder legt er an unſer Herz, und der Proteſtant verſöhnt uns mit der katholiſchen Maria.

War denn das wirkliche Publikum ſo, wie er dachte? Schrien nicht Viele Zeter über die Räuber? Aber im Kern des Publikums hatte ſich Schiller nicht getäuſcht. Und er wußte, ſo ſehr er auf die geſteigerte Humanität des Jahrhunderts trotzte, dennoch die eine große Bedingung des Mitleids zu ſchätzen, welche Leſſing mit dem Worte ſtempelt: der Held müſſe mit uns von einem Schrot und Korn ſein. Er ſagt: „Endlich hat der Verfaſſer vermittelſt einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft: er liebt und wird geliebt.“

Was den Franz Moor betrifft, ſo hat Schiller, nach

der Rezenſion zu urtheilen, über dieſen Charakter ſeine Anſicht, vielleicht in Folge der doch nicht ganz ausfüllenden Darſtellung Iffland's, geändert. In der unterdrückten Vorrede zu den Räubern ſagt er, je weiter ſeine Weltkenntniß werde, je ärmer werde ſein Karrikaturen-Regiſter. Und an einer andern Stelle heißt es: „Auch iſt, wie Garve ſagt, kein Menſch durchaus unvollkommen: auch der Laſterhafteſte hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel ſind. Er iſt nur minder vollkommen.“ Hiermit war auch Franz Moor vertheidigt. Dagegen heißt es in der Rezenſion: „So ſehr die Natur an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie der Karrikaturiſten hinter ſich läßt, ſo wenig wird ſie jedennoch die Idee unſeres Dichters mit einem einzigen Beiſpiel zu rechtfertigen wiſſen.“ Er ſucht alle Gründe auf, aus welchen der Charakter künſtleriſch zu verwerfen iſt. Auch die Anſicht Carlyle's ſtand längſt in dieſer Rezenſion, daß nämlich die Begriffe, welche dieſer Grad von ſpitzfindigem Denken vorausſetzt, ihn nothwendig veredeln mußten, oder wie Carlyle ſagt, daß er einſehen mußte, die Politik der Redlichkeit ſei die beſte. Aber um wie viel ſcharfſinniger, als alle nachfolgenden Kritiker, auch der Dichter ſelbſt ſeinen Fehlern nachſpürt, er rettet die Konſequenz der Durchführung und giebt zu, daß Franz, ſobald er leidet, unſere menſchliche Theilnahme gewinnt. Und er ſetzt mit einem Hinblick auf den Befehl Franzens, ihn zu durchbohren, hinzu: „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele?“

Amalie und der alte Moor können kaum grauſamer kritiſirt werden, als es hier geſchieht. Welch eine übermüthige

Unabhängigkeit von seinem Werke spricht sich in den Worten des Verfassers aus: „Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät verschrieben haben!“ Die Plastik der Räubergestalten wird anerkannt und die Bühnenausgabe auch in Bezug auf Hermann's Charakter vorgezogen.

Fern sei es von mir, das Drama gegen den Dichter zu vertheidigen. Aber es möchte richtiger sein, als ihm nachzubeten. Giebt er nicht seinem Franz erklärende Züge genug, die Bürde von Häßlichkeit, die durch rasende Wollust befleckte Phantasie, ein von Kindheit an zurückgestoßenes Herz? Wußte ein Ludwig Devrient diesem schrecklichen Schwätzer, diesem Ausbund aller modernen Bösewichter, nicht die individuellste Wahrheit einzuhauchen? Denkt Jago weniger scharf und Edmund weniger ruchlos, und hat ein systematisches Grübeln nicht bis in die neuesten Zeiten neben der raffinirtesten Genußsucht und Heuchelei Platz gefunden? Und Amalie? — Charlotte von Ostheim war nicht das einzige Mädchen, das ihr nachfühlte. Sie sagt: „Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche, subtile Wahrheit, so allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: Du hassest ihn, du hassest mich doch auch?“ Amalie ist der erste Versuch deutscher Dramatiker, in einer weiblichen Gestalt die ausschließliche Liebe für Alles, was am Manne frei, kühn, groß ist, zu verkörpern. Sie folgt dem Ausgestoßenen in die Wüste. Es sind bedeutende Lücken in der Rolle, aber ohne Zweifel gab es damals deutsche Mädchen genug, die über das Ideal des Strickstrumpfs und eines guten Auskommens mit einer wohlassortirten Mannsseele hinaus

waren, und von dieſer Seite geſehen iſt Amalie ein Abdruck der Zeit und nur die jüngere Schweſter der Königin Eliſabeth.

Karl Moor iſt als unreifes Knaben-Ideal ebenfalls von der Kritik verworfen. Ich will gegen dieſe Anſicht Hegel's die Darſtellung reden laſſen, welche Fleck dieſer Rolle gab. Sie war ſein größter Triumph. Tieck ſchildert ſie folgendermaßen: „Dieſes titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit ſo rührender Zartheit gemiſcht, daß ohne Zweifel der Dichter bei dieſem Anblick ſelbſt über ſeine Schöpfung hätte erſtaunen müſſen. Hier konnte der Künſtler alle ſeine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entſetzte ſich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieſes Jünglings die volle Kraft antraf, ſo erſtarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung des Vaters, noch gewaltiger derſelbe Menſch raſet, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuerſten niederwirft, er die Stimme verliert, ſchluchzt, in Lachen ausbricht über ſeine Schwäche, ſich knirſchend aufrafft und noch Donnertöne ausſtößt, wie ſie vorher noch nie gehört waren."

Hoffmeiſter ſagt in ſeinem größeren Werke, daß ihm die Rezenſion Schiller's faſt beſſer gefalle, als die Räuber. Und doch, hundert geringere Köpfe konnten ſolche Kritik wie Schiller ſchreiben, keiner, als er, dieſe Szene aus den Räubern, womit wir von dem Stücke Abſchied nehmen wollen. Es iſt die zweite Szene aus dem dritten Akt.*) Moor iſt

*) Schiller that ſich auf dieſe Szene etwas zu Gute. Im

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schon tief im Blut und Verbrechen, die Räuber lagern in einer Gegend an der Donau auf einer Anhöhe unter Bäumen.

Moor. Hier muß ich liegen bleiben. (Wirft sich auf die Erde.) Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie ein Scherbe. (Schweizer verliert sich unbemerkt.) Ich wollt' euch bitten, mir eine Hand voll Wasser aus diesem Strome zu holen, aber ihr seyd Alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie schön das Getreide steht! Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung!

Grimm. Es giebt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinst du? Und so würde doch ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Menschen das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gesagt und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterpläne und ihre Mäusegeschäfte, das wundersame Wettrennen nach Glückseligkeit .... dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu

---

Briefwechsel mit Körner I. 16 schreibt er: Ihre Briefe, und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger Schritt — für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau.

haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verſenkt). So ſtirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben, wie ſie. — (Mit verbiſſenem Schmerz.) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Geſicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er ſeine Farbe verändert.

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor (legt ſein Haupt auf Grimm's Bruſt). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſei doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe maleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde! Dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun, das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör' ich's gern.

Moor (zurückgeſunken). Und ich ſo häßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unſchuld! meine Unſchuld! — Seht! es iſt Alles hinausgegangen, ſich im friedlichen Strahl des Frühlings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens Alles ſo verſchwiſtert! — Die ganze Welt eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verſtoßene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer, nimmer des Buſenfreundes Umarmung. (Wild zurückfahrend.) Umlagert von Mördern, von Nattern umzischt — angeſchmiedet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abadonna! —

V.

Die Anthologie und das Würtembergiſche Repertorium.

Im Jahre 1781 hatte ein Landsmann Schiller's, Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, die ſchwäbiſchen Dichter unter ſeiner Fahne geſammelt und einen Schwäbiſchen Muſenalmanach auf das Jahr 1782, Tübingen, bei Johann Georg Cotta herausgegeben. Als Vignette trug ſie beſcheidentlich eine über Schwabenland aufgehende Sonne. Auch Schiller war zur Beiſteuer aufgefordert worden und hatte dem Herausgeber mehrere ſeiner Oden und Gedichte zur Verfügung geſtellt. Dieſer nahm, wie es ſcheint, aus Unfähigkeit oder

aus Neid, nur ein einziges Gedicht, die Entzückung an Laura, und dieſes mit Verſtümmlungen auf. Schiller hatte ein ſtolzes Bewußtſein ſeiner Kraft. „Das erſte Schauſpiel, auf Würtembergiſchen Boden gewachſen!“ heißt es in ſeiner Selbſtrezenſion der Räuber. Er fühlte, daß die Schwäbiſche Muſe durch einen Poeten wie Stäudlin nicht würdig vertreten ſei, durch einen Poeten, der ganz der ſüßlich franzöſiſchen Manier huldigte. Die anmaßende Zenſur, die Stäudlin an ihm ſelbſt geübt hatte, mochte ihn gereizt haben. Genug, er ſchrieb eine zwar anerkennende, aber beißende Kritik des Almanachs, namentlich machte er ſich über die aufgehende Sonne luſtig und über Stäudlin's Verſuch, als Gärtner in dem nordiſchen Klima Schwabens Blumen zu ziehen. Es war eine patriotiſche und äſthetiſche Forderung, dieſes Unkraut in ſeiner nächſten Nähe auszurotten.

Er nahm ſich vor, Stäudlin's Almanach „zu zermalmen.“ Er ſammelte ſeine Truppen, und um durch eine ſcheinbare Menge ſeinem Gegner zu imponiren, erſchien er ſelbſt auf allen gefährlichen Punkten in Perſon unter immer neuer Chiffer. Da indeß alle Punkte gefährlich waren (ſeine Mitarbeiter waren weit unter ihm), ſo lieferte er hier thatſächlich jene Schlacht aus den Räubern, in der achtzig Räuber gegen ſiebzehnhundert Soldaten fechten. Scharffenſtein, Peterſen, Haug, Hoven, vielleicht ein Graf Zuccato, ein Ferdinand Friedrich Pfeiffer waren als akademiſche Genoſſen ſeiner Trommel gefolgt. Schiller's Fahne, ſagt Scharffenſtein, hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichherzige poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog.

In der That unheimlich genug. Schillers Blumenleſe war „dem Tod“ gewidmet. „Großmächtigſter Zaar alles Fleiſches, allezeit Verminderer des Reichs, unergründlicher Nimmerſatt der ganzen Natur. Mit unterthänigen Hautſchauern u. ſ. w.“ Eine gebührende Huldigung folgt dieſer Anrede. „Auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Geſtohlen Brot ſchmeckt gut. Nein! dediziren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdeſt. Doch Spaß beiſeite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem äskulapiſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt, als der Sündenfall, bin ich geſtanden an Deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkar's den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur“ — — — Wie mußte dieſer Goliath-Humor den Herren Kollegen und dem — Herzoge vorkommen!

Die „Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko“ mit einem ſauber geſtochenen Apollo-Bruſtbild als Vignette, erſchien. Das Vorwort, das der Widmung folgt, iſt datirt aus Tobolsko, den 2. Februar. — „Tum primum radiis gelidi incaluere Triones“ „Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen.“ — — — Der Spaß wird indeß ziemlich deutlicher Ernſt. „Wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — .....“

Das Tobolsko, wo die Anthologie verlegt wurde, war

jenes Parterrezimmer, unter „deſſen Dach der Gott Mammon nicht hauſen“ wollte. Während Stäudlin einen Louisd'or für den Bogen bekam, fand der Verfaſſer der Räuber keinen Verleger. Da der ganze Kram wieder in Gottes Namen und auf eigene Koſten unternommen wurde, ſo kam zu den Räuberſchulden noch eine Summe hinzu. Und zu dem Sündenregiſter des Verfaſſers der Räuber eine Fortſetzung, die faſt ganz mit dem Inhaltsverzeichniß der Anthologie übereinſtimmte.

Denn dieſe enthielt neben einigen unſchuldigen Verſuchen, z. B. der nach Chriſtophinens Zeugniß in ſeinem vierzehnten Jahr gedichteten Ode „an die Sonne“ alle Flammengeburten ſeiner jugendlichen Seele. Bürger, der das Aeußerſte im Ausſprechen ſinnlicher Dinge gewagt hatte, war überboten. Bürger hatte geſungen:

Wem Wolluſt nie den Nacken bog
Und der Geſundheit Mark entſog,
Dem ſteht das Heldenwort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

Und Schiller ſtimmt mit ein (Kaſtraten und Männer):

Ich bin ein Mann — wer iſt es mehr,

und führt das Thema mit einer Derbheit ohne Gleichen geſchichtlich und phyſiologiſch durch.

Er hatte die Leichenphantaſie, die Elegie auf den Tod eines Jünglings, die ihm einen Namen wie Heroſtrats eintrug, er hatte viel ſtärkere Dichtungen, die ſchlimmen Monarchen, welche die Mätreſſenwirthſchaft und dadurch mittelbar das Verhältniß des Herzogs zu Franziska brandmarkten,

„Rousseau“, eine grimmbittere Verklärung des Freiheitsmärtyrers und eine Verwünschung seiner Feinde, er hatte die Laura-Gedichte aufgenommen, die alle beschränkten Köpfe empören mußten, schon weil sie sie nicht verstanden. Und hatte dem Räuber Moor ein „Monument“ gesetzt, dessen Piedestal zwar die Schande war, aber die Schande überschüttet mit den Kränzen, die ihm die Bewunderung, das Mitleid künftiger Geschlechter zollen. Was half es, daß auch ein patriotisches Kriegslied: „Graf Eberhard der Greiner“ darunter stand. Das konnte ja fremde Fürsten beleidigen, das mochte vielleicht nicht von Schiller sein. Das war ja gar nicht seine unverständliche Manier. Das war gewiß vom Verfasser des Bauernständchens und des Gedichts „in einer Bataille.“

Und doch war wahrscheinlich Alles von ihm, was unter den Chiffern J., Wd., O., P., A., R., v. R. und noch unter andern spottete und weinte, mit Empörung schalt, leidenschaftlich stammelte und erhaben richtete. Die Gestalt, in welcher die Anthologie unter den Gedichten der ersten Periode in den nicht kritischen Ausgaben erscheint, gleicht fast dem verödeten Sommerbette eines Gebirgsstroms, der im Frühling gewaltig, übervoll, brausend und rauschend dahinfährt. Letzterer ist das wahre Bild der sibirischen Blumenlese. So zählt z. B. das Gedicht „Rousseau“, welches in den Werken auf zwei Strophen verkürzt ist, hier deren vierzehn. So fehlen in den Werken die „schlimmen Monarchen“ ganz, ebenso das „Monument Moor's des Räubers, vom Verfasser der Räuber“, die „Hymne an den Unendlichen“, die „Rache der Musen“ (ein vernichtender Hieb

auf Stäudlin) und noch so manches wilde und geniale Produkt, das unzweifelhaft von Schiller ist. Ich will nur für diejenigen Leser, welche die Anthologie nicht kennen, durch einige Proben gleichsam die entgegengesetzten Grenzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher sich die Phantasie des Dichters bewegt. Die Schlußstrophen aus den „schlimmen Monarchen" erinnern lebhaft an manches neuere Produkt der politischen Poesie. Der Dichter folgt den Erdengöttern in die Gruft, in alle Gebrechen und sagt schließlich:

Decken euch Seraille dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande,
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt.

Von einer ganz anderen Seite erscheint der Dichter in den Stücken: „die Größe der Welt", „in einer Bataille" (die Schlacht), „an die Morgensonne" (der Flüchtling). Bis zur Spitze dieser naiven Gattung steigt er in dem „Bauernständchen." Vielleicht sind hier die Anregungen von Schubart's Volkston zu suchen. Ein junger Bauerbursch, mit der Laterne bei schlechtem Wetter zum Kiltgang schleichend, bricht in folgende zarte Liebesklage aus:

Mensch! Ich bitte, guk heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich so vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
S' regnet, was vom Himmel mag,
S' gewittert wie zum jüngsten Tag,
Pudelnaß die Hosen!
Platschnaß Rock und Mantel ey,
Rock und Mantel nagelneu
Alles dieser Loosen.
Draußen, draußen Sauß und Brauß!
Mensch! Ich bitte, guk heraus.

Wenn man bedenkt, daß neben diesen Dorffiedeltönen auch Töne von einer Zartheit und Innigkeit angeschlagen sind, wie in dem Stück: „Meine Blumen", so wird man über den Umfang erstaunen müssen, der seiner Leyer zu Gebote stand. Welcher Wohllaut, welche schöne Bewegung des Rhythmus in diesem Blumensang:

— — — — — — — —

Liebe hat sie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Flur!
Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt —
Thränend ihrem Dichter schickt,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß euch dies Berühren ein,
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hain.

Auch das epigrammatiſche Talent Schiller's iſt reichlich vertreten. Es übt ſich an der Sittenloſigkeit der Zeit, an dem ärztlichen Beruf und an literariſchen Antipathien. Hier ſind Keime zu den Xenien. So lautet das Epigramm „Klopſtock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hingen)“:

Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben,
Komm, linker Mann! Ich küſſe dich.

Auch auf Spinoza findet ſich ein Epigramm in der Sammlung. Es kann ſehr wohl von Schiller ſein, ohne daß man daraus ſchließen darf, er habe Spinoza ſtudirt. Denn nach ſeiner Verſicherung an Körner hatte er ſich mit der ſtrengeren metaphyſiſchen Wiſſenſchaft unglaublich wenig befaßt. Wenn man den ſpezifiſch größern Dichter im ſangbaren Liede ſucht, ſo erſcheint Schiller in der Anthologie viel kleiner, als Goethe in ſeinen Jugendgedichten. Man kann faſt keinem ſeiner Gedichte das Lob ertheilen, welches Viſcher als das höchſte erklärt, das einem lyriſchen Gedicht zu ertheilen ſei, nämlich, daß es „Duft“ habe. Aber man muß hier in der That ſolche Kennzeichen aufgeben, man muß den gewaltigen Ueberſchuß des Gedankens berückſichtigen, der die Form faſt überall zerſprengt, ein Fehler, welcher die einzige Möglichkeit zur Tugend des Dramatikers iſt, und ein Reichthum, deſſen zweifelhafter Werth für die Lyrik dem Dichter ſehr wohl bewußt war.*)

*) Eine neue Ausgabe der Anthologie erſchien 1798 unter

Doch warum laſſe ich nicht lieber dieſen ſelbſt ſprechen, der auch hier wieder das Daſein ſeines neuen Buches eigenhändig ins Protokoll der Literaturgeſchichte ſetzen mußte. Im Würtembergiſchen Repertorium ſtand ſeine Kritik. Er macht ſich über den Titel luſtig und tadelt die Veranlaſſung. „Der Herausgeber mag dem Herrn Städele (ſo hieß Stäudlin im Volksmund) nicht hold ſeyn und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeitige läppiſche Zänkerei — — — Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von der gewöhnlichen Art; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Fantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleyert.“

Die Gedichte werden dann gruppenweiſe charakteriſirt; „der Triumf der Liebe“ ſei wahrſcheinlich auf Veranlaſſung von Bürger's „Nachtfeier der Venus“ geſchrieben, die meiſten der Epigramme werden als bloße Füllung verurtheilt, „was kümmert es den Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch hie und da Stinkroſen und Gänſeblumen

---

dem Titel: Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart bei Johann Benedikt Metzler. Ed. Bülow hat die Anthologie wieder herausgegeben mit einer Abhandlung über das Dämoniſche und einem Anhange. Heidelberg 1850. Bangel und Schmidt. S. Goedeke's krit. Ausgabe I., 197.

bindet.“ Er parodirt Tante Kritik, indem er ehrbar sagt: „Möchten sich doch unsre jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität .... möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie“ — nun ist er des trocknen Tones satt — „doch was sollen sie nicht alles mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen.“ — Schließlich schlägt er das Publikum zum Abschied ins Gesicht. „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hatte, schlimm betrogen zu finden, denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüssen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.“

Diese tolle Rezension, in welcher Uebermuth, Stolz und Bescheidenheit mit einander streiten, war zwar nicht die einzige, welche erschien, aber die lyrischen Räuber machten nicht so viel Glück, als die dramatischen. Die Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bevorstehend an, aber das war auch Alles. Stäudlin war ebenfalls nicht zu zermalmen, er tauchte sogleich nach dem Sturzbad wieder auf und zwar mit einem Band Gedichtchen, worin eins, „das Kraftgenie“, eine giftige Karrikatur Schiller's gab. Das Würtembergische Repertorium antwortete mit einer derben Abfertigung. Sie ist C—z unterzeichnet, aber ganz in Schillers Ton. Dann

ſchwieg er und überlies die Rache dem Geſchick, das ſie nur zu grauſam vollführte. Stäudlin erlebte den vollen Ruhm des Gegners, er nahm die Miene ſeines Verehrers an, verfiel endlich in Trübſinn und machte ſeinem Leben freiwillig ein Ende.

Aber wenn die ſibiriſchen Blumen der Welt nicht gefielen, in einen Kerker zauberte ihr Duft den Frühling hinein, für den gefangenen Dichter hatten ſie Leben, Sprache, Seelen, Herzen. Schubart dichtete eine Ode an Schiller, welche begann:

Dank dir, Schiller, für die Wonne;
Die deinem Geſang entquoll! —
Meines Berges Genius, der Rieſe,
Ein Schäzer hohen Sangs,
Lauſcht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entſank ſeiner wolkigen Rechte.
Auch ich ſchlang deinen Geſang,
Wie der Langdurſtende
Mit wollüſtig geſchloſſenem Auge
Schlirft aus des Baches Friſche.
Sah' nicht des eiſernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Feſſelgeklirr am wunden Arm,
Denn du ſangſt!
Schiller, du ſangſt!
Deiner Lieder Feuerſtrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte ſeinem Wogenſturze;
Hoch empor ſtieg meine Seele

Mit dem Funkengeſtäube
Seiner Fluth.
Da trat vor mich ein Bote des Himmels; —

und dieſer Bote verkündigt ihm Gottes Befehle, eine vollſtändige himmliſche Kritik der Laura-Gedichte und eine Mahnung, ſich treu zu bleiben, die Schiller ehrlich beherzigt hat. „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb ihn heiß — grüß ihn“, ſchreibt Schubart an ſeine Gattin.

Konnte Schiller eine ſchönere Genugthuung für die Angriffe der Kleingeiſter haben? An ſeinem Halſe weinte ſich der Gefangene zuweilen aus. Solche Thränen verwiſchten ohne Zweifel manchen Zug von Karl Eugen's väterlichem Bilde, wie es in Schiller's Bruſt lebte. Und wenn der Dichter gar Schubart's Kerker mit dem griechiſchen Klima in Mannheim verglich . . . .

Noch hielt er ſolche trübe Gedanken nieder; aber im Lazareth, auf der Parade konnte er keine beſſeren gebrauchen. Das Theater beſchäftigte ihn unaufhörlich, ihm ſchwebte ein Ideal vor, das nur zu erreichen ſchien, wenn Publikum, Dichter, Schauſpieler gleich ſehr von der Würde der Bühne durchdrungen waren. Er unterſuchte die Unvollkommenheit der gegenwärtigen Bühne und fand, daß der Geiſt der Zeit zwar zum Drama drängte, daß das Drama zwar dieſen Geiſt durch ſeine mächtige Wirkung reinigen könne: wenn nur nicht das Publikum im Theater bloßen Zeitvertreib oder Sinnenkitzel ſuche, worin die Aktricen ihm entgegenkämen; wenn nur nicht im löblichen Streben nach Naturwahrheit die Dichter das Maß ſo ſehr überſchritten; wenn nur der Spieler nicht das Wort des Dichters ſo ſehr vernachläſſigte.

Diese Untersuchung erschien unter dem Titel: „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater" im Würtembergischen Repertorium. Es sind dieselben Ansichten, die in der ersten unterdrückten Vorrede zu den Räubern ausgesprochen waren nur eins hatte er in Mannheim kennen gelernt, daß nicht alle Schuld dem Spieler und Publikum, sondern auch einige dem Dichter zuzumessen sei. „Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern." Der Aufsatz enthält goldene Worte. Und was namentlich auffällt, der schönste Ernst verklärt die Züge des Sprechers, sobald er vom Drama spricht, er, der mit der Lyrik beinahe Possen treibt. Schon klingt ein hoffender Ton in seiner Brust: „Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim roheren Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach." Der Aufsatz ist mit U. unterzeichnet. Mit Auslassung der stärksten Stellen, die später als unnöthige Provokationen fürstlicher Mißgunst erschienen und es damals waren, ging er in die Körner'sche Ausgabe über. Eine zweite Arbeit Schiller's im Würtembergischen Repertorium: „Der Spaziergang unter den Linden", ist gewissermaßen ein psychologisches Seitenstück zu dem philosophischen Freundespaar Julius und Raphael. In Edwin ist die naive Natur, die zum Genuß und Glauben neigt, in Wollmar die sentimentale Natur dargestellt. Wollmar ist ein moderner Hamlet auf dem Kirchhof.

Er ſagt vom Spiel der Welt ähnlich, wie Karl Moor: „Es iſt ein betrügliches Lotto, die wenigen armſeligen Treffer verſchwinden unter den zahlloſen Nieten.“ Der Dialog war K. unterſchrieben und am Schluſſe hieß es: Vielleicht Fortſetzungen.

Außer dieſen beiden abgerundeteren Aufſätzen brachte das Repertorium noch fünf mit Gz. unterzeichnete Rezenſionen von Schiller, darunter eine durchaus ganz harmloſe, zum Theil ſehr lobende über eine Gedichtſammlung von Guſtav Schwab's Vater, der früher Schiller's Lehrer geweſen war. Dies hat in der Schwab'ſchen Biographie Schiller's folgende ungerechte Beſchuldigung veranlaßt: „Nebenbei benutzte Schiller ſein Repertorium, wie gleichfalls die Anthologie, nicht nur ſich ſelbſt hervorzuheben, ſondern literariſche Feindſchaft auf nicht ganz ungehäſſige Weiſe zu üben. So ſcheute er ſich z. B. nicht, einen ſeiner edelſten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweiſung Rache nehmend, auf eine hämiſche und ungutmüthige Weiſe in einer literariſchen Beurtheilung zu verletzen.“ Ein ſolcher Akt niedriger Geſinnung lag ihm wahrlich fern und iſt aus der Rezenſion nicht zu erkennen.

Schiller ſchrieb für's zweite Heft noch die auch in die Cotta'ſche Ausgabe aufgenommene Erzählung: „Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.“ Sie paſſirte den Brüdern der Frau von Lengefeld, welche nachmals Schiller's Schwiegermutter wurde. Die Wolzogen'ſche Familie, verwandt mit der Frau von Lengefeld, wird ſie dem Dichter mitgetheilt haben. Es iſt eine Novelle, wie ſie ſein ſoll.

Er war in alle Fächer gerecht. Zu einem Plane architektoniſcher Denkmäler für große Männer von Atzel lieferte er die lateiniſchen Inſchriften, z. B. auf Luther: MARTINVS LVTHERVS, IN TERRA NOTVS ET COELO ET INFERNO, und ein Dialog von Scharffenſtein: „Der Jüngling und der Greis" ward von unſerm Dichter für das zweite Heft des Repertoriums bearbeitet. Der Jüngling Selim preiſt das raſtloſe Vorwärtsſtreben, bei allem Schmerz, den es verurſacht. „Ich weine, nur ein Menſch zu ſein, ich jauchze, ein Gott ſein zu können." Eine Ergänzung des Wollmar, der in der That weint, ein Menſch zu ſein, aber dabei in Schwermuth verſinkt, während Selim das Ideal als Leitſtern zum Genuß und zur Thätigkeit empfindet. „Die Hoffnung des Genuſſes die Würze des Vergnügens, der Genuß ſelbſt der Tod." Der Vertreter der in ſich ruhenden ungetrübten und naiven Natur, dort ein jüngerer Freund, hier ein Greis, ſind beide ſtiefmütterlich genug behandelt. Schiller's Herz war bei den beiden ſentimentaliſchen Naturen.

VI.

Fürſt und Dichter.

Mit Schiller's Journaliſtik war es für diesmal zu Ende und, nachdem dieſe Triebkraft gewichen war, bald auch mit dem Journal. Das dritte Heft erſchien 1783; es war das letzte. Wir müſſen dem Raſtloſen auf ein andres Gebiet folgen. Sein Beruf war ihm jetzt ganz klar. Er hatte im

Beifall des Bühnenpublikums, im Urtheil der Kenner die überzeugendſten Bürgſchaften für dieſen Beruf. Er war zum Dramatiker geboren. Jetzt erſchien ihm jede Stunde, die er der Kunſt entzog, wie ein Raub an ſeinem beſſern Selbſt. Er ward mißmuthig, aber er blieb thätig. Er ward ruhiger, und nun war er erſt recht thätig. Seine Seele brütete über neuen dramatiſchen Stoffen.

Konradin von Schwaben und die Verſchwörung des Fiesko ſtanden längſt vor ſeinen prüfenden Augen. Der Genueſer taucht ſchon einmal mit ſehr beſtimmter Phyſiognomie in ſeiner zweiten Diſſertation auf. „Doria hatte ſich gewaltig geirrt, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu müſſen glaubte.“ Und welche größere Empfehlung konnte der Stoff haben, als daß Rouſſeau den Fiesko für einen der merkwürdigſten Charaktere der Geſchichte erklärt hatte. Hier konnte er ganz ſeiner Theorie von großen Verbrechern, von iſolirten Menſchen treu bleiben, die er in der Kritik der Räuber aufſtellt. Der Verſchwörer bot ungleich größere Verwickelungen als der ſchuldloſe Konradin, zumal Fiesko das Verbrechen unter der Maske des Laſters verſteckt. Schiller entſchied ſich, lebte ſich in den Stoff hinein, ſtudirte Schauplatz, Sitten, Zeitalter, beſuchte eifrig die Bibliothek, las und notirte. Der Stoff führte ihn unvermerkt zur Geſchichte. Er benutzte die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque von Paul de Goedi, nachmaligem Kardinal Retz, den dritten Theil von Robertſon's Geſchichte Kaiſer Karl's des Fünften und die Histoire de la republique de Gènes des Chevalier v. Mailly. Streicher, nun ſchon ſein täglicher, unentbehrlicher Umgang, verwunderte ſich, wie kurz und

trocken das Schema aussah. Der Inhalt der Akte und Szenen war streng punktirt, wie das Szenarienbuch eines Theaterinspizienten. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus und las sie mit der ganzen Wonne, seine Dichtung in der Seele des aufmerksamsten Zuhörers abgespiegelt zu sehen, dem jüngeren Freunde vor, der ihm zur Mittheilung und Besprechung eine an Schwärmerei grenzende Empfänglichkeit und Theilnahme entgegenbrachte.

Der Dichter gedachte wieder, das neue Drama solle die Frucht eines Sommers sein. Indessen traten Hindernisse dazwischen, die ihn gerade jetzt aufs widrigste an seine medizinischen Studien erinnerten. Kaiser Joseph hatte die Militär-Akademie am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Sie hieß fortan „die hohe Karlsschule.“ Schiller war also niemals „Karlsschüler.“ Ein kaiserliches Diplom erklärte, daß ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doktorwürde nach der bei anderen Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit befördert werden könnten und sollten.“ Diese Auszeichnung, welche die Akademie erfuhr, kam denn den frühern Eleven in so weit zu gute, daß sie nicht erst nach Tübingen zur Promotion mußten. Hoven war das sehr erwünscht. Weniger unserm Schiller, der bereits praktiziren durfte. Die Promotion zur Doktorwürde und die damit verbundene neue Dissertation, die er Ehren halber sobald als möglich einzureichen hatte, war für ihn eine überflüssige Formalität, die ihn in seinen dramatischen Arbeiten unterbrach. Dazu lockte gerade jetzt die

Sirenenstimme von Mannheim. Dalberg hatte ihm ein deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel versprochen, hatte ihm die Bearbeitung des Götz empfohlen. Schiller schreibt ihm am 1. April die traurigen Gründe, weshalb er mit Fiesko nicht vor Ende des Jahres fertig werden könne, lehnt — klug genug — die Bearbeitung des Götz ab, wenn Goethe nicht seine Einwilligung gäbe, und erinnert an das Versprechen eines deutschen Thema's.

Schiller hat nicht promovirt*). Ob er die Dissertation angefangen, — es scheint fast so. Sie war jedenfalls neben vielen andern Wolken eine, die seinen Himmel umdüsterte und auf seine Stimmung drückte. Während die Leidenschaft fürs Drama alle seine Lebensfibern überreizte und anspannte, kam immer wieder der trockne Schleicher Beruf in die Fülle seiner Gesichte und erzeugte jene Stimmung, in welcher dämonische Mächte am liebsten erscheinen. Und sie kamen, gerufen und ungerufen, und machten den Meister der Helden zum Helden eines der ergreifendsten Dramen, das je in dem Leben eines Dichters spielte. Die beiden Hauptpersonen sind Schiller und Karl Eugen.

Der Herzog hatte im Stillen dem bedenklichen Gange seines Zöglings zugesehen. Er hatte an den genialen Reden über die Tugend Gefallen gefunden. Dies erstreckte sich selbst auf den Styl und die Gedankenstriche. Schiller konnte bemerken, daß in mehreren kleinen Handbillets, welche sein Verhältniß zum Herzog veranlaßte, eben dieser Styl, eben

*) In dem Jahresbericht der Karlsschule von 1782 findet sich nichts von einer Dissertation Schiller's pro gradu doctoris.

dieſe Gedankenſtriche von ſeinem fürſtlichen Erzieher nachgeahmt wurden. Karl Eugen war ſcharfſichtig genug, zu erkennen, daß einmal, wenn ſein Feuer gedämpft würde, „ein recht großes Subjektum“ aus Schiller werden könne. Daß in der Akademie noch ein Poet ſo ganz nebenher gediehen war, hätte er ganz gern geſehen, wenn dieſer Poet nur ſo nebenher Poet geweſen, anſtatt nebenher Arzt zu ſein. Der Herzog bezahlte den Mediziner und nicht den Poeten.

Man findet es brutal, daß der Herzog nicht auf der Höhe unſerer Zeit ſtand, daß er das Genie nicht erkannte. Im Gegentheil, es iſt unbegreiflich, daß Karl Eugen nach Erſcheinung der Räuber ſeinem Geſchöpf nicht ſofort alles Schreiben verbot, da einige Stellen darin auf ſeine wilde Vergangenheit ohne Mühe gedeutet werden konnten. Und nun gar die ſchlimmen Monarchen! der Venuswagen! Konnte er ſolche Ausfälle von dem erwarten, der ihn noch vor kurzem den Stifter ſeines Glücks genannt hatte? Und die Art, wie Schiller bei jeder Gelegenheit vom ärztlichen Stande, ja von ſeiner eigenen Anſtellung ſprach, hieß das nicht die Gabe des Herzogs, die er zuerſt als eine Wohlthat geprieſen, verachten und, wenn auch noch ſo witzig, dem allgemeinen Gelächter preisgeben? Und was mochte dem Herzog von ſeinem Laſterleben, ſeinen Pferdekuren, ſeiner Trunkſucht hinterbracht ſein? Und ob die erſte Reiſe nach Mannheim ein Geheimniß blieb, da Schiller mit den Schauſpielern ſpeiſte?

Trotzdem gab Karl Eugen ſeinen Zögling nicht auf. Er hoffte, deſſen Talent auf eine vorgeſchriebene Bahn zu lenken; er ließ ihn zu ſich kommen und warnte ihn auf väterliche Art vor Verſtößen gegen den beſſeren Geſchmack,

wie er ſolche häufig in ſeinen Produkten finde. Schiller blieb nicht ungerührt. Der Herzog befahl ihm, alle ſeine poetiſchen Produkte in Zukunft vorzulegen. Das war dem Dichter unmöglich. Er weigerte ſich. Dieſe Weigerung durch eine offene Diskuſſion zu begründen, geſtattete das Dienſtverhältniß nicht und wäre trotz des ſcharfen Verſtandes, mit dem Karl Eugen alles in ſeiner Sphäre Liegende erfaßte, ohne Erfolg geweſen. Die Grundanſchauung der Schiller'ſchen Poeſie lag außer dieſer Sphäre. Sie quoll aus dem Souveränetätsgefühl des einzelnen Menſchen, des Dichters, des Volks, und dies konnte ein Souverän, ſo ſehr er es theoretiſch durch gleichmäßige Bildung und Behandlung Aller als Erzieher pflegte, praktiſch weder begreifen noch dulden. Dennoch erließ er auch nach dieſer Weigerung kein Verbot gegen den Dichter. Nun war Schiller wie von einem innern Gebot getrieben, die Souveränetät des Dichters zu beweiſen.

Am 15. Mai 1782 ſtarb Rieger eines plötzlichen Todes. Schubart mußte „im Namen ſämmtlicher Offiziere ſeines Bataillons“ ein Leichencarmen machen. Es fiel durchaus maßvoll aus. Auch Schiller ſchrieb eine Todtenfeier, die als Einzeldruck in Stuttgart verbreitet wurde. Rieger war ſein Pathe und hatte ihm ſtets nur Wohlwollen gezeigt. Daß der Dichter ihn beſang, war natürlich, aber wie beſang er ihn? Bisher hatte er nie Karl Eugen perſönlich angetaſtet. Die ſchlimmen Monarchen konnten als Gegenſatz zu Karl Eugen gedeutet werden. Hier hieß es von einem Mann, den Karl Eugen grauſam und ohne Anklage in den Kerker geworfen:

Höher, als das Lächeln deines Fürſten,
(Ach, wonach ſo Manche geizig dürſten,)
Höher war dir der, der ewig iſt.

Und an einer andern Stelle:

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern, war dein Trachten nie.

Und wieder:

Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
Dieses Lebens Folterbank verträumt. — —

Karl Eugen hatte diese Folter geschärft, er dachte wohl nicht allzu gern daran. Rieger war allerdings kein kriechender Charakter, aber dieses Lob verdiente er offenbar nicht. Die Unterthanenflüche hatte er reichlich auf sich geladen. Wie gehässig mußte der Umgebung des Fürsten ein Freiheitssänger erscheinen, der selbst einen Rieger mit Glorie umgab, weil der General die Gunst seines Fürsten für nichts achtete! Der Dichter theilte für die Nichtachtung dieser Gunst gleichsam einen Kranz aus, er verband die Unterthanenflüche so eng mit dieser Gunst, als ob beide Begriffe unzertrennlich wären.

Und dagegen war der wilde Schubart so maßvoll gewesen. Gewiß erhoben sich Stimmen, welche meinten, daß Schiller die Festungsstrafe mehr verdiene, als der fromme Schubart. Das Gedicht erregte das Mißfallen des Herzogs, und dieses Mißfallen ward von allen genährt, von denen es mit so viel Grund getheilt wurde.

Den Verfasser der Räuber zu denunziren, war ein sicherer Beweis der Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung, an die Person des Fürsten. Die Handhaben einer solchen Denunziation kamen mittelbar aus den Räubern.

Schiller hatte seinem Spiegelberg die Worte in den Mund gelegt: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath' ich dir: reis' in's Graubündner Land. Das ist das Athen der heutigen Gauner." Diese Stelle griff ein junger Literat, Namens Wredow, der in Graubünden mehrere Jahre als Hofmeister gelebt hatte, auf. Er war ein geborner Deutscher. Aber seine Anhänglichkeit an Graubünden war von der weltbürgerlichen Zärtlichkeit, welche beschränkte Köpfe oft die größten Thorheiten auf Kosten ihres Vaterlandes begehen läßt. Wredow beging eine solche an Schiller. In den Hamburgischen Adreßkomtoir-Nachrichten vom 13. Dezember 1781 vertheidigte er das Graubündner Land gegen die fürchterliche Anklage in einem langen, hochtrabenden Artikel, sprach freilich zugleich die Vermuthung aus, daß nur ein Ländchen gemeint sein könne, das unter der Verwaltung Graubündens stehe und auf welches allerdings Spiegelberg's Ausfall passe. Dieses Ländchen war das Veltlin, von Italienern bewohnt. In der angeführten Stelle aus den Räubern antwortet Razmann dem Spiegelberg: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt." Somit hatte Schiller nur Graubünden gemeint, insoweit es italienische Unterthanen hatte.

Ob Wredow's Artikel nach Würtemberg durchdrang, ist nicht bekannt. Aber in Chur kam er dem Dr. Amstein, ebenfalls einem Deutschen, zu Gesicht. Dieser, auch ein Fanatiker für Graubünden, schmiedete eine giftige Anklageschrift und ließ sie in das öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler" einrücken, welches er redigirte. Sie führte

den Titel: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“ und erschien Ende April 1782. Amstein suchte jedenfalls Vortheile. Er gab der Bagatelle eine ungeheure Wichtigkeit, stellte Schiller als den schwärzesten Verleumder eines ganzen Staates dar, forderte von ihm eine öffentliche Erklärung, pries Wredow als einen Ehren-Anwalt, ließ dessen Artikel mit abdrucken und schrieb außerdem an Schiller, damit dieser sich nicht mit Unkenntniß der Forderung entschuldigen könne. Schiller empfing den Brief, fand sich aber nicht veranlaßt, zu antworten.

Da der „Sammler“ als einziges öffentliches Organ eines Nachbarstaats sicher in Stuttgart gehalten wurde, zumal es von landwirthschaftlichen Dingen handelte und die ökonomische Gesellschaft von Bünden in Würtemberg Mitglieder zählte, so ist es sehr möglich, daß bereits Mitte Mai die Anklage gegen den Verfasser der Räuber, auf dem so viele Augen beobachtend ruhten, in Stuttgart bekannt war und auch sehr bald dem Herzog mitgetheilt wurde. Der herzogliche Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, ein überaus eitler, ehrsüchtiger und unverschämter Mensch, vielleicht eben deswegen ein Feind der Schiller'schen Familie, war korrespondirendes Mitglied der Bündner ökonomischen Gesellschaft. Er rühmte sich später, gleich nach Lesung der Apologie Anstalt gemacht zu haben, daß sie sein Souverän bekam. Es ist möglich, aber auch dieses Verdienst kann erlogen sein.*)

*) Siehe den Anhang.

Genug, der Herzog las die Anklage und war in hohem Grade aufgebracht. Die Republik war schon ein übler Nachbar, in Chur wurden die gehässigsten Dinge über Würtemberg gedruckt. Nun hatte ein Zögling der mit so vieler Sorgfalt und Mühe von ihm gepflegten Akademie in das Wespennest gestochen. Vielleicht gab eben in jenen Tagen derselbe Verfasser der Räuber durch sein Gedicht auf Rieger den widrigsten Anstoß in Stuttgart, und nun hatte er auch das Ausland zu öffentlichen Anklagen berechtigt. Und das Alles durch die nutz- und zwecklose Poeterei. Es war nicht zu dulden. Sofort erging die Weisung an Schiller, sich zu vertheidigen, so wie der Befehl, alles weitere Indruckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medizinische wären, zu unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört.*) War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon

*) Petersen erzählt in seiner ungedruckten Materialiensammlung, der Herzog habe Schiller nach dem Schlosse Hohenheim kommen lassen, habe ihn aufs heftigste angefahren und ihn aufs derbste ausgescholten; er habe mit den Worten geschlossen: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr!“ Schiller sei unmittelbar nach diesem Auftritt in den „Ochsen“

im höchſten Grade unangenehm für Schiller, ſo war der Befehl noch ſchmerzlicher für ihn. Durch das Verbot, ſich in irgend eine Verbindung mit dem Auslande einzulaſſen, war ſeinen dramatiſchen Plänen und Beſtrebungen der Lebensnerv durchſchnitten. Denn abgeſehen von den äußern Vortheilen, die ihm nur ein ſolcher Verkehr gewähren konnte, da ſein Gehalt als Regimentsarzt durch den Aufwand für Equipirung, für ſtandesmäßiges Erſcheinen beinahe auf nichts herabgebracht wurde, war bei dem Zuſtande der Stuttgarter Bühne an eine Veröffentlichung ſeiner innerſten Lebensſchätze nicht zu denken. Der Befehl ſchloß beinahe ein Aufgeben ſeiner Kunſt ein. Und das Alles der einen elenden Stelle in den Räubern zu verdanken! Es war die lächerlichſte Urſache einer unverhältnißmäßigen Strenge.

Schiller fand nur einen Ausweg. Wie, wenn er dem Auslande ſich in die Arme warf? War doch Leſſing Theaterdichter in Hamburg geweſen, Klinger in Leipzig. Hatte man doch in Mannheim einen italieniſchen Hofpoeten gehalten, der vom Herzog von Würtemberg öfter zu Feſten

---

gegangen und habe mit anſcheinender Gelaſſenheit, ja mit Heiterkeit am Kegeln Theil genommen. Da nur Streicher die ganze Sache in ihrem vollſtändigen Verlauf erzählt, habe ich im Text vorgezogen, ſeiner allerdings weniger ins Einzelne gehenden Darſtellung zu folgen. Wie heftig auch die Scheltworte des Herzogs geweſen ſein mögen, es heißt doch zu gering von Schiller denken, wenn man glaubt, daß ſie mehr Eindruck auf ihn gemacht hätten, als das Verbot ſelbſt, durch welches er das weitere Zerfallen mit dem Herzog klar vor Augen ſah. Vgl. Boas Jugendj. II. 276.

entliehen wurde. Stand doch der würtembergiſche Hof mit dem pfalzbairiſchen im beſten Vernehmen. Wenn Dalberg — und einem ſolchen Manne konnte man Alles zutrauen — wenn Dalberg ſich für ihn verwendete, ihn anſtellte? Je mehr ſich ſeine Verhältniſſe in Stuttgart verdüſterten, um ſo roſiger beleuchtet erſchien ihm der Schauplatz ſeiner Erfolge. Hier in Stuttgart war er geſchmäht, verleumdet, mit dem Looſe Schubart's bedroht. In Mannheim war er geachtet, von geiſtvollen Beſchützern mit offenen Armen empfangen, von einem großen Theil des Publikums bewundert.

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber mit demſelben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erſte Mal gegeben. Der Ruf von der ungeheuren Wirkung, ſowie von der meiſterhaften Darſtellung war nach Stuttgart gelangt. In den nächſten Umgebungen des Dichters beſprach man dieſe Dinge mit dem lebhafteſten Intereſſe, mit dem lebhaften Wunſch, der Aufführung in Mannheim beizuwohnen. Schiller ſehnte ſich, die Eindrücke zu wiederholen, ſie in ſeinen liebſten Seelen abgeſpiegelt zu ſehen. Frau von Wolzogen, die Frau Viſcher waren ſo voll Theilnahme für ihn, erkannten ſo ganz ſeinen Werth; mußte es dieſen Freundinnen nicht tröſtlich ſein, ihr Urtheil anderswo ſo glänzend beſtätigt, ihre Verehrung getheilt zu ſehen? Sie beſtürmten Schiller mit Bitten, ſie nach Mannheim zu begleiten. Dazu kam es höchſt gelegen, daß der Herzog auf kurze Zeit verreiſen wollte. Wie, wenn Schiller zum zweiten Mal die Fahrt wagte? Auf Urlaub war doch niemals zu rechnen. Und ließ ſich nicht in einer Unter-

redung mit Dalberg seine ganze Lage besser als schriftlich darlegen? Zumal die lächerlich weitläuftige Bagatelle mit Bünden, um die so viel Aufhebens gemacht und durch welche der fernere Verkehr mit Dalberg so sehr erschwert wurde.

Der Herzog war wirklich abgereist. Es galt einen raschen Entschluß. Schiller setzte sich hin und schrieb an Dalberg: Das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel zum zweiten Male aufführen zu sehen, die Abwesenheit seines Herzogs veranlaßten ihn und einige Freunde und Damen, die ebenso begierig seien wie er, die Räuber auf Dalberg's Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen. Es koste Dalberg nur einen Wink, von den Schauspielern könne Schiller die Gefälligkeit erwarten. Er hoffe von der Vorstellung Alles für sein neues Stück und denke zweien Schauspielen in Mannheim beizuwohnen. Dies war am 24. Mai. Am 25. schrieb er zugleich an Wilhelm von Hoven, ob er die Partie mitmachen wolle; er solle sich in diesem Fall präcise halb zwei Uhr im Chausseehause zwischen Zuffenhausen und Ludwigsburg einfinden. Er schloß: „Uebrigens stillschweigen!“

Schiller ließ sich bei seinem Chef krank melden, und so fuhr die Gesellschaft, Frau von Wolzogen, Frau Vischer und der Dichter, in vierſitziger Chaise Nachmittags in den Frühling hinein. Die Gegenwart so lieber Freundinnen, die Aussicht auf herrliche Stunden, die schöne Landschaft mit Dörfern und Städten, in weiter Fläche bis an den Saum der blauen Vogesen ausgegossen, die Hoffnung, Dalberg's Theilnahme durch eine umfassende Darlegung

seiner traurigen Verhältnisse zu irgend einer menschlich schönen, rettenden Handlung zu rühren, Alles dies schwellte seine Brust. Als man nun das Land betrat, wo eine milde Regierung Kunst und Wissen pflegte, wo seine Kunst eine ehrenvolle Heimath gefunden, — wie schwand jedes Bangen, jeder Kummer, jede Bedenklichkeit, was für Folgen diese heimliche Reise haben könne, vor dem Hochgefühl, in der Liebe der Mitwelt den Ruhm der Nachwelt vorauszunehmen.

Die Umstände selbst verbanden sich, dieser Stimmung entgegen zu kommen. Dalberg war auf seine Bitten sofort eingegangen: die Räuber wurden gegeben. Mit ganzer Seele in die Vorstellung verloren, empfand er, empfanden es seine Begleiterinnen, was er mit seinen ersten jugendlichen Kräften unter dem Druck seiner Fesseln geleistet. Wenn diese Kräfte freien Spielraum erhielten! Dieser Gedanke ward von seiner enthusiastischen Umgebung um so mehr angefeuert und unterhalten, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Szenen bei ihnen zurückgelassen hatten. Dieser Gedanke führte ihn zu Dalberg. Der Freiherr gönnte ihm eine vertrauliche Stunde. Schiller schüttete sein Herz aus, er bat um Rettung. Es las in Dalberg's offenem Anblick noch mehr, als die Mannheimer Freunde ihm vorausgesagt hatten. Dalberg schien bewegt, er versprach ihm, das Seine zu thun; er schien mehr Schwierigkeit in dem Mittel zu finden, wie man Schiller von Stuttgart weg bekäme, als „in der Art" ihn in Mannheim zu employiren. Doch versprach er, Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, und besiegelte dieses Versprechen mit einem Händedruck. Bestimmtes ward nicht festgesetzt.

Nun ging es an die Heimreise. Das Vergnügen fing an, seine Kehrseite zu zeigen. Eine heftige Grippe, die den Dichter befiel, verwandelte den Rausch in eine fatale Ernüchterung. Je näher man Stuttgart kam, um so niedergeschlagener wurde seine Stimmung. Bestimmte Garantien hatte er nicht mitgebracht, statt ihrer eine Krankheit, die so heftig war, daß Streicher, wenige Minuten nachdem er den Freund umarmt, gleichfalls von Fieberschauern befallen wurde. Schiller theilte ihm die Hoffnung mit, die ihm Dalberg gemacht hatte. Aber so gesunken waren seine Lebensgeister, so widerwärtig erschienen ihm alle Szenen in Stuttgart, daß er verdüstert hinzusetzte, wenn der Mannheimer Plan nicht gelänge, werde er nothgedrungen sein, einen verzweifelten Schritt zu thun. Er nahm sich vor, sowie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, um Dalberg zu einer bestimmten Maßregel zu bewegen. In Stuttgart werde und müsse er zu Grunde gehen.

Den meisten Lesern wird es unbegreiflich erscheinen, warum Schiller nicht schon jetzt diesen verzweifelten Schritt that. Ein Erklärungsgrund liegt in der Pietät gegen den Herzog. Jetzt hielt ihn das enthusiastische Wort, womit er sich seinem angebeteten Fürsten vergeben, weit mehr als die Erwägung, daß dieser Fürst sein unumschränkter Herr über Leben und Tod war. Außerdem hielten ihn seine Eltern und ihre Stellung zum Herzog. Und endlich war die Aussicht, die Dalberg auf eine gütliche Vermittlung bot, der Hauptanlaß, um die Folter, auf der der arme Gefangene litt, zu verlängern.

Er schrieb an Dalberg unter dem 4. Juni: „Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.“ Nun wirft er sich Dalberg von neuem ganz in die Arme. Er ist auf's rührendste überzeugt, daß Dalberg ihm helfen wird. Er sagt: „E. E. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn E. E. diese drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.“

Er giebt in einer Beilage drei Grundideen zu ſolchem Briefe. Sie waren auf die genaueſte Kenntniß vom Charakter des Herzogs berechnet. Aber ſie waren ganz in der Unbeſonnenheit eines Jünglings hingeſchrieben, der die Welt und ihre Solidaritäten nicht kennt. Die diplomatiſche Anleitung, die er dem Freiherrn, ſeinem zukünftigen Chef, gab, war folgende: es müſſe dem Herzog die Sache ſo erſcheinen, als ob ſie ganz mit ſeinem Willen geſchehe. „Daher, ſchreibt er, würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vokation ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe par tout beim Herzog.“ Zweitens müſſe ſein Aufenthalt in Mannheim mehr wie eine längere Reiſe als wie eine völlige „Entſchwäbung“ erſcheinen. Und drittens ſolle die Ausſicht auf Fortſetzung ſeiner Praxis auch in Mannheim eröffnet werden, damit man ihn nicht unter dem Vorwande, für ſein Wohl zu ſorgen, „cujonire“ und weniger fortlaſſe. Ob Dalberg den Herzog beſſer kannte, als Streicher, welcher meint, derſelbe würde unter dem letzten Geſichtspunkt das Geſuch bewilligt haben, oder ob er eine wohl erklärliche Scheu trug, in dieſem Grade für das Lebensgeſchick des Dichters verantwortlich zu werden, genug, er ſchrieb nicht, und Schiller blieb mehrere Wochen hindurch in der qualvollſten Erwartung. Dennoch verlor

der Dichter nicht den Muth, dennoch behielt er Seelenruhe genug, um an seiner neuen Schöpfung zu arbeiten.

Da tritt ein Fall ein, den er nicht in seine Rechnung aufgenommen. Die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber aufführen gesehen. Sie konnten dem Drange nicht widerstehen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Wirkung des Trauerspiels, sowie das Verdienst der Schauspieler auch Andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel einer immer geringern Verschwiegenheit erfährt es der General Augé, und endlich mit Ausmalung der kleinsten Umstände der Herzog selbst. Dieser ist im höchsten Grade aufgebracht. Welche Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings, sich nach dem, was bereits vorgefallen, ohne Urlaub mehrere Tage ins Ausland zu entfernen, den Lazarethdienst zu vernachlässigen! Er läßt den Dichter vor sich kommen, giebt ihm die strengsten Verweise, daß er sich dem ausdrücklichen Verbot zuwider von neuem mit dem Auslande eingelassen, verschärft dieses Verbot bei Androhung der härtesten Strafen und befiehlt ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.

Kein Romanschriftsteller kann eine Situation ersinnen, einladender und passender zu jenen Komödien, welche die sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken mit einander im Kopfe eines Menschen aufzuführen beliebten. Der Arrestant war schlechte Zimmer gewohnt, aber die Wachtstube war ihm das abscheuliche Vorbild der Festung, zu der ihn unfehlbar jede weitere literarische Produktion verdammte.

Und daß dieſer Arreſt ſo gerecht war! Das war eine ſo grimmig bittere Betrachtung! daß durch dieſen Ordnungsfehler die üble Anſicht des Herzogs gerechtfertigt, ſein Zorn erhöht war, zu einer Zeit, wo Schiller Hoffnung hatte, durch Dalberg's Einfluß ſeinen Fürſten zu milderen Maßregeln umzuſtimmen! Ein unſchuldiger Gefangener, der, in einem beinahe gelungenen Fluchtverſuch gehemmt, an ſtärkere Ketten geſchloſſen wird — das war ein Bild für ihn und ſeine Bedrängniß. Nun war Alles verloren. Nun mußte der „verzweifelte Schritt", den er ſeinen Streicher mit jenem hingeworfenen Worte hatte ahnen laſſen, gewagt werden. Seine Poeſie aufgeben — aus allen Fibern ſchrie es in ihm: lieber das Leben! Wohlan, ſo blieb nichts übrig, als fortzugehen. Der Gedanke war kühn, um ſo beſſer.

Karoline von Wolzogen giebt an, daß er während dieſes Arreſtes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen, und ſo, ſagt ſie, „erklären ſich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieſes Stückes." Eduard Boas nimmt dieſen Gedanken auf und führt die Stellen, welche die wilde Vergangenheit des Herzogs berühren und die jeder nach unſerer Skizze ſeiner Geſchichte leicht finden wird, auf ein perſönliches Rachegefühl Schiller's zurück. Andre haben ihm nachgeſprochen.

Karoline von Wolzogen klagt mit ihrer Entſchuldigung den Dichter eines Fehlers an, den er wenigſtens länger beſeſſen haben müßte, als während des Arreſtes, den er wenigſtens auch noch bei der Veröffentlichung des Stücks beſeſſen haben müßte. Das Hervorſuchen eines perſönlichen,

momentanen Rachegefühls ist die schlechteste Erklärung grade für Schiller's dramatische Werke, und Karoline von Wolzogen bedachte schwerlich, welcher Kleinheit sie hiermit Schiller's Seele beschuldigte. Waren denn die schlimmen Monarchen, der Venuswagen, die Stellen in Rieger's Todtenfeier nicht auch auf den Herzog zu beziehen? Wie blind aber hätte ihn jenes Rachegefühl machen müssen, wenn er das Verhältniß Franziska's zu Karl Eugen in dem Lichte sah, wie er ein äußerlich ähnliches in der Lady Milford darstellte. Die Geschichten, welche in Würtemberg gespielt hatten, spielten an vielen Höfen, und Schiller wollte sicher nicht den, der ihn in Arrest geschickt hatte, sondern eine ganze Gattung brandmarken. Und dazu eignete sich am besten die Vorgeschichte des Würtemberger Hofes. Die Ausleger wissen selbst nicht, wie sehr sie der Würde der Poesie mit solchen kleinlichen Deutungen schaden. So lange ein jeder Machthaber denken muß, mit dem Worte Tyrann sei er von dem boshaften Dichter gemeint; so lange ein braves Bürgerpublikum glauben muß, Coriolanus-Shakespeare wolle ihm mit der „vielköpfigen Menge" Böses nachsagen: — wie weit entfernt sind wir dann noch von der Möglichkeit kräftiger dramatischer Gebilde!

Ich folge auch hier Streicher's Angabe, der den Plan zu Kabale und Liebe erst entstehen läßt, als Schiller von Stuttgart entfernt war. Die Aufregung, unter welcher der Dichter im Arrest litt, war einem Drama am wenigsten günstig, und das Gefühl, aus welchem es auch außer dem Arrest entstehen konnte, war ja eine Strömung der ganzen Zeit, Lady Milford nur eine glücklichere Gräfin Orsina

und Lady Milford keineswegs die Hauptsache des Stücks. Karoline von Wolzogen setzt sehr unbestimmt hinzu: „Auch die Idee zur Verschwörung Fiesko's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte.“ Streicher kannte bereits vor dem Arrest Szenen aus dem Fiesko, und so muß auch sein Zeugniß über die Entstehung von Kabale und Liebe als das gewissere angesehen werden. Wie aus einem Briefe von Schiller's Vater an den Sohn erhellt, vertrieb sich letzterer die Langeweile des Gefängnisses mit Kartenspiel.

Schiller war aus dem Arrest entlassen. Die Uebertretung der Militärdisziplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe. Um Entlassung durfte er nicht anhalten, denn als Zögling der Akademie hatte er die Verpflichtung, in Würtemberg zu dienen, und der Landesherr, dessen öftere drohende Aeußerungen Schiller hinterbracht wurden, würde vollends durch ein solches Gesuch in Jähzorn versetzt worden sein. Hätte Schiller nicht eine so tiefe innere Beziehung zum Herzog gehabt, so würde es ihm leichter geworden sein, sich auf dem natürlichsten Rechte jedes geringsten Unterthanen, von seinen Naturgaben in den gesetzlichen Schranken freien Gebrauch zu machen, wenigstens innerlich eine feste Position dem Herzog gegenüber zu gründen. Aber es mußte, bei seiner billigen und edlen Denkungsart, ihm den bittersten Schmerz verursachen, in den Augen eines Mannes als schreiend undankbar zu erscheinen, den er so oft der Dankbarkeit versichert hatte. Sein innerer Kampf wurde noch verworrener. Er erhielt von neuem

einen Brief von Dalberg voll neuer Zusicherungen. Noch einmal bot sich ein Hoffnungsstrahl zu einer Ausgleichung im Guten. Schiller schrieb am 15. Juli an den Freiherrn, er schickte Wagner's Kindesmörderin und dessen Macbeth-Uebersetzung zurück, welche ihm Dalberg zur Beurtheilung mitgegeben. Den Fiesko verspricht er bis Mitte August fertig zu liefern und setzt hinzu, Don Carlos — dieser Stoff war ihm von Dalberg empfohlen — werde vielleicht eins der nächsten Sujets sein, die er bearbeiten wolle. Er meldet seinen Arrest, seine Unterredung mit dem Herzog. „Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursache, die ich keinem Brief anvertrauen kann. Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben."

VII.

Die Flucht.

Wieder verflossen vierzehn Tage. Dalberg mochte nach dem zwischen dem Herzog und Schiller ausgebrochenen Konflikt es für unmöglich halten, jetzt einen Vermittlungs-

versuch zu wagen. Er unterließ ihn. Nun ging dem Dichter die Ueberzeugung auf, daß von daher, wo die Hülfe am leichtesten schien, kein Beistand zu erwarten war. Sein sonst so heiterer Sinn verwandelte sich in finstere, trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider. Sein Fiesko konnte bei dieser Stimmung nur langsam vorrücken. Lange oder gar immer durfte dieser Zustand nicht fortdauern: es war für seinen Verstand, bei seiner ohnehin nicht festen Gesundheit für sein Leben zu fürchten. Er hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen. So lange ihm noch ein Funke von Kraft in diesem verzehrenden Jammer blieb, mußte etwas gewagt werden. Durchreißen mußte er dieses Gewebe von Pflichten und Verboten, das ihn erstickte. Nur wie? auf welche Art? Er sann auf einen Zufluchtsort. Er theilte seine Bedrängniß, die Unmöglichkeit, länger in Stuttgart zu bleiben, der Frau von Wolzogen aus Bauerbach mit. Die edle Freundin gab ihm die feierliche Zusage, ihm für den äußersten Fall so lange in Bauerbach eine Wohnung zu geben und ihn mit allem Nöthigen zu versehen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe.

Nach langer Ueberlegung entstand ein Plan, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen und von dort aus an den Herzog zu schreiben. Wurde dann das Verbot desselben nicht aufgehoben, so wollte er nicht nach Stuttgart zurückkehren. Dann hoffte er um so leichter in Mannheim

als Theaterdichter angestellt zu werden, je zuversichtlicher ihm von Vielen versichert war, daß ein solcher Dichter, wie er, die dortige Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde.

Es fragte sich nun, in welcher Zeit die heimliche Reise am besten auszuführen sei. Alle seine Handlungen waren beobachtet. Der geringste Verdacht konnte ihn für immer an sein Gefängniß fesseln. „In diesem Zustande, erzählt Streicher, konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freunde eröffnen, durch dessen Bekanntschaft er seit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung rechnen könne, die an Schwärmerei grenzte und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist ebenso viele Liebe und Freundschaft, als Verehrung und Hochachtung verdienen.“ Dieser Freund war Streicher. Ein Vertrauen setzte sich zwischen ihm und Schiller fest, das keinen Rückhalt kannte, und die unglückliche Lage des letztern wurde der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche. Schiller's Plan, dem Herzoge auf neutralem Boden zu schreiben, hatte Streicher's vollen Beifall. Auch Christophine wurde mit diesem Plan bekannt gemacht, und, anstatt davon abzurathen, meinte sie, daß, weil ihm das Versprechen einer besonders guten Anstellung nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich vor gänzlichem Verderben zu retten, unternehme.

Ein Begleiter, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen war und der die nöthigen Anstalten dazu erleichtern konnte, war in Streicher gefunden. Dieser wollte im Früh-

jahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten, um daselbst bei dem berühmten Bach seine musikalischen Studien zu vollenden, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten. Um seinen angebeteten Freund nicht allein — er wußte wohl, wie rath- und mittellos — der See von Plagen preiszugeben, die ihn erwarteten, wußte er es bei seiner Mutter dahin zu bringen, daß er schon jetzt die Hamburger Reise antreten durfte. Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er im schlimmsten Fall als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber auch in diesem Punkte die Freunde beruhigte, war, daß der Herzog in wahrhaft edler Gesinnung seine Beziehung zu den Zöglingen vollständig von seinem Verhältniß zu ihren Angehörigen schied und nie den einen Theil entgelten ließ, was der andere fehlte.

Nachdem alles zur Sache Erforderliche zwischen beiden Freunden mit der gehörigen Selbsttäuschung überlegt war, blieb der Entschluß Schiller's unwiderruflich fest. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte seinem Fiesko widmen. Bevor dieser nicht vollendet war, wäre die Reise zwecklos gewesen, und bis jetzt war — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte des Stücks niedergeschrieben. Die Gewißheit des Entschlusses belebte seinen Muth, seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, blos für die Zukunft zu leben, die Gegenwart nur insofern zu beachten,

als er ihr nicht ausweichen durfte. Der Fiesko schritt rasch vorwärts, und wie freute es ihn, wenn er dem Freunde eine in der letzten Nacht gedichtete Szene vorlesen konnte, wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Schiller hielt viel auf diese neue Schöpfung, er äußerte: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben."

Die Außenwelt bildete gerade damals den geräuschvollsten Kontrast zu der stillen Dichterzelle. Der Hof erwartete allerhöchste russische Gäste. Schon zu Anfang August wurden in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude die umfassendsten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin gemacht, die eine Nichte des Herzogs von Würtemberg war. In der ersten Hälfte des September sollten die hohen Reisenden eintreffen. Schon einige Tage früher waren die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorangeeilt. Auffahrten von prachtvollen Equipagen mit den seltensten Pferden stellten Alles, was man anderswo an Eleganz entfalten konnte, in Schatten. Aber wahrhaft kaiserlich waren die Anstalten zu einem Jagdschauspiel, welches dem Pinsel eines Rubens und Snyders eine glänzende Aufgabe geboten hätte. Sechstausend Hirsche, der Wildadel vieler Jagdreviere, waren in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben. Eine Menge Bauern, zwischen einer engen Kette von Wachtfeuern vertheilt, verhinderten sie am Durchbrechen.

Um das Vergnügen zu erhöhen, waren die edlen Thiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, riethen wohlmeinende Freunde dem unglücklichen Dichter, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Bei seinem jetzigen Verhältniß wäre das eine Erbärmlichkeit gewesen. Er schlug es ab und schrieb, um das Letzte zu versuchen, noch einmal an den Herzog. Der Brief ist vom 1. September datirt. Er bittet darin um die Erlaubniß, ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen. „Eine innere Ueberzeugung, schreibt er, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, giebt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Literarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommuniziren, zur Absicht haben." Er giebt die beiden Gründe an, welche dem Herzoge am faßlichsten und in der That aufrichtig waren: Vortheil und Auszeichnung. Herzog Karl hat diese Bittschrift niemals gelesen. Er verweigerte die Annahme und ließ dem Dichter bei Strafe des Arrestes verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten.*)

*) Ob es nach dieser Erfahrung noch die ernsthafte Hoffnung Schiller's war, der Herzog werde sich durch seine Flucht abtrotzen lassen, was er jetzt nicht einmal unterthänigst zu erflehen gestattete? Das Widerstreben des Dichters, sich in Würtemberg

Mittlerweile mehrte sich mit den Gästen das Geräusch. Unter allen Fremden, welche ankamen, war für Schiller keiner von solchem Interesse, wie — Herr von Dalberg. Man erinnere sich des letzten verzweifelten Briefes, den Schiller an ihn geschrieben. Wollte Dalberg ihn mündlich beantworten? Wollte er jetzt, da der Herzog so zugänglich war, etwas für seinen unglücklichen Schützling unternehmen? Schiller machte ihm seinen Besuch. Dalberg muß sein Versprechen erneuert, aber ebenso seine Bedenklichkeiten, wie man Schiller aus den Diensten des Herzogs wegbekäme, wiederholt haben. Denn Schiller hielt es für rathsam, ihm nicht das Geringste von seinem Vorhaben mitzutheilen, ohne doch seine Hoffnungen auf Mannheim aufzugeben. Sein Entschluß stand fest. Er wollte alle Bedenklichkeiten durch eine That abschneiden.

Die Zeit mußte genutzt werden. Die russischen Gäste waren angekommen. Nur wenige der noch übrigen festlichen Tage boten eine so allgemeine Aufregung und Unruhe, daß man unbemerkt eine Reise antreten konnte. Schiller wollte seine Eltern und Schwestern noch einmal sehen. Seine Mutter war jetzt von Allem aufs genaueste unterrichtet. Er wollte sie beruhigen und von ihr Abschied nehmen.

---

wieder blicken zu lassen, ehe er einen Charakter hatte, die Ablehnung der herzoglichen Erlaubniß, wiederzukommen, die offen edle Kühnheit, die er später von seiner Flucht gegen seine Schwester rühmt, stellen dies sehr in Zweifel. Er selbst nennt später die heimliche Reise nach Mannheim und die Absicht der Rückkehr auf Bedingungen „eine Maschinerie."

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch die Frau des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater, der in den Räubern den Hermann gespielt und nebst seiner Frau, einer gebornen Stuttgarterin, ein herzliches Interesse für den Dichter gezeigt hatte. Schiller sah sie öfter, sagte ihr aber nichts von seinem Plan. Mit ihr und seinem Streicher ging er zur Solitude. Den in der lachendsten Gegend fortlaufenden Weg, den er so oft in besseren Tagen gemacht, er wanderte ihn zum letzten Mal auf lange Zeit. Er suchte unterwegs unvermerkt von Madame Meyer Alles zu erfahren, was die inneren Verhältnisse des Theaters, was seine eignen Hoffnungen betraf. Aber da alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen aus Furcht, daß seine Absicht errathen werde, nicht wohl gestellt werden konnten, so ließ das Gespräch die Zukunft in jener Dämmerung, in welcher ein gutes Glück, vom lebhaften Wunsche beleuchtet, als der einzige hellere Punkt erscheint.

So kam man auf der Solitude an. Die Mutter und Christophine waren allein. „So freundlich die Hausfrau auch die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schiller's ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Nach einer Stunde kehrte Schiller zur

Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den Schritt des Sohnes als eine Nothwehr ansehn, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien, — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

„Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am Sonntag, den 22. September, Schauspiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause wurde zwischen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit zu verlieren war, die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schiller's Regiment

die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den zweiundzwanzigsten Sept. Abends neun Uhr festgesetzt."

Die letzte Nacht brachte Schiller auf der Wacht bei Scharffenstein zu. In ihm umfaßte der Jüngling noch einmal alles Weh, alles Glück seiner akademischen Jahre. Seine ganze Seele stand offen. Er vermachte ihm Bücher, gab ihm seinen Shakespeare zur Aufbewahrung und, als hätte er gefühlt, daß er fortan nicht die ausschließende und sich täglich beweisende Freundschaft zu geben im Stande sein würde, die Scharffenstein verlangte, vermachte er ihm in seinem Lempp einen Freund. Wenn Scharffenstein in seinen Aufzeichnungen sagt: „Das hat seine Zinsen getragen, ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben", so ist der Vorwurf, welcher hiermit gegen die Beständigkeit von Schiller's Freundschaft ausgesprochen ist, nicht ohne anspruchsvolle Härte. Auch darin steht Streicher über allen Jugendfreunden des Dichters, daß er den herrlichen Sinn des Goethe'schen Wortes verstand: „wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an!"

„Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, seine Bücher wurden nach und nach von Streicher weggebracht, so daß für die späteren Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte, nach der Abrede, um 10 Uhr Alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet; denn nachdem Schiller um acht Uhr

in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazareth nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und nun aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzteren — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja, es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte Alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher, mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und Streichern noch achtundzwanzig Gulden

übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache gesteigert wurden.

„Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde Streicher die nöthige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenutzt vorbeigehen zu lassen und dann weit mehr Schwierigkeit beim Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte Streicher nachgeschickt werden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher, — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.

„Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war und einer der bewährtesten Freunde Schiller's als Lieutenant die Wache hatte; damit,

wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittelung des Offiziers sogleich gehoben werden könne. Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. — — —

„So gefaßt die jungen Leute auch auf Alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Schloß mit allen seinen weitläuftigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste

ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ Alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahle getroffen, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

„Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er (er hatte schon die vorige Nacht durchwacht) die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war die Fürstengruft.“

Schöner konnte der schuldlose, freie Dichter nicht von seiner Heimath scheiden, als indem er des gefangenen mit liebender Begeisterung gedachte. Die traurigen Klänge von Schubart's Gedichten gaben ihm das Geleite, das einzige, mit welchem das Vaterland seinen größten Sohn in die Verbannung sandte! Das einzige? Seien wir nicht ungerecht. Für die verlorene Fürstengunst, für sein geraubtes Menschenrecht gab es ihm das Köstlichste, was es besaß, aus dem Schooße seines edlen Volksstammes einen Freund, und in dem Freunde sein ganzes, getreues Herz.

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis 17. Juli 1783.

1.

Dr. Ritter in Mannheim.

Die Reisenden erreichten ungehindert um acht Uhr Morgens die kurpfälzische Grenze. Sie wurde mit einer Freude betreten, als ob hinter ihnen alles Leid, vor ihnen ein Eldorado lag. Streicher hat diese Stunden in treuem Gedächtniß aufbewahrt. „Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüth Schiller's zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. Sehen Sie, rief er seinem Begleiter zu, sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung! Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um 10 Uhr schon in Bretten angekommen zu sein. Dort wurde bei dem Postmeister Paravacin abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen und über Waghäusel nach

Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim (damals) als einer Hauptfestung die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden.' Auf schlaflose Nächte und unruhige Tage eine erwünschte Erquickung.

„Am 24. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schiller's, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung. Es ließ sich für gewiß erwarten, — die Entscheidung des Herzogs mochte nun gewährend oder verneinend ausfallen, daß noch in diesem Jahre Fiesko aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel verschaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermuthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letzten Male bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

Der Theaterregisseur, Herr Meyer, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er

so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm flehe. Obwohl Herr Meyer bei der zweimaligen Anwesenheit Schiller's in Mannheim von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich bei den weiteren Erklärungen Schiller's hierüber jedes Widerspruchs und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufsuchen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräth geschafft wurde. Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um an seinen Fürsten zu schreiben." Der Brief, von welchem bis dahin nur das Fragment eines Konzeptes vorhanden war, ist aufgefunden. Er beginnt:

„Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schröcklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung verboten worden sind. Höchstdieselben haben mir auf das strengste verboten, litterarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen" u. s. w. Er bittet aufs beweglichste um Aufhebung des bekannten Verbots, um die Erlaubniß, sich civil zu tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu

dürfen, um Gelehrte kennen zu lernen; unter dieſen Bedingungen wünſcht er nichts ſehnlicher, als in ſein Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Dieſes Schreiben wurde einem Briefe an den Intendanten von Seeger*) beigeſchloſſen und dieſer erſucht, die vorgelegten Bitten nach ſeinen beſten Kräften, ſowie durch ſeinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterſtützen zu wollen. Schiller glaubte für ſeine Sicherheit ſo wenig befürchten zu dürfen, daß er den Intendanten bat, ihm ſeine Antwort durch die Adreſſe des Herrn Meyer zukommen zu laſſen. „Obwohl letzterer, erzählt Streicher, über das wahrſcheinliche Verfahren des Herzogs nicht ſo ruhig ſein konnte, als derjenige, den es zunächſt betraf, ſo mußte er doch die Möglichkeit zugeſtehen, daß der Fürſt durch die rührenden und beſcheidenen Vorſtellungen ſeines ehemaligen Günſtlings, wie auch aus Rückſicht gegen deſſen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für diesmal abzugehen und wenigſtens einen Theil der Bitten zu bewilligen.“

*) Bei Streicher iſt General Augé genannt. Streicher's Glaubwürdigkeit in den Hauptſachen iſt indeß durch den aufgefundenen Brief an den Herzog beſtätigt, deſſen Inhalt er im Weſentlichen überraſchend genau im Gedächtniß bewahrt hat. Beide Briefe fand die Tochter des Oberſten Seeger, Staatsräthin Lotter, im Nachlaß ihres Vaters. Sie ſind vom 24. Sept. datirt. Vielleicht ſchrieb Schiller auch an den General Augé. (Brief an Chriſtophine vom 18. Sept.) durch Vely iſt jetzt erwieſen, daß die Flucht am 22. Sept. ſtattfand. Danach waren die Streicher'ſchen Daten zu verbeſſern.

„Den andern Tag Abends traf Madame Meyer von Stuttgart wieder zu Hauſe ein. Sie erzählte, daß ſie ſchon am 23. Sept. Vormittags Schiller's Verſchwinden erfahren, daß Jedermann davon ſpreche und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachſetzen laſſen oder ſeine Auslieferung verlangen.“ Scharffenſtein erzählt: Viele ſahen hierin ein Pendant zu den Räubern. „Schiller beruhigte jedoch ſeine Freunde durch die Verſicherung, daß er den großmüthigen Charakter ſeines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringſte Gefahr befürchte, ſo lange er den Willen zeige, wieder zurückzukommen. Dies ſei geſchehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat ſei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klaſſe derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abſchiednehmen nachgeſetzt wird. Indeſſen wurde es doch für rathſam gehalten, daß er ſich nirgends öffentlich zeigen ſolle, wodurch er nun auf ſeine Wohnung und das Meyer'ſche Haus allein eingeſchränkt blieb. Für die Reiſenden war es ſehr angenehm, in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und eine ſehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schickſal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was ſich Männer nur ſehr ungern offen erklären. Nicht nur für dieſe bedenkliche Zeit, ſondern auch in der Folge blieben dieſe würdigen Leute Schiller's aufrichtigſte, wahrſte Freunde, und Madame Meyer bewies ſich, beſonders bei dieſer Gelegenheit, ſo ſorgſam und thätig wie eine Mutter, die ſich um ihren Sohn anzunehmen hat.

„Mittlerweile hatte Streicher ſchon am erſten Abend

mit Herrn Meyer über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesko gesprochen und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuskripts zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. — — Es wurde sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stückes beizuwohnen."

Streicher erzählt, daß umgehend eine Antwort auf Schiller's Schreiben eingetroffen, worin ihm im Auftrag des Herzogs angekündigt sei, da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle. Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnt habe, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten, so habe er augenblicklich zurückgeschrieben, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genöthigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren. „Durch jene Antwort des Herzogs in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tage seiner Ankunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe als Neugierde entgegen.

„Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, so wie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler, wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Szenen, so wie in den folgenden noch häufiger vorkommen.

„Aber der erste Akt wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesko's oder von Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben ꝛc. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler,

Namens Frank (Streicher hätte ihn ohne Zweifel kaltblütig ermorden können), schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte."

Wir können Schiller's Stimmung ziemlich richtig zeichnen, wenn wir annehmen, daß er etwa die Hälfte der Empörung empfand, die seinen Freund erfaßte. Dieser ist außer sich. Alle Schreckensfagen von Neid und Kabale der Schauspieler stehen ihm vor Augen, und mit diesen Leuten soll sein Schiller zusammen leben und wirken! Er ist im Begriff, sich über die „ungewöhnliche und beinahe verächtliche" Behandlung Schiller's bei Herrn Meyer zu beklagen. Dieser zieht ihn in ein Nebenzimmer und fragt:

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?"

„„Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln?""

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderes daran geholfen?"

„„Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und eben so auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?""

„Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben."

Das war dafür, daß Streicher den Fiesko über die Räuber geſetzt hatte. Umſonſt ſind alle Verſuche, Meyer umzuſtimmen. Er beharrt auf ſeiner Meinung. „Ihm, als einem erfahrenen Schauſpieler, ſagt er, müſſe es zukommen, aus einigen Szenen den Gehalt des Ganzen ſogleich beurtheilen zu können.“ Sein Schluß iſt: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, ſchwulſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“

Streicher iſt ſprachlos. So redete ein Mann von Fach, der wärmſte Freund Schiller's? Bald iſt er geneigt, an ſeinem eignen Urtheil zu verzweifeln, bald an eine allgemeine Verſchwörung gegen den Dichter zu glauben. Die qualvollen Abendſtunden werden von den Anweſenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesko erwähnt Niemand mehr eine Silbe. Schiller ſelbſt iſt äußerſt verſtimmt und nimmt mit ſeinem Gefährten zeitig Abſchied. Beim Weggehen hat Meyer doch ſo viel Höflichkeit, ſich für die Nacht das Manuſkript zu erbitten, indem er nur die zwei erſten Akte gehört und doch gern wiſſen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme.

Niedergeſchlagen langen die Freunde in ihrer Wohnung an. Ein Jeder vermeidet über das, was ſie eigentlich drückt, zu ſprechen. Endlich macht ſich Schiller Luft, und zu der berechtigten Klage über den Unverſtand der Schauſpieler fügt auch er den Vorwurf von Neid und Kabale. Noch mehr. Jetzt, zum erſtenmal, ſpricht er den ernſtlichen Vorſatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauſpieldichter an-

genommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle. Denn eigentlich könne doch niemand so deklamiren wie er. Streicher ist zartfühlend genug, dem mißlaunigen Freunde diese wohlthuende Illusion zu lassen, giebt aber doch durch eine ernstliche Mahnung an seine Eltern, an das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, an die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr des Baron Dalberg knüpften, den Gedanken des Freundes eine andere Richtung.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fiesko und seinen Verfasser gefällt werden sollte, geht Streicher am andern Morgen früh zu Meyer, der ihn kaum ansichtig wird, als er ausruft: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen."

Streicher hätte gern „den herabsetzenden" Ausspruch über Schiller's Deklamation widerlegt, aber die Freude treibt ihn sofort wieder nach Hause. Schiller ist eben in gesunkner Stimmung aufgestanden. Die Nachricht, sein Trauerspiel werde nun bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen, überrascht ihn aufs freudigste. Die Erklärung dieses Räthsels aber verschweigt der Freund aufs

ſorgfältigſte, „um ſein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen.“

Am andern Tage trifft die Antwort auf das zweite Schreiben Schiller's ein, deſſelben Inhalts, wie das erſte, „da Se. herzogliche Durchlaucht jetzt ſehr gnädig wären, ſolle er nur zurückkommen. Allein Schiller konnte eben ſo wenig als früher wagen, hierauf einzugehen. Der entſcheidende Schritt war einmal geſchehen. Jedes Band mit ſeinem Fürſten war gelöſt. Er ſchrieb nicht wieder. Er folgte dem Rath ſeiner Freunde, ſich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß ſeine Auslieferung von der pfälziſchen Regierung verlangt würde, weil er auf Koſten des Herzogs in der Akademie erzogen worden und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärſtande gerechnet werden könne. Geſchähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, ſo wäre man beinahe verſichert, ſeine Entweichung ſei vergeſſen, oder der Herzog werde, ſeiner gewöhnlichen Großmuth gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte und ſeine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Beſtimmung Schiller's nichts gethan werden konnte, ſo wurde nach einem Aufenthalt von zehn bis zwölf Tagen die Reiſe über Darmſtadt nach Frankfurt am Main beſchloſſen, wo auch die weiteren Nachrichten von Hauſe oder von Mannheim abgewartet werden konnten. „Aber dieſe Reiſe mußte zu Fuß gemacht werden, denn das kleine Kapital, das jeder von Stuttgart mit ſich nehmen konnte, war durch die Herreiſe, durch das Verweilen in Mannheim ſo herab geſchwunden, daß es bei der größten Sparſamkeit nur noch zehn oder

zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben, denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloß zu stellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegen gehen. So schrieb denn Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber sobald als möglich, dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne."

II.

Fußwanderung.

„Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meyer und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tisch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie Abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten zwölfstündigen Marsch, begaben sie sich in einen Gasthof, und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten aus-

ruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige: aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich beim Wirth, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlage zwölf Uhr so wäre: es sei die Reveille!

„Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

„Es war ein sehr schöner heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man

machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien, denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht blos durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber

während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?“ worauf Streicher etwas laut und barsch antwortete: „Reisende.“ Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

„Auf die schnelle Frage von Streicher: wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können.“ Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat. Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe, der Mainbrücke gegenüber, gewählt und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen,

damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

„Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch ein Brief an Dalberg. Man überschlage ihn nicht, denn er wurde mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen geschrieben:

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber nun kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen nothwendigen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige

Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrages bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir ganz unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 Fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement

zu verſprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauſpiels beſtimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes ſein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachſende Summe überſtiege), beim nächſten Stück, das ich ſchreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege dieſe Meinung, die nichts als inſtändige Bitte ſein darf, dem Gutbefinden E. E. alſo vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, ſie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem Bisherigen hell genug wird, ſo finde ich es überflüſſig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe iſt Alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann. Herr Meyer iſt von mir gebeten, mir den Entſchluß E. E. unter allen Umſtänden mitzutheilen und Sie ſelbſt des Geſchäftes mir zu ſchreiben zu überheben.

Mit entſchiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrſter Verehrer

Friedrich Schiller."

Ich erinnere meine Leſer daran, daß der Selbſtverlag und andere Veranlaſſungen, zu denen eine herbe Beſchuldigung des Vaters auch das Spiel während des Arreſts rechnet, die Schulden Schiller's auf mehrere hundert Gulden gebracht hatten und daß ein Freund, wie Streicher angiebt, für 200 Gulden Bürgſchaft geleiſtet hatte. Nach der Abreiſe Schiller's von Stuttgart konnte ſich der Darleiher nur an dieſen Bürgen halten, und da letzterer zur Zahlung unvermögend war, konnte er in den Fall gerathen, verhaftet zu werden.

Der Brief wurde an Meyer geschickt und dieser in einer Beilage ersucht, die Antwort Dalberg's entgegen zu nehmen und sie nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

„Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so Vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schiller's so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Pläne unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet,

daß ihn ſolche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Muſen umſchwebt ſchien. Auch hatte er kaum das leichte Nachteſſen geendet, als ſich aus ſeinem Schweigen, aus ſeinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmſtadt ließ ſich bemerken, daß ſein Inneres weniger mit ſeiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beſchäftigt ſei; denn er war ſo ſehr in ſich verloren, daß ihn ſelbſt in der mit Recht ſo berühmten Bergſtraße ſein Reiſegefährte auf jede reizende Ausſicht aufmerkſam machen mußte. Nun, zwiſchen vier Wänden, überließ er ſich um ſo behaglicher ſeiner Einbildungskraft, als dieſe jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungeſtört ſich bewegen oder ruhen konnte. In ſolchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in ſich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch ſein Freund ihn durch nichts beunruhigte, ſondern mit einer Art heiliger Scheu ſich ſo ſtill als möglich verhielt.

„Der nächſte Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geſchichte Deutſchlands ſo merkwürdige Stadt etwas ſorgfältiger, als geſtern geſchehen konnte, zu beſehen, und auch einige Buchläden zu beſuchen. In dem erſten derſelben erkundigte ſich Schiller, ob das berüchtigte Schauſpiel, die Räuber, guten Abſatz finde, und was das Publikum darüber urtheile? Die Nachricht über das erſte fiel ſo günſtig aus, und die Meinung der großen Welt wurde ſo außerordentlich ſchmeichelhaft geſchildert, daß der Autor ſich überraſchen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgeſtellt

worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indeß verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüth nichts so angenehmen Eindruck machen, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen waren. Zu Hause angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

„Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Licht bringen der Geisteskinder gute oder schlimme Umstände ebenso vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sei dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen. Dieses Trauerspiel,

das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber ursprünglich Luise Millerin hatte benannt werden sollen, wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser Gattung hätte widmen wollen. Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen schon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war.

„Am nächsten Morgen fragten die Reisenden auf der Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären. Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber ebenso vergeblich, wie in der Frühe. Diese Verspätung deutete Streicher (immer Pylades!) um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schiller ersuchte, ihm seine in Mannheim zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, sowie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu und versprach noch weiter, ihm auch von Meyer, sowie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten vermehrt wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang und störten auch Abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

„Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um neun Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen. Es waren wirklich Briefe da. Sie eilten so schnell als möglich nach Hause, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller schon das „An Dr. Ritter“ überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegensahen. Schiller las dieses für sich allein und — blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe.

Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorſchuß leiſte, weil Fiesko in dieſer Geſtalt für das Theater nicht brauchbar ſei, daß die Umarbeitung erſt geſchehen ſein müſſe, bevor er ſich weiter erklären könne."

Streicher erzählt, daß Schiller nicht die geringſte Klage hören ließ. Kein hartes und heftiges Wort kam über ſeine Lippen, ſo wenig er ſich vor ſeinem jungen Freunde zu ſcheuen brauchte. Was das Schlimmſte war: der edle Jüngling, der unter den Thränen brennender Schaam ſeinen Stolz bis zur ſchmählichen Bitte herabgewürdigt hatte und in dieſem Stolz tödtlich verwundet war, er mußte nach Streicher's Zeugniß ſelbſt in dieſem Augenblicke daran denken, mit Dalberg zu verhandeln.

„Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesko für das Theater brauchbar eingerichtet ſei, derſelbe angenommen und bezahlt würde, oder wenn dies auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben und dafür etwas eingenommen werden könne, ſo beſchloß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben ſei, und auch um den Herren Schwan und Meyer nahe zu ſein, damit, wenn es auf die tiefſte Stufe des Mangels kommen ſollte, von dieſen einige Hülfe erwartet werden könne. Er wäre ſogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war ſchon ſein Boden erreicht, und die durch Streicher von ſeiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis dieſe eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß ſie ſpät ankäme oder vielleicht gar ausbliebe, doch

einigermaßen gedeckt zu sein, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor" betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen."

Dieses Gedicht, von dem sich Streicher nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug"

mit Zuverlässigkeit erinnerte, war nach seiner Angabe eins der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß letzterer — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute.

„Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück*), indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch weil er den Werth des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichthum der geängstigten

*) Karoline von Wolzogen erzählt, sehr düstere Augenblicke habe Schiller auf der Sachsenhauser Brücke zugebracht. Was Friedrich Förster in seiner Biographie Theodor Körner's von Schiller's Selbstmordgedanken erzählt, von dem ihn die Bilder und Briefe der Dresdner Freunde (Juni 1784) abgelenkt haben sollten, läßt sich chronologisch mit diesem Moment nicht verbinden.

Freunde schon in kleine Scheidemünze sich umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die beschiedenen dreißig Gulden für Streicher an, der auch, ohne das geringste Bedenken, für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab und bei Schiller blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsort zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen, und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthof das Wenige, was sie bei sich hatten, ablegten und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

„Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrom bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen und den echt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten. Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten Beide der Ver-

ſuchung nicht widerſtehen, ſich an dem in der Gegend wachſenden Wein, den ſie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu ſtärken, welches beſonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte geſprochen, ſehr zu bedürfen ſchien. Sie traten in das zunächſt am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorſtellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaaß von dem beſten, älteſten Wein, der ſich im Keller fand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkennern edler Weine ſchien es ihnen, daß bei dieſem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenſtänden, der Ruf größer ſei, als die Sache verdiene. Aber als ſie ins Freie gelangten, als die Füße ſich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düſtere Hülle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegenzutreten wagte, glaubten ſie einen wahren Herzenströſter in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieſer angenehme Zuſtand erſtreckte ſich aber kaum über drei Stunden; denn ſo feſt auch der Wille war, ſo ſehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, ſo konnte Schiller doch das anſtrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten, was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war und nichts ſo ſehr ermüdet, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung iſt. Man entſchloß ſich daher, eine Station weiter zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde."

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ich habe Streicher's Erzählung, welche wie ein ruhiger Spiegel rein und deutlich das Bild des leidenden Dichters wiedergiebt, so wenig als möglich unterbrochen. Ich hoffe, meine Leser werden es mir Dank wissen. Nach meiner Empfindung wenigstens liegt ein Licht der Liebe über diesen Worten, das ich um keinen Preis mit dem Lichte irgend eines Biographen vertauschen möchte. Alle Details, die hier im Munde des Augenzeugen ein rührendes Interesse gewinnen, müssen in jedem andern verlieren. Zwingt aber dennoch der Plan des größeren Lebensbildes zu einer Abkürzung, so bleibt einer so organischen Form gegenüber nichts übrig, als die Thatsachen in Form von Tagebuchnotizen herauszunehmen. Ich mache von diesem Verfahren Gebrauch.

Schiller findet am andern Morgen auf der Post einen Brief von Meyer vor. Dieser bezeichnet das Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim, einem Städtchen bei Mannheim, als einen gelegenen Platz für das verlangte Rendezvous. Die Reisenden treffen zur rechten Zeit dort ein. Meyer und seine Frau nebst zwei Verehrern des Dichters empfangen sie. Meyer weiß Dalberg's Ansicht über Fiesko und seine Verweigerung des Vorschusses in einem gelinderen Lichte darzustellen, versichert, das Stück werde gewiß angenommen, nur müsse es beendigt und gekürzt werden. Schiller verräth mit keiner Silbe eine Empfindlichkeit. Mit der freundlichen,

männlichen Art, die ihm eigen, leitet er das Gespräch auf den Ort, wo er sich ohne Gefahr und in der für die Umarbeitung des Fiesko nöthigen Ruhe aufhalten könne. Der Viehhof in Oggersheim wird als solcher bestimmt, Kost und Wohnung bedungen. Da Stuttgarter Briefe noch immer von Gefahr sprechen, wird der Name Ritter in Doktor Schmidt verwandelt. Madame Meyer wird ersucht, die Sachen der Reisenden und Streicher's Klavier von Mannheim zu besorgen. Die Gesellschaft trennt sich am Abend. Die Freunde gehen auf ihr Zimmer, Schiller fängt sogleich an, den Plan zu Luise Millerin aufzuschreiben. Sie wollen endlich schlafen, es findet sich nur ein Bett in dem Zimmer vor, sie theilen sich brüderlich darein.

Schiller, anstatt an Fiesko zu leimen, arbeitet eifrig an Luise Millerin. Schon bei dem Entwurf dieses Stücks hat er seine Charaktere den Mannheimer Schauspielern auf den Leib gepaßt, und ergötzt sich im voraus an Beil's Darstellung des Musikus Miller. Aus einer Bemerkung Streicher's ist zu schließen, daß die Vermischung vom Tragischen und Komischen im ersten Entwurf noch stärker war, als sie uns in der jetzigen Gestalt des Stücks vorliegt. Unser Erzähler sagt: „Da er die Werke Shakespeare's nur gelesen, aber keins seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viel Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publikum ist, welche die große Einsicht des Dichters oder die Selbstverleugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.“ Wie innig hatte sich

Streicher in die Kunst des Freundes eingelebt, und wie wußte er durch seine eigene Kunst die Stimmung und die so vielfach behinderte Schöpferkraft des Dichters zu beleben. „Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft blos durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.“

So verfließen mehrere Wochen. Es ist Schiller fast unmöglich, an seinem Fiesko zu arbeiten. Schon der Zwang eines bestimmten Termines, zu welchem das Drama vollendet sein muß, ist ihm unbequem. Dazu will sich der Schluß desselben immer nicht mit der Geschichte vermitteln lassen Auch beherrscht ihn der neue Stoff des bürgerlichen Dramas

mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Die trüben, feuchten Oktobertage, das laute Zanken des Wirthes, unter dessen Grobheit seine freundliche Frau und Tochter viel zu leiden hatten, machen den Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gasthofs bald unerträglich und die kahle, flache, sandige Gegend läßt auch draußen die schönen Landschaftsbilder und den Bergesathem der Heimath schmerzlich vermissen.

Nach Mannheim kann man sich nur bei anbrechender Dämmerung hineinwagen, und die frühgeschlossenen Festungsthore erlegen den Zwang auf, nach jedem solcher Besuche dort zu übernachten. Freilich findet Schiller bei Schwan's und Meyer's, in deren Hause auch der Bassist Gern der ältere und der Violinist Cranz verkehren, die freundlichste Aufnahme und ein wahres Original des Humanitäts-Jahrhunderts lernt er in einem Herrn Derain kennen.

„In dem kleinen Oggersheim, erzählt Streicher, war Herr Derain (Derheim) der einzige Kaufmann, welcher sich aber weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolks, als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte. Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen, als ihren Kindern seien, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten und Viehstand liefern könne. Daß solche Ermahnungen die Käufer eher abschreckten, als herbeizogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain als lediger Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren, der

ein kleines Vermögen besaß, kümmerte sich um so weniger hierüber, je seltener er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüth des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmidt und Wolf seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

„Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Fiesko die früher geschriebenen Szenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen, sowie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Luise Millerin verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was denn die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen ebensoviel Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte und solche zu Herrn Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neuern Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

„Streicher war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verleugnet worden wäre, wußte

das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das Herzlichste kund zu thun. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche auch um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen November-Abenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren."

Für die Blätter, welche Herr Derain vom Fiesko in Händen hat, rücken inzwischen neue in Schiller's Werk hinein und es naht sich seiner Vollendung. Streicher's Gulden sind verbraucht. Er schreibt noch einmal an seine Mutter um den Rest des für die Hamburger Reise bestimmten Geldes. Er will bei Schiller bleiben, bis dessen Lage sich bessert. Endlich in den ersten Tagen des November ist Fiesko fertig, der Schluß der Geschichte genähert. „Man darf glauben, erzählt Streicher, daß die letzten Szenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte." So wandert das Manuskript zu Meyer.

Man muß sich die Bedrängniß, in welcher Schiller damals rang, deutlich vergegenwärtigen, um ihre ganze

Größe zu empfinden. Streicher konnte die Briefe nicht mittheilen, die uns jetzt vorliegen. Schiller hatte nicht blos selbst zu überwinden, er hatte noch die Seinigen zu trösten. Er schrieb am sechsten November an Christophine: „Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen. Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Fügung des Himmels betrachten müßte. — — Losgerissen aus euren Armen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wieder empfangen. Das sei die letzte Thräne, die hier fällt. Dein Verlangen, liebe Schwester, mich in Mannheim etablirt zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreis meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimer Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte." Er spricht von einem Plane, nach Berlin, nach Petersburg zu gehen, und — wir wissen das traurige Gegentheil — sagt, daß er bis jetzt auch keine Kleinigkeit habe entbehren müssen, welche er zu Stuttgart gewohnt gewesen. Er schreibt, daß ihm seine Arbeiten gut bezahlt werden, und stellt Nicolai in Berlin als den ihm unfehlbaren Retter aus aller Noth dar, dann spricht er wieder von der Medizin und will in einem halben Jahre

Doktor sein. Große Gelehrte und Fürsten, an die er Adressen habe, läßt er vor der Schwester wie die ehemaligen Papierdocken spielen. Ueber seine Schulden hat er eine Ansicht, worin alle Schuldner merkwürdig mit Schiller übereinstimmen: „Ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren — — und wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dieses den Leuten, so wird Alles sich zufrieden geben.“ — Eine jämmerliche Lage würdig zu ertragen, ist schwer; aber in einer jämmerlichen Lage großthun zu müssen, ist das Schwerste des Schweren. Das mußte Schiller den Stuttgarter Freunden gegenüber. Ein Brief an seinen Bekannten Jacobi steht in einem grausamen Kontrast zu seiner wirklichen Stimmung. Er stellt die beiden Briefe an den Herzog und an Seeger als ein Mittel dar, seine Familie zu sichern und seinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Feld hinüberzuspielen. „Dieses Ziel, schreibt er, scheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt auch die ganze Maschinerie auf sich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeit erhalten hätte, so hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen müssen, sondern auch mit Ehren und Vortheil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Ansehen gewonnen.“ Er schreibt: „Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu sein.“ Er will um Alles nicht bedauernswerth erscheinen, und renommirt lieber wie

ein angehender Student mit seinen Fußmärschen und wie ein angehender Dichter mit seiner Berühmtheit: „Erst neulich zu Mainz wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich einmal nur zu sehen, und mit denen ich den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in sechs Buchhandlungen gewesen und habe meine Räuber gefordert und überall die Antwort erhalten, es sei kein Bogen mehr zu bekommen, man habe sie schon etliche Male nachgefordert."

Ob es innerlich noch so ernst bei ihm aussah, mit dieser liebenswürdigen Renommisterei verkaufte er sich dem Kobold des Lustspiels, der jedem angenommenen Namen und jeder außergewöhnlichen Lage auflauert. Eine Woche war vergangen, ohne daß Dalberg's Antwort über Fiesko, welche auf die nächsten Tage zugesagt war, erfolgte. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschließt sich Schiller, an Dalberg zu schreiben. Er bittet sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Stückes gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der vom 16. November datirt ist, gehen Schiller und Streicher am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintreten, finden sie ihn und seine Frau in der höchsten Bestürzung. Sie erfahren, daß ein würtembergischer Offizier dort gewesen, der sich angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Natürlich sei der Fremde mit der Antwort fortgeschickt, daß man nicht wisse, wo sich der Dichter aufhalte. Meyer's besorgen, daß es auf Schiller's

Verhaftung abgesehen sei. In demselben Augenblick klingelt die Hausthür, man drängt Schiller und Streicher eiligst in ein Kabinet. Diesmal ists blinder Lärm. Der Eintretende ist ein Bekannter vom Hause, der ebenfalls ganz bestürzt erzählt, daß der verhängnißvolle Offizier sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die beiden Gefangenen kommen aus ihrem Versteck hervor. Sie fragen nach Uniform und Person, um vielleicht einen Bekannten in dem Offizier zu entdecken. Neue Ankommende führen dieselbe Szene auf, die Angaben über die Persönlichkeit des Offiziers werden immer verschiedener. Die Aengstlichkeit um die Freunde wächst, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch nach Oggersheim gehen können.

„Wie aber, bemerkt der galante Streicher, der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechts allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt, nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schiller und Streicher in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte und sich auch Niemand in der Absicht, um Jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen

dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen und sie dann sogleich dahin geleitet."

Die Insassen des Viehhofs im fürstlichen Palais, versteckt vor dem Arm fürstlicher Gewalt. Schiller bewohnt zum ersten Male ein prachtvoll dekorirtes Zimmer, er vergißt Noth und Gefahr und ist von diesem plötzlichen Zaubermärchen aufs reizendste umfangen. Die Wände leben von den schönsten Kupferstichen. Die Schlachten Alexander's, von Lebrun, fesseln die Jünglinge bis tief in die Nacht hinein, und umschwebt von Bildern unsterblichen Ruhms ruhen sie für wenige Stunden in den Armen des Glücks.

Am andern Morgen wagt sich Streicher aus dem Palais und erfährt von Meyer, der gefürchtete Offizier sei schon gestern Abend abgereist. Er habe keine Aufträge an den Kommandanten, also auch wohl keinen Verhaftsbefehl gehabt. Später ergab es sich, daß es ein guter Bekannter von Schiller gewesen war, und daß man zwei Freunde aufs sorgsamste verhindert hatte, sich zu umarmen.

Schiller wird aus seinem schönen Gefängniß befreit. Im Meyer'schen Hause bespricht man umständlich die unsichere Lage des Dichters und es wird der Beschluß gefaßt, daß er, sobald die Annahme des Fiesko entschieden sei, Mannheim verlassen solle. Schiller schreibt sofort an Frau von Wolzogen nach Stuttgart und bittet sie, ihm in ihrem Bauerbach den versprochenen Zufluchtsort zu gewähren. Er dachte seine Gönnerin persönlich zu sprechen; auch drängte es ihn, die Seinigen noch einmal zu umarmen. In einem noch vorhandenen Briefe vom 19. November, worin er seine

Eltern um eine letzte Zusammenkunft zum 22. in Bretten bittet, schreibt er, er hoffe, daß wenigstens die Mutter und Christophine kommen könnten und wünscht, man möge Frau Vischer und Frau von Wolzogen mitbringen, da er die erstere vielleicht zum letzten Male sprechen werde. Er verspricht einen Karolin Reisegeld beizusteuern. Streicher erwähnt (S. 173) einer Zusammenkunft Schiller's mit den Seinigen erst beim zweiten Aufenthalt in Mannheim. Und freilich befindet sich in seinem handschriftlichen Nachlaß ein Brief Christophinen's vom 16. Februar 1828, in welchem sie erzählt: „Das erste Mal, daß meine Mutter und ich ihn wiedersah, war ungefähr ein Jahr nach seiner Entfernung.“ Mutter und Schwester waren wirklich nach Bretten gereist. Um Mitternacht, während sie noch sorgenvoll wachten, hörten sie einen Reiter heransprengen. Als dieser den Kellner fragte, ob nicht zwei Damen da seien, erkannten sie seine Stimme, stürzten ihm entgegen, und lagen schluchzend an seinem Halse. Schiller war heiter, voll Hoffnung, plauderte bis zum Morgen und sie blieben drei volle Tage beisammen. „wo denn Jedes wieder zurück mußte.“ Christophine setzt dies Wiedersehen um die Weihnachtszeit. Sie mochte nach so vielen Jahren sich nicht mehr genau des Zeitpunkts entsinnen. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß die Begegnung diesmal, als unwahrscheinlich, daß sie ein Jahr später stattfand. Auch Streicher mochte seiner Erinnerung nicht trauen, zumal er gerade in jenen Tagen gezwungen war, sich von seinem Freunde zu trennen. Seine Mittel waren aufgezehrt, im Gasthof war es zu theuer, und ihre Noth war schon so groß geworden, daß Schiller seine Uhr ver-

kaufen mußte, um nicht zu vieles ſchuldig zu bleiben. Dennoch hatte man ſchon vierzehn Tage auf Borg gelebt, „wo man dann auf der ſchwarzen Wirthstafel recht ſäuberlich mit Kreide geſchrieben ſehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.“ So zog denn Streicher, ſo ſchwer es ihm wurde, den Freund zu verlaſſen, in die Stadt, um dort ſein Fortkommen zu ſuchen.

„Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entſcheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz beſagte: daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar ſei, folglich daſſelbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerſchmetternd für Schiller ein Ausſpruch ſein mußte, ſo war er dennoch viel zu ſtolz, als daß er ſein Gefühl für eine ſolche Behandlung hätte errathen laſſen. Er begnügte ſich gegen Herrn Meyer, der ihm dieſe abweiſende Entſcheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es ſehr zu bedauern, daß er nicht ſchon von Frankfurt aus nach Sachſen gereiſt ſei.“

Wie ſich aus den Akten des Mannheimer Theaters ergeben hat, theilte der Ausſchuß der Schauſpieler nicht ganz die Meinung des Intendanten. Ein Gutachten, zur Sitzung vom 27. November 1782 von Iffland verfaßt und mit ſeinem Namen unterzeichnet, iſt noch vorhanden. Hierin iſt der Fiesko vollſtändig kritiſirt, der eigentliche Gehalt des Stückes zwar gänzlich unberückſichtigt gelaſſen und das hiſtoriſch politiſche Drama nach dem Maßſtabe des nur für das Familienſtück ausreichenden Iffland'ſchen

Talents beurtheilt; zwar wird das Benehmen der Julia angefochten, und scharf getadelt, daß der Dichter die Leiche des Gianettino durch Leonore plündern läßt; dagegen wird der Mohr als ein Meisterwurf der Charakteristik und mancher Moment in Fiesko's Rolle gebührend anerkannt und schließlich die Ansicht ausgesprochen, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene.

Streicher giebt die Summe von acht Louisd'or als dasjenige an, was Iffland vorgeschlagen habe. Vielleicht ward dieser Vorschlag wirklich mündlich gethan. „Allein Se. Exellenz Freiherr von Dalberg, fügt der noch nach so vielen Jahren erbitterte Freund des Dichters hinzu, konnten diesem Gutachten ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war."

Jetzt war die tiefste Stufe des Mangels da und derselbe Dichter, der zu stolz war, Teufel Amor zu achtzehn Gulden zu verkaufen, mußte jetzt froh sein, an Schwan sein Drama mit einem Louisd'or für den Bogen in Verlag zu geben. Schwan bedauerte, die vortreffliche Dichtung nicht höher honoriren zu können, weil ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein andrer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe.*) Dieses Honorar reichte gerade hin, um die Kreidestriche im Viehhof zu löschen,

*) Die Befürchtung war ungegründet. Schon 1784 erschien in derselben Buchhandlung eine neue Auflage. Schiller schreibt darüber an Körner — „und Götz (Schwan's Compagnon) trieb

einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und die Kosten für die Reise nach Bauerbach bestreiten zu können.

Aber Streicher, — das war der qualvollste Gedanke für Schiller — Streicher konnte nicht für alle seine Opfer entschädigt werden, ja jetzt ward es zur schmerzvollsten Gewißheit, daß das nächste Glück eines edlen Menschen durch Schiller's Flucht zerstört, der ganze Lebensweg desselben erschwert war. Streicher hätte schon im August unter vortheilhaften Aussichten, freilich ohne Förderung in seiner Kunst, nach Wien gehen können. Strebsam und ausdauernd, wie er war, hatte er es vorgezogen, dahin sich zu wenden, wo er bei einem Meister wie Bach selbst unter Entbehrungen künstlerische Fortschritte machen konnte. Schiller selbst hatte ihm zu der Entscheidung für Hamburg beigestimmt. Nun konnte Streicher weder an den einen, noch an den andern Ort gelangen. Die Mittel, welche es ihm möglich gemacht hätten, hatte er an das Schicksal des geliebten Freundes gewagt und mußte sich noch sagen, daß es vergebens geschehen sei. Seine Mutter war nicht wohlhabend genug, um ihm sogleich weitere Hülfe zukommen zu lassen. Er mußte vor der Hand in Mannheim bleiben. Das war wohl — so winzig die paar Gulden, um die es sich hier handelt, aussehn — eine Erfahrung für den Tragödiendichter, die ihm für sein ganzes Leben die Wahrheit nach-

es so weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauch aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf u. s. w."

rufen konnte, daß der Kampf der Großen Menſchen verbraucht und daß es für den Redlichen keinen größeren Schmerz giebt, als den, ein ſchönes, ein liebendes Gemüth in dieſen Kampf verwickelt zu haben.

Was Schiller ſelbſt nie an ſeinem jungen Freunde gutmachen konnte, das ſoll die Nachwelt thun. Daß Schiller's edler Charakter, daß ſein Genius ſolche Thaten der Freundſchaft hervorrief, iſt ein köſtlicher Ruhm für ihn, aber, die er ſo oft im Gedicht verherrlicht hat, die Erſcheinung tritt hier in leuchtender Schönheit hervor, daß die einfache That der Liebe, auch wenn ſie neben der That der höchſten Geiſteskraft ſteht, unſer Herz verſucht, den Preis zwiſchen beiden zu theilen.

Schiller's Reiſe war auf den letzten November*) angeſetzt. Er wollte mit der Poſt nach Meiningen fahren, von wo aus er Bauerbach am beſten erreichen konnte. Im Poſthauſe zu Mannheim durfte er ſich nicht zeigen, und ſo wurde verabredet, daß Meyer, Streicher und einige andere Freunde ihn in Oggersheim abholen und von da nach Worms begleiten ſollten. Ich laſſe Streicher's Erzählung wieder eintreten:

„An dem beſtimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim. Schiller war gerade beſchäftigt, ſeine wenige Wäſche, ſeine Kleidungsſtücke, einige Bücher und Schriften

*) Dieſes Datum iſt wohl mit Streicher gegen Schiller's Brief an ſeine Eltern feſtzuhalten, worin er am 19. ſchreibt, er wolle am 25. nach Bauerbach abgehn. Der Fiesko hielt ihn zurück. Sein Kalender S. 87 ſagt: „drauf nach Meiningen ꝛc. im Dezember."

in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nöthig, als bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze" bei Umständen, in welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung eben so erbärmlich als lächerlich sein mußte, ergiebt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

„Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas

Aehnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Andern ihm kaum ein Lächeln entlocken, denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die Andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über seine Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender, als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen, und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezember herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer besseren Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit

erinnerte sie jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können, und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht hatte oder deshalb gemahnt worden war. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, als ganz unzweifelhaft darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten. — — —

„Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein Schauspiel erregte, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.“

„Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, blos mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Ekhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schiller's gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angeborenes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu

müſſen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu ſollen, oder gar durch Zwang zu deſſen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entſchluſſe Schiller's ſeinen völligen Beifall, ſondern machte auch mit dem ihm zu Gebote ſtehenden Witze den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reiſen zu müſſen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbeſetzten Tiſch zu finden."

Während dieſe Herren unter ſolchen warmen Geſprächen nach Mannheim zurückkehrten, ſaß unſer fahrender „Ritter" — dieſen Namen führte er jetzt wieder — mit leichtem Ueberrock im Poſtwagen, in der Ausſicht auf einen Weg von einigen ſechzig Stunden. Zeit genug, um in der bittern Winterkälte zu frieren und über die Vollkommenheit der Welt nachzudenken. Wir eilen ihm voraus in die fränkiſchen Berge und ſehen uns ſein Aſyl etwas näher an.

IV.

Bauerbach.

Zwei Stunden ſüdlich von Meiningen, auf dem die Werra und den Main ſcheidenden Berggelände, in einem einſamen Thal, durch welches ſich ein kleines Waſſer an Weiden und Erlen hinſchlängelt, liegt das Dorf Bauerbach. Von dieſem Dorfe iſt wohl zu unterſcheiden das Lehngut gleichen Namens, welches bei der Erbabtheilung zwiſchen

den Brüdern von Wolzogen, dem jüngeren Bruder aus zweiter Ehe, dem Geheimen Legationsrath Ludwig von Wolzogen zugefallen war.*) Als dieser starb, sah sich die Wittwe desselben, Schiller's Gönnerin, genöthigt, bei dem schlechten Zustande des gutsherrschaftlichen Gebäudes ein Haus im Dorfe Bauerbach zu kaufen, in welchem sie wohnte wenn die Verwaltung des Gutes, die sie als Vormünderin ihrer Kinder führte, ihre Anwesenheit forderte. Und in diesem Hause hat Schiller gelebt.

Wir sind auf reichsritterschaftlichem Boden. In diesen kleinen Herren war damals noch der vollblütige Gehalt, von dessen wilden Sprüngen die elenden, ausgesogenen Dorfschaften, die Armuth und Verwahrlosung des Volks und manche geheime Geschichte erzählen konnten. Aber es waren neben den wüstesten Zügen der Libertinage auch wahrhaft adlige, neben den ausgetrocknetsten und durch Völlerei entnervten auch wahrhaft kraftvolle und liebenswürdige Gestalten anzutreffen. Schiller verdankte dieser Sphäre schon die kleine Novelle: Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Es war eben auf allen Seiten noch ein volles Ausleben des deutschen Individualismus. Die krassesten Gegensätze wohnten oft scharf nebeneinander. So trug z. B. auf dem Gute Höchheim in der Familie von Bibra niemand etwas, was nicht dort verfertigt war. Wir können uns hier auf Schiller's eigene Schilderung berufen. „Schuhe,

*) G. Brückner: Schiller in Bauerbach S. 6. Memoiren von L. v. Wolzogen S. 1.

Möbel, schreibt er, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabrizirt, vieles von den Händen der Frauen, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung (selbst nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge, von den Fräulein sind einige schön und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackrer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakskompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem andern Dorfe just das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von Stein — — mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Herr von Stein ist ein imposanter Mensch von sehr vielen guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin im hohen Grade.' Derselbe Herr von Stein ließ sich gern den Fürsten der Rhön nennen und schickte das vom Kaiser ihm übersandte Grafendiplom mit dem Worte zurück, daß er lieber ein alter Freiherr, als ein neuer Graf sein wolle. Er brauchte bei einer Kaiserkrönung in Frankfurt 50,000 Gulden. Herr von Stein war der Vormund und Onkel von Charlotte von Marschalk-Ostheim, die später als Charlotte von Kalb in Schiller's Leben eine so bedeutende Rolle spielt.

Jagden, bei welchen steinalte Herren ihr Leben wagten, mörderische Duelle, Liebschaften, je mehr verboten, um so mehr beliebt, Bälle, Gelage, Reisen von einem Gut zum

andern, daneben aber auch feine Sitte, echte Frömmigkeit oder humaniſtiſche Aufklärung, Kunſtſinn, Empfindſamkeit, Alles dies gehört zu dem Bild jener Zeiten.

Aber ein Dramatiker konnte manche Szene dem Leben nachſchreiben. Hier iſt eine: Fritz von Oſtheim, der Bruder eben jener Charlotte von Kalb, iſt als Göttinger Student auf einem Balle bei der Gräfin Hardenberg. Der junge Freiherr war ein Muſter aller ritterlichen Tugenden. Die Gräfin zeichnet ihn auffallend aus und erregt dadurch die Eiferſucht ihres bisherigen Begünſtigten, eines Engländers, bis zu dem Grade, daß dieſer beſchließt, ſich an der Geliebten zu rächen. Er zieht den Freiherrn von Oſtheim in ein Nebenzimmer und giebt ihm ein Billet, mit der Bitte, es zu leſen. Von Oſtheim lieſt die Aufſchrift und giebt es zurück mit den Worten: „Sie haben ſich vergriffen, es iſt an Sie gerichtet.“ Es war ein Billetdoux der Gräfin. Der Engländer droht, es mitten in den Ballſaal zu werfen. Da nimmt der junge Freiherr das Billet, zerreißt es in die kleinſten Stücke und wirft ſie aus dem Fenſter. Eine Forderung, ein Duell folgt, in welchem Friedrich von Oſtheim fällt, der letzte männliche Sproß ſeines Hauſes.

Bei ſo gewaltſamen und oft wüſten Sitten ſieht die Frauenwelt ſehr bald, daß, auch wenn ſie anfangs mit einſtimmt, auf ſie der härteſte Rückſchlag fällt. Sie litt unter zerrütteten Verhältniſſen und erzwungenen Ehen. Und ſo bildete ſich auch in dieſer Gegend eine ſtille Oppoſition der beſſern Frauengemüther, welche an dem litterariſch aufſtrebenden Mittelſtande und an einer damals eben durch Leſſing's Nathan poetiſch gehobenen Geiſtlichkeit ihre Stütze

fand. Für dieſe Klaſſe von Frauen iſt Schiller im beſten Sinne des Worts zum Ritter geworden, und eine der edelſten Miſſionen des Dichters, die Schranken der Stände auszugleichen, hat er von ihrem Umgang empfangen.

Eine ſolche Frau war auch Schiller's edle Schützerin, Frau Henriette von Wolzogen. Sie ſtammte aus dem Geſchlecht der Marſchalk von Oſtheim auf Walldorf, wo ſie 1745*) geboren war und wo ihr Bruder noch lebte. Frühzeitig Wittwe, ganz allein auf die Revenüen des wenig bedeutenden Gutes angewieſen, war ſie als Mutter von fünf Kindern in einer keineswegs glänzenden Lage. Das hinderte ſie nicht, noch eine Pflegetochter zu erziehen und überall, wo ſie konnte, zu helfen und zu fördern. Sie lebte abwechſelnd in Bauerbach und Stuttgart, wo ſie ſich, wie ſchon früher erzählt iſt, der beſonderen Theilnahme der Gräfin Franziska erfreute.

Es war alſo eine doppelt edle Handlung, daß ſie einem dem Herzog Mißliebigen in ihrem Hauſe einen Zufluchtsort gewährte. Das Unglück des Dichters, deſſen Räuber ſie entzückt hatten und welches ſie ja halb und halb mit verſchuldete, das Vertrauen, ſein Aufenthalt werde verborgen bleiben, und vor Allem ihre großmüthige Freundſchaft hatten ſie entſchloſſen gemacht, über die möglichen Folgen ihres Schrittes hinwegzuſehen. Sie war zur Zeit in Stuttgart, hatte aber alle Anſtalten zum Empfang des Doktor Ritter treffen laſſen.

---

*) Sie war alſo 35 Jahre alt, als Schiller ſie kennen lernte, alſo keine „alte Frau", zu der ſie G. Schwab gemacht hat.

Dieser langte nach einer Reise von mehreren Tagen in Meiningen an. Er lernte dort den Bibliothekar Reinwald kennen, an welchen ihn Frau von Wolzogen als an einen zuverlässigen Mann empfohlen hatte. Mit dem tröstlichen Gefühl, in der Nähe der Einöde, die ihn erwartete, einen Freund zu besitzen, machte er sich nach Bauerbach auf. Es war spät am Abend, als er dort ankam. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend. Schon sank die Nacht auf das Thal. Aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend.

Nachdem er dem Verwalter Vogt*) seinen Beglaubigungsbrief eingehändigt hatte, ward er sogleich in seine Wohnung geführt. Hier nahm ihn ein, wenn auch niedriges, aber um so wärmeres Zimmer auf, dessen mächtiger Kachelofen für alle ausgestandenen Friertage eine energische Genugthuung verhieß. Ein Tisch mit einem gewundenen Fuß, zwei alte Fürstenbilder, ein Lehnstuhl werden noch als Gegenstände gezeigt, welche damals Dr. Ritter's Zimmer zierten. Das ganze Gebäude war Fachwerk, lang und schmal, Schiller's Zimmer ging nach hinten hinaus. Alles gefiel dem Angekommenen anfangs ausnehmend wohl. Hier war er geborgen vor der Hartherzigkeit feindlicher Menschen, hier kamen ihm nur Leute aus der Klasse, welche Goethe die für Gott höchste nennt, gefällig entgegen, hier waren nicht die Kreidestriche der Oggersheimer Wirthstafel und das mürrische

*) Vogt war zugleich Schultheiß und Schulmeister und wohnte zwei Häuser weit von der Gutsherrschaft. Sein Andenken lebte 1857 noch in Bauerbach.

Zanken eines groben Wirths; hier wurde Kost, Feuerung, Wäsche, Bedienung aufs freundlichste von den Leuten des Dorfes besorgt. Was Wunder, daß ihm zu Muthe war, wie dem Schiffbrüchigen, welcher der kalten Welle entronnen ist! Sein erster Gedanke war, an seine Wohlthäterin zu schreiben, an die Seinen, an Alle, die ihm Liebes erwiesen hatten, an Streicher, Schwan, Meyer's, Luise Vischer; sein zweiter Gedanke, ganz entsetzlich zu arbeiten. Diesen Winter wollte er, wie er an Schwan schreibt, ganz Dichter sein, um seine Umstände schneller zu arrangiren, und dann — er schob es doch ein wenig auf — ganz in sein Handwerk versinken. Aber so zufrieden und eingehend er auch an Streicher schrieb, ein schriller Ton klingt durch seine Worte: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H...t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von den beiden oder man sinkt unter."

Er fing nun wirklich an, entsetzlich zu arbeiten. Reinwald mußte ihn mit Büchern versehen. Auch seine Luise Millerin hielt ihn im Zimmer fest. Die Todtenstille des abgeschiedenen Landlebens, nur unterbrochen durch den Schrei der Krähen und das Tosen des Wintersturmes, förderte die Arbeit. Hier bot sich dem Auge nichts als elende Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern in Leinenkitteln oder ärmliche Juden, welche im Dorfe wohnten, und das von Waldungen eingeschlossene Thal mit weithinziehenden Berglinien, auf deren einer die hochragenden Ruinen der Grafen von Henneberg etwa aufs Frühjahr zu einem Ausfluge verlocken konnten,

wenn die grundlosen Wege zu passiren waren. Der Obstgarten, der rings das Haus umgab, lag winterwüst, und so eingekerkert überzählte der Dichter mit noch wundem Herzen den Schatz von Ruhe und Muße, der vor ihm lag. Aber er sollte nur zu bald erfahren, daß im menschlichen Herzen ein ewiger Quell von Unruhe und Leid verborgen ist, auch wenn draußen die Stürme schweigen.

Frau von Wolzogen zeigte ihm an, daß sie nächstens in Bauerbach eintreffen werde. Diese Nachricht versetzte ihn in fieberhafte Spannung. Nicht blos die Freude, seine Wohlthäterin wiederzusehen, auch noch ein anderes Gefühl ward in ihm rege. Schon früher hatte ihre schön erblühte Tochter Charlotte, welche auf Kosten der verwittweten Herzogin von Gotha in einer Pension erzogen wurde, bei ihrer zeitweiligen Anwesenheit in Stuttgart Eindruck auf ihn gemacht, und er glaubte aus einigen Anzeichen schließen zu dürfen, daß die Empfindungen des jungen Mädchens für ihn mehr als blos freundschaftliche waren. Charlotte hatte bei einem Besuch, den er in Gesellschaft eines jungen Mannes der Frau von Wolzogen machte, kaum ihr Erröthen, bei ihrer damaligen Abreise nicht ihre Thränen bergen können. Schiller hatte beides nur zu gern auf sich bezogen. Wie natürlich, daß er der Frau von Wolzogen, als sie nun wirklich in Bauerbach eintraf, mit aller Ungeduld der zärtlichen Freundschaft, mit dem seligen Bangen einer begünstigten Neigung entgegenflog, da er Aussicht hatte, nun auch Charlotten während der Anwesenheit ihrer Mutter öfter wieder zu sehen. Nach so langer Entbehrung Menschen, denen er Schiller, der Verfasser der Räuber war, nach so

trüben Tagen ein köstlicher Hauch der Heimath, des Glücks, des Verständnisses! Er trank dieses Glück in vollen Zügen. Er kann sich nicht von seiner Wohlthäterin trennen. Sie reist am dritten Januar nach dem nahe gelegenen Walldorf. Er begleitet sie und kehrt nur nach Bauerbach zurück, um am vierten zu schreiben, daß er wahrscheinlich noch vor diesem Schreiben wieder in Walldorf sein wird. „Seit Ihrer Abwesenheit, sagt er, bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringern Strahlen verblindet." Frau von Wolzogen hatte ihm die Bekanntschaft eines Freundes in Aussicht gestellt. „Sie glauben nicht, schreibt er in Bezug darauf, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte." Auf dem Wege nach Walldorf war er über Meiningen gegangen, was Frau von Wolzogen wohl bedenklich erschien, da die kleine Residenz schon auf den seltsamen Fremdling ein spähendes Auge warf. „Ich gehe also nicht über Meiningen, schreibt er deshalb in demselben Briefe, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter

wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freude meines Lebens verderben.“ Jeder Athemzug seines Herzens gehört der Freundin und ihrer jetzt in Walldorf anwesenden Tochter. Diese Empfindungen auszusprechen, fand sich gerade jetzt eine Gelegenheit. Er spricht am Schluß jenes Schreibens von einem Briefe, den er mitbringen wolle, und setzt hinzu: „Ebenso mein Versprechen, das ich Henrietten gethan.“ Henriette Sturm, die erwähnte Pflegetochter von Frau Henriette von Wolzogen, war verlobt, und es mag jenes Versprechen auf ein Hochzeitsgedicht zu beziehen sein, welches wir aus dem Jahre 1783 von Schiller besitzen. Hier schildert er in warmen, herzlichen Worten die Freuden des häuslichen Glücks und sucht die Schranken des Standes umzuwerfen, welche auch ihn von Charlotte, wie Luise Millerin von Ferdinand trennten. Er singt:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Frau von Wolzogen hatte Henrietten aus rohen Verhältnissen gerettet:

Wer war der Engel deiner Jugend,
Wer rettete die junge Tugend?
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben,
Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht.)

Charlotte mochte sich folgende Stelle zu Herzen gehen lassen:

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns an das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Der Dichter zeichnet das Mutterglück selbst im Schmerz um ein liebes Kind:

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten,
Wie süß die Angst, es möchte leiden,
Die Thräne, die sie still vergießt.

Auch Henriette hatte solches Mitgefühl ihrer Pflegemutter von Jugend auf erfahren:

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß dir der Mütter beste sagen,
Was einer Mutterfreude glich.
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Thränen fallen,
Du liebst sie, darum lieb' ich dich.

Das vorstehende Gedicht ist in einer Epoche, aus der uns fast kein lyrisches Produkt von Schiller vorliegt, besonders durch seine Verständlichkeit, seine Herzlichkeit und den leichten Fluß der Gedanken sehr bemerkenswerth. Ein kühner Bürgerstolz, wie er in Luise Millerin athmet, zeichnet es aus.*)

*) Der Anfang dieses Liedes weist darauf hin, daß es vor dem 1. Februar 1783 entstanden sei; Schiller machte zum 1. Fe-

Ob Schiller nun vor oder nach seinem Briefe in Walldorf war, gewiß ließ er nicht lange auf sich warten. Die seligen Tage der Vereinigung flohen zu schnell dahin. Wieder ging er und wieder hofft er auf eine Zusammenkunft, diesmal in Meiningen. „Es ist schrecklich, klagt er in seinem Bauerbach, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.“ Man braucht nicht anzunehmen, daß hier allein Charlotte gemeint ist. Schiller's Neigungen sind im Anfang immer so ideeller Natur, daß sie keine Ausschließlichkeit zulassen. Es ist hier in der That schon ein Verhältniß vorgebildet, das nachher in seiner Liebe zu den beiden Schwestern von Lengefeld die Verwunderung mancher Leser geworden ist. Man braucht

---

bruar ein neues Gelegenheitsgedicht, nach welchem er nicht wohl zu Henrietten sagen konnte:

Zum ersten Mal nach langer Muße,
Dir gutes Kind zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.

Am 24. Januar erfolgte die Abreise der Frau von Wolzogen. Brückner setzt das Gedicht zwischen den 24. Januar und 1. Februar. Dieser Annahme widerspricht das Wort in Schiller's Brief vom 1. Februar: „Neues weiß ich Ihnen nicht zu schreiben.“ Da er aber ausdrücklich das satirische Gedicht erwähnt, wovon später die Rede sein wird, so möchte das Hochzeitsgedicht sammt der Hochzeit wohl eine Neuigkeit sein, die er der Freundin nicht verschwiegen hätte. Aus diesem Grunde glaube ich das Hochzeitsgedicht zwischen den 1. und 24. Januar setzen zu können.

seine Verehrung zu seiner Gönnerin gar nicht so ins Mütterlich-Kindliche hinüberzuspielen, um sie vollkommen begreiflich zu finden. Um allen üblen Folgen zu begegnen, welche der Frau von Wolzogen und ihren Söhnen von Seiten des Herzogs von Würtemberg erwachsen konnten, wenn er erfuhr, wer unter dem Dr. Ritter in Bauerbach verborgen sei, schrieb Schiller einen ostensiblen Brief, den seine Wohlthäterin nach Stuttgart mitgenommen zu haben scheint. Er ist datirt: Hannover d. 8. Jenner 1783. Darin heißt es: „Ich habe vor einigen Wochen — aber Sie müssen es mir verzeihen — ein Gerücht ausgestreut, daß ich nach Bauerbach sei. Ihnen kann es nichts schaden, aber mir nützen. Sehen Sie, für's Erste hätte ich alle meine Freunde für den Kopf gestoßen, wenn ich ihnen gestanden hätte, daß ich nicht nach Berlin gehen wolle, wozu sie mir, die Mannheimischen besonders so edle Offerten gemacht. Für's Zweite wäre ich gern ohne Streichern gereißt, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte. Zum Dritten wäre ich gern incognito gereißt. Sobald man es aber zu Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt seyn, daß ich nach Hannover sey. Glaubt man aber ich sey zu Bauerbach, so bin ich vor allen Entdeckungen sicher. Endlich und letztens bin ich vor überläftigen Briefen gesichert, wenn man meinen Aufenthalt zu Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man schreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort? Nicht? — der kann die Correspondenz unterhalten?“ . . . „Sie haben mich in Ihrem letzten

Briefe (vom 13. November) gebeten, den Herzog in Schriften zu ſchonen, weil ich doch (meynen Sie) der Academie viel zu verdanken hätte? Ich will nicht unterſuchen, wie weit dem ſo iſt, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg niemals verkleinern will. Im Gegentheil habe ich ſeine Parthie gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner beſonders) ſchon hitzig genommen.“ Solche irreleitenden und die Frau von Wolzogen vor jedem Verdacht ſchützenden Briefe hielt man vor Allem nach Mannheim zu ſenden für nöthig, zumal an Streicher, deſſen Begeiſterung für Schiller ſich ſo wenig mit der Tugend der Verſchwiegenheit vertragen konnte, deſſen Beziehungen nach Stuttgart hin die Möglichkeit der Indiskretion nahe rückten. Ihn konnte Schiller nur durch das Vorgeben eines plötzlichen Zerwürfniſſes mit Frau von Wolzogen zu täuſchen hoffen, und ſo empfing Streicher zu ſeiner höchſten Verwunderung folgenden Brief:

„So bin ich doch der Narr des Schickſals! Alle meine Entwürfe ſollen ſcheitern! Irgend ein kindesköpfiſcher Teufel wirft mich wie ſeinen Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum! Hören Sie, ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. — — Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundſchaft der Menſchen iſt das Ding, das ſich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines Glücks zu ſein — aber — ich

werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme. Das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühungen meines sehr erprobten Freundes, des Bibliothekar Reinwald, bin ich einem jungen Herrn von Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als ein Narr, und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wrmb im Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben, und, was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll." Der Herr von Wurmb, dessen Bekanntschaft Schiller wirklich gemacht hatte, war in der That einer jener poetischen Dilettanten, wie sie in großer Zahl als kleine Planeten um die dichterischen Sonnen jener Zeit kreisten. Er war ein Freund Göcking's, ein Verehrer Pfranger's und seines „Mönchs vom Libanon", ein braver, gefühlvoller Mann und ein Bruder von — Schiller's künftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Er wohnte auf Wolkramshausen

im Bezirk Nordhausen.*) Schiller sandte ihm 1784 seinen Fiesko. Aber so intim, wie sie der Brief schildert, war die neue Freundschaft nicht. Schiller brauchte auch hier starke Dosen. Eine Nachschrift zu einem seiner spätern Briefe an Frau v. W. giebt uns den Schlüssel zu jener Epistel an Streicher, der letzterem, wie es scheint, niemals gegeben wurde. Schiller schreibt: „p. p. Noch eine Hauptsache beste Wolzogen. Weil ich nach Mannheim die bewußte Lüge wegen meiner Abreise geschrieben habe, also nothwendig und mit dem nächsten eine addresse nach einem andern Ort angeben mus, so fiel mir ein, ob nicht Sie in Bamberg durch Ihre oder Ihrer Freunde Bekanntschaften jemand ausfindig machen könnten, an den ich die Briefe, die von Mannheim an mich kommen, nach Bamberg schicken, und durch den hernach an Rheinwalden hieher addressiren lassen könnte ꝛc." Außer dem oben erwähnten Herrn von Wurmb kam dem Dichter noch eine größere Anzahl anderer Persönlichkeiten nahe, welche zu Frau von Wolzogen in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Sie konnte den Einsamen manchen Blick in die wirkliche Welt thun lassen, in das Spiel der guten und bösen Mächte der Zeit, in die Kämpfe des Herzens mit den Verhältnissen. Ein solcher Kampf hatte gerade damals in Nordheim, eine Stunde von Bauerbach ein beklagenswerthes Opfer gefordert.

Der Leser ist im Eingange des Kapitels bereits mit

*) L. Bechstein, Mittheilungen ꝛc. S. 205 ff. thut überzeugend dar, wie ungerecht L. v. Wurmb von den Biographen behandelt ist. Im Originalbrief Schiller's steht: Wrmb.

dem Gute Nordheim und ſeinem Beſitzer, Herrn von Stein, bekannt geworden. Dieſer, je mehr er die Verdorbenheit der höheren Kreiſe, ihre zerrütteten Vermögensverhältniſſe ſelbſt kannte, ſuchte durch Zwangsheirathen mit reichen oder ältern und gewitzigten Männern ſeinen Töchtern und den unter ſeiner Vormundſchaft ſtehenden Nichten eine feſte Lebensſtellung zu ſichern. So ward gegen Ende des Jahres 1782 Eleonore von Oſtheim an den weimariſchen Kammerpräſidenten von Kalb verheirathet, denſelben, über den Goethe an Knebel ſchreibt: er hat ſich als Geſchäftsmann mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht und als Menſch abſcheulich aufgeführt. Nach dem Tode ihres Bruders, jenes ſchon erwähnten Fritz von Oſtheim, ſchien dieſe Verbindung den Verwandten erſprießlich, damit die Allodialherrſchaft in einer geſchäftskundigen Hand eine geordnete Verwaltung erhalte. Das junge, blühende Geſchöpf war der ſchändlichſten Berechnung geopfert. Charlotte von Kalb hat uns in ihren Memoiren dieſe Tage des Kummers aufgezeichnet. Noch waren die Schweſtern und Verwandten in Trauerkleidern um des jungen Freiherrn von Oſtheim Tod. „Trauernde, theilnehmende Verwandte, ſchreibt Charlotte, beſuchten uns, ſo auch Frau von Wolzogen. Die traurigen Ereigniſſe, welche uns betrafen, waren auch der Gegenſtand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie ſich Schiller damals nannte). Und Frau von Wolzogen theilte uns folgende Zeilen mit: „„O ſehe ich ſie, die Trauernden — ein Trauerflor ſchmückt höher noch die Grazien, — drei ſind es ja — und Eine noch — wie nenne ich ſie? — Pſyche! von ihnen ſo erſehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erſt geleſen, wie

Pſyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen.“ “ *)

Dieſe Zeilen Schiller's machen es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſchon damals Gelegenheit hatte, Charlotte von Oſtheim in Geſellſchaft ihrer Schweſter und Lottens von Wolzogen aus der Entfernung zu ſehen. Dieſe nennt er drei Grazien, Frau von Wolzogen Pſyche. Er nahm den innigſten Antheil an dem traurigen Geſchick Eleonorens von Oſtheim, und wenn man einzelne Aeußerungen in dem Hochzeitsgedicht, die Namen und Verhältniſſe auf Gut Nordheim mit den Namen und Verhältniſſen von Luiſe Millerin, das Portrait der ſechszehnjährigen Blondine Lotte von Wolzogen mit dem der Luiſe zuſammenhält, ſo gewinnt der Bauerbacher Aufenthalt eine Bedeutung für dieſes Stück, die nicht durch Schiller's Mittheilung in ſeinem Briefe an Streicher, die Mittheilung, daß ſein Trauerſpiel fertig ſei, geſchwächt wird. G. Brückner hat die ſinnige Vermuthung aufgeſtellt, daß der Name des Hofmarſchalls von Kalb von dem Präſidenten von Kalb, der Name jenes Fräuleins von Oſtheim, welche Ferdinand's Vater (in Szene 7, Akt I.) als Partie vorſchlägt, von Eleonore von Oſtheim entlehnt ſei. Der Dichter, der ſonſt überall die leidende Menſchheit rächt, ſcheint hier eine beſtimmte Perſon gerächt zu haben, wie er in dem Pfarrer Moſer ſeinen alten Lehrer verherrlicht. Es iſt freilich immer gewagt, bei ſo guten Komödiennamen, wie Bock, Kalb, an beſtimmte Perſonen zu denken. In

*) Charlotte, für die Freunde der Verewigten. Manuſcr. S. 90.

den Listen der Karlsschule finden sich überdies schon zwei von Ostheim's, und Sekretär Wurm hat vollends mit dem Herrn von Wurmb gar nichts zu thun. Immerhin mag man annehmen, daß die dunklen Farben des sozialen Drama's aus dem reichsritterschaftlichen Boden energische und klare Lasuren empfingen. Und gewiß war ein persönliches Interesse für die Ostheim'schen Schwestern in Schiller geweckt, welches sich später so leidenschaftlich auf Charlotte von Kalb konzentriren sollte.

Am 24. Januar reiste Frau von Wolzogen, diesmal mit ihrer Tochter, nach Stuttgart. Gott sei Dank, schreibt Schiller am 1. Februar an sie, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den May zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge.

Meine Wünsche und meine Thränen haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind — werden Sie solches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunsches — daß Ihre Lotte mit Ihnen darf, machte mir den Gedanken Ihrer Abreise etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich die Lotte nicht mitgedurft hätte, nicht ebenso traurig gewesen wäre, so viel ich selbsten dabei gewonnen hätte.

Eben wandert ein Brief an meine Eltern fort. Doch hab ich, soviel ich von Ihnen sprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hiersеyn, und den fröhlichen Augenblicken unsres hiesigen Beieinanderseyns verloren. Sie selbst

haben alſo das alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerkſame Zuhörer haben."

Auch in dieſem Briefe, der Friedrich Chevalier unterzeichnet iſt, dauert die Myſtifikation noch fort. Der Schreiber ſagt unter Anderm: Schreiben Sie mir auch, ſobald Sie den Brief vom Herrn Doktor Schiller aus Stuttgart erhalten und machen Sie mich dann mit dem Manne bekannt.

Verſenkt in ſeine Arbeit, tröſtete ſich der Dichter mit dem Verſprechen der Frau von Wolzogen, in vierzehn Wochen zurückzukehren, und richtete ſich an dem ſchriftlichen und mündlichen Verkehr auf, den er mit ſeinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald unterhielt. Wilhelm Friedrich Herrmann Reinwald, 1737 in Waſungen geboren, war urſprünglich Juriſt. Seine Fachbildung befähigte ihn zu den höchſten Staatsſtellen. Dabei hatte er ſehr umfaſſende wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und Witz und Empfindung genug, ein derbes Lied oder ein elegiſches Gedicht zu machen. Bei ſolchen Eigenſchaften mußte er lange Jahre mit äußerſt geringer Beſoldung als Kanzliſt arbeiten. So ward er verbittert und hypochondriſch, aber er war eine durch und durch brave und dem Bunde des Guten, Wahren und Schönen für alle Zeit zugeſchworene Seele. Er konnte für Schiller ein Sporn und ein Zügel zu gleicher Zeit ſein, er erkannte den ausfliegenden Genius und fühlte ſehr bald, daß Schiller einen größeren Lebensſchauplatz betreten müſſe. An ihn wandte ſich der jüngere Freund, wenn er Bücher und Schreibpapier, wenn er guten Rath und Ermunterung brauchte. Reinwald vermittelte unter andern auch die Ver-

öffentlichung des satirischen Gelegenheitsgedichtes, welches Schiller um diese Zeit zum großen Ergötzen des Meininger Publikums im dortigen Wochenblatt erscheinen ließ.

Zum Verständniß desselben müssen wir einen Blick in das fürstliche Residenzschloß zu Meiningen werfen. Hier herrschte damals der bessere Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof pflegte Musik und Literatur, das fürstliche Liebhabertheater führte sogar Stücke wie Julius von Tarent auf. Im Jahre 1782 ward Herzog Georg Mitregent der Meininger Lande. Kurze Zeit nach seiner Vermählung fuhr er nach Römhild zu einer Jagd, kehrte aber schwer erkrankt zurück und lag viele Tage lebensgefährlich darnieder. An seinen zwei Augen hing die Selbständigkeit des Herzogthums. Wenn er starb, fiel es an Koburg. Dieser Linie kam die Nachricht von seiner tödtlichen Erkrankung höchst erwünscht. Sofort wurden, wie es heißt, besonders auf Antrieb der Herzogin von Koburg, kriegerische Anstalten gemacht, die Milizen aufgerufen, am Neustädter Thor zu Koburg aufgestellt; Jeder, der von Meiningen kam, ward als Trauerbote angesehen und ausgefragt, damit man sofort in Meiningen einmarschiren und Besitz ergreifen könne. Aber alle diese Anstalten waren umsonst, der Herzog Georg genas und Dr. Ritter züchtigte den ländersüchtigen Nachbar durch ein derbes Spottgedicht, das mit Milderungen in Reim und Leim durch Reinwald's Hand in den Meininger wöchentlichen Nachrichten im 5. Stück am 1. Hornung erschien. In der ursprünglichen Form lautete es bei weitem kecker. Hier wenigstens einige Proben:

1. In Juda — schreibt die Chronika —
War olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Barseba
Bald alles unterthänig.
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

2. Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Kaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel — und im Blick,
Ich küßte sie den Augenblick.

Nun wird der Fürst krank, die Nachricht kommt nach Assur-Koburg und hier macht man kriegerische Anstalten.

Die Wache vor dem Thor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftaschen und Patent heraus!
Sonst — Marsch, ihr Herr'n, in's Narrenhaus!

So heißt es denn Vers 11:

— — — — — —
Man visitirt von Pack zu Pack,
Doch zeigt sich nichts, — als Schnupftaback.

Ein lieber Vers ist:

16. Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte,

Lagst du, o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Die Nachricht von der Genesung trifft nun in Assur-Koburg ein:

20. Die Post schleicht nach Assyrien,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Königin
Vom Schlitten heimgeführet, —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!“ — Herein
Es werden Trauerbriefe sein.

21. Schnell öffnet er den Brief und ließt,
Ließt — ach! der Posten trübste,
Daß Josaphat am Leben ist,
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich!“

Eine jammervolle Entgegnung erfolgte im Koburger Wochenblatt. Goedeke's kritische Ausgabe III, 175 bringt auch noch einen „Prolog“ von Schiller, wie es scheint, für eine von Kindern gespielte dramatische Darstellung zur Feier der Wiedergenesung des Herzogs Georg von Meiningen an dessen Geburtstag (4. Febr.) bestimmt. „Sie glauben nicht“, schreibt er 29. Januar an Reinwald bei Uebersendung des Gedichtchens, „wie wunderlich es mir vorkommt, aus 2 Schauspielen großen Inhalts herauszutreten und Prologen für Kinderstücke zu machen.“ Unter dem heitern Eindruck solcher Produktionen meldete er am 1. Februar

seiner Schützerin: „Das satyrische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig — ich weiß aber noch nicht, wie es der Herzog aufgenommen. —“

„Liebste Freundin — heute haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft — die so angenehm vor mir liegt — zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Täge (sic) alsdann seyn, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen. Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß ich einen Raubvogel.“

Aber noch schneite er einmal gründlich ein, so daß er selbst die Rendezvous nicht einhalten konnte, die er sich mit Reinwald zu geben pflegte. Seine einzige Erholung war, mit dem Verwalter Vogt Schach zu spielen. Die Eintönigkeit des Landlebens, wo Alles nur gilt, nicht weil es bedeutend ist, sondern weil es da ist, fing an, auf seine Stimmung zu drücken. „Liebster Freund, sagt er seinem Reinwald, ich wünsche Sie so oft — so oft in meine grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben.“ Er empfand, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen könne, wenn ihm der Stoß von außen fehle. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten, denkenden Freunde von selbst anwandelt. — Wie groß muß das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervor-

ſpringt.“ Das waren Klagen, die in Reinwald's verdüſtertem Gemüth eine mitklingende Saite trafen. Der Mann und der Jüngling wurden ſich mit jedem Tage unentbehrlicher. Auf beiden laſtete der Druck einer harten Lebensſchule, und beide ſtimmten in der reizbarſten Empfindung deſſelben überein. Schiller war damals von ſo vielem bedrängt. Seine Mutter war ernſtlich krank. Seine Schulden in Stuttgart mußten am Ende den Seinigen bekannt werden, und wer weiß, welchen Eindruck dieſe Entdeckung auf die unglückliche Mutter machen konnte. Nach Bauerbach hatte er ebenfalls nichts mitgebracht, als den guten Willen, zu arbeiten. Er war oft in der entſetzlichſten Geldverlegenheit. Um ſo mehr wünſchte er ſeine Luiſe Millerin in Druck zu geben. Schwan's Gefälligkeit mochte er nicht von neuem beanſpruchen. Er verſuchte es mit dem Buchhändler Weygand in Leipzig, und überlegte noch mit Reinwald andere Mittel und Wege, als plötzlich von einer Seite der Himmel ſich klärte, wohin er gar nicht mehr mit den Augen der Hoffnung geſehen hatte. Er erhielt einen höflichen Brief von Dalberg, worin dieſer wegen einer Aufführung der Luiſe Millerin bei dem Dichter anklopfte. Schiller war ſo überraſcht, daß er an Meyer in Mannheim ſchrieb, es müſſe ſich wohl ein dramatiſches Unglück ereignet haben, daß er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte.

Zu Anfang des Jahres 1783 war der Fiesko bei Schwan erſchienen. Der Abſatz war ein bedeutender und das Intereſſe für den Dichter fortwährend im Steigen. Außerdem wußte Streicher durch die lebhafteſten Schilderungen der Luiſe Millerin immer von neuem an den Freund

zu erinnern und vor Allem schien der Herzog von Würtemberg keine Anstalt zu machen, den Entflohenen zu verfolgen oder seine Beschützer ihre Handlungen entgelten zu lassen.

Schiller war diesmal nicht ohne Anlage zur Diplomatie. Er griff nicht so hastig zu, er überlegte mit seinem Reinwald, ob er sich überhaupt mit Dalberg einlasse. „Ich kenne ihn, sagte er, ziemlich, und meine Luise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren, z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details.“ Allein wenn Schiller auch vermied, sich Dalberg von Neuem in die Arme zu werfen, so trieben ihn doch mächtige Beweggründe, wenigstens die dargebotene Hand nicht zurückzustoßen. Einmal wußte er den Werth der Mannheimer Bühne zu schätzen. Und wenn eine Nöthigung eintrat, Bauerbach zu verlassen, so fand er in Mannheim doch immer eine nächste Zuflucht. Solche Nöthigung war gerade jetzt vor der Thür. Sein Pflichtgefühl, sein Stolz wurde so eben auf die härteste Probe gestellt.

Frau von Wolzogen hatte ihm nämlich geschrieben, daß ein Herr von Winkelmann, ein Verwandter des Hauses, sich nicht abhalten lasse, sie auf ihrer bevorstehenden Reise nach Meiningen zu begleiten. Dieser Herr war Schiller sehr wohl bekannt und auch bekannt als ein sehr gefährlicher Nebenbuhler in der Bewerbung um Charlotten's Herz. Schiller hatte jene instinktive Abneigung gegen den Herrn von Winkelmann, welche die Leidenschaft ihren Kranken mit-

zugeben pflegt. Komme dieser nach Meiningen, erfahre dieser, daß ein Würtemberger in Bauerbach sei und wie er aussehe, so sei, schreibt Schiller an seine Gönnerin, eine Entdeckung unvermeidlich. Ins Geheimniß aber will er jenen Herrn nicht gezogen wissen. „Ich will ihm, fährt er fort, durchaus nichts von seinem Werthe nehmen, denn er hat vielleicht einige schätzbare Seiten, aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.“ Mit Lauten, in denen Thränen zittern, sagt er: „Ich muß Sie verlassen, ich muß Sie zum letzten Male gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.“ Er will ihr nicht zumuthen, einen Freund aufzuopfern. Inständigst bittet er sie, sich auch nicht durch Sorge für sein äußeres Wohl bestimmen zu lassen. Er führt die Mannheimer Aussichten zu ihrer Beruhigung als höchst vielversprechend an und hofft bald in der Lage zu sein, auch nach Berlin gehen zu können. Er schließt mit einem „Ewig Ihr Freund.“

Dies war am 27. März. Am 3. April schrieb er an Dalberg. Nach einigen kühlen Worten der Entschuldigung, daß er so spät antworte, fährt er nachlässig heraus: „Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung von Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige

Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſein. E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts, als ſolches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen." Und nun führt er die Bedenken aus, die wir aus ſeinem Briefe an Reinwald bereits kennen.

Dalberg indeß ließ den zähen Dichter nicht wieder los, ſondern bewog ihn, an eine Bühneneinrichtung von Luiſe Millerin zu gehen, worin wir alſo einen zweiten oder gar dritten Umſchmelzungsverſuch anzunehmen haben.

Aber wie das neue Stück Luiſe Millerin früher in den unfertigen Fiesko hineinbrach, ſo verſchlang jetzt ein jungfräuliches Intereſſe für einen neuen Stoff die ausgelebten Ideale des bürgerlichen Drama's. An demſelben Tage, an welchem er Frau von Wolzogen ſo unverhüllt ſeine Eiferſucht auf den Nebenbuhler geſtand, ſchrieb er an Reinwald daß er Imhof*) und Maria Stuart bis auf weitere Ordre zurückgelegt und ſich für Don Carlos feſt entſchieden habe.

Schiller, hat man wohl gemeint, ſei im Gegenſatz zu

*) Das Sujet „Friedrich Imhof", welches Schiller in mehreren Briefen an Reinwald erwähnt, „bleibt dunkel." Nach Goedeke's Anſicht ſcheinen hier Anfänge zum Geiſterſeher zu liegen. Von Maria Stuart ward nach Reinwald's Zeugniß ſchon in Bauerbach ein Akt vollendet.

Goethe immer von der Idee ausgegangen. Das ist irrig, ebenso irrig, als daß er nur sich selbst in seinen Jugendhelden dargestellt habe. Bei keinem Drama unseres Dichters läßt sich das Werden seiner Schöpfungen so genau verfolgen, wie bei Don Carlos. In dem Briefe an Reinwald spricht er zuerst von der Ausgiebigkeit des Stoffes. „Ich finde, sagt er, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. w. sollte mir, dächte ich, nicht mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das Mannheimer Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht.“ Kann man praktischer, ich möchte sagen, handwerksmäßiger zu Werke gehen? Er war wieder in der trüben, fruchtbrütenden Stimmung, welche den Räubern vorherging und immer das Werden der Geisteskinder ankündigt. „Jetzt, bester Freund! ruft er aus, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkehren. Wie sehnlich erwarte ich sie.“ Aus seinem letzten Briefe an Frau von Wolzogen sind uns Worte wie diese doppelt verständlich: „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein

Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt.“ Reinwald mußte ihm die nöthigen Geschichtsquellen senden, unter andern auch Brantome's Geschichte Philipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II. Roy d'Espagne.*)

Schiller warf sich in das Studium der geschichtlichen Quellen mit so vielem Eifer, daß Reinwald befürchtete, er möchte sich ganz von der dramatischen Poesie abwenden. Er erließ deshalb eine poetische Mahnung an den Freund, worin folgende schöne Strophen stehen:

Freund, hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt,
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indeß in dir Begeist'rung stürmt:

Laß dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn mit keinem Schritte,
Die du begannst zur Ewigkeit.

*) Das nach glaubwürdiger Tradition von Schiller benutzte Exemplar sah ich auf der Meininger Bibliothek.

Erschüttre wie Cheruskr-Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes — die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt!*)

Der kommende Frühling löste mit lauem Hauch alle Keime, wie in Garten und Feld, so in der Seele des Dichters. Die mächtige Dorflinde und der Maulbeerbaum vor der Wohnung fingen an zu grünen. Der Gefangene begann, mit seinem Carlos in der Gegend von Bauerbach herumzuschwärmen. Ein Schritt aus dem Dorfe, und er war in der freien, frisch athmenden Natur. Die das Thal umrandenden Höhen und Waldungen, die Ufer der Werra boten einen reichen Wechsel von offenen und einsamen Wegen. Seine Schritte führten ihn oft zu den Geistlichen der Umgegend, deren biederer Sinn, deren patriarchalisches Leben seine ersten Jugendeindrücke vor seine Seele zauberten. Hier empfing er den Segen wahrer, ungeschminkter Gefühle wieder.

Da war der ausgezeichnete Theolog Sauerteig in Walldorf, ein philosophischer Kopf, außerdem Scharfenberg

*) Das vollständige Gedicht wurde schon von L. Köhler in seiner Idylle von Bauerbach mitgetheilt. Abendzeitung 1839. Nr. 229.

in Ritschenhausen, Rasche in Untermaßfeld, der als Numismatiker sogar eine europäische Größe war, ferner der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannte Hofprediger Pfranger in Meiningen, der junge Gelehrte Fleischmann daselbst, und die Pfarrer Freißlich zu Bibra, zu deren Eingepfarrten die Bauerbacher gehörten. Diese Männer besuchten auch Schiller in seinem Asyl, wo er sie, so gut er konnte, bewirthete. In Bibra blieb er oft bis tief in die Nacht. „Ihre Pfarrer zu Bibra, schreibt er am 23. April an seine Gönnerin, kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, sowie er mich in vielen Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll.“ Hier gab es entgegengesetzte Ansichten auszugleichen, und Schiller's spätere Briefe, die er von Mannheim aus an die fromme Frau von Wolzogen schreibt, verrathen überall die Spuren dieses patriarchalischen Umgangs. Auch seine Anschauungen von der bürgerlichen Gesellschaft, welche er bisher fast nur durch das gefärbte Glas der Rousseau'schen Ideen gesehen hatte, fanden durch tiefere Blicke in das Volksleben, durch die Urtheile ruhiger, erfahrener und toleranter Männer eine Berichtigung. Denn alle jene Pfarrer, außer dem Hofprediger Pfranger, waren Jünger Lessing's, dessen Nathan, 1779 erschienen, auch in diesen stillen Thälern, welche auf der Grenzscheide des Protestantismus und Katholizismus liegen, die Geistlichen zu warmem Für und Wider erregte, zumal Pfranger in Meiningen durch seinen Mönch vom Libanon eine Widerlegung des Nathan zu Gunsten des Christenthums versucht hatte. Schiller, welcher Lessing's

Schriften gleichsam unter seinem Kopfkissen hegte, hörte hier ohne Zweifel vielfach den Nathan preisen, und wenn er auch noch so sehr die Verständigkeit Lessing's angriff, wenn er ihn auch nur den Aufseher seiner Helden, nicht ihren Freund nannte, so mußte er sich gestehen, daß dieser Ausspruch beim Nathan nicht zutraf, daß hier die herrlichste Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Ideal bestand; und, wenn man den Dialog in einzelnen Szenen des Don Carlos mit dem des Nathan vergleicht, so muß man glauben, daß der Jünger, wenn auch widerwillig, dem gebietenden Wink des Meisters folgte.

Es ist höchst interessant, auch hier zu verfolgen, wie Schiller, man gestatte den Ausdruck, über die Mechanik von Mitleid und Furcht hinauszukommen, wie er diese Wirkungen organisch zu erzeugen sucht. Einer der schönsten Briefe, die wir von Schiller besitzen, der Brief an Reinwald vom 14. April 1783, reiht die aristotelischen Kunstbegriffe, die Lessing an verschiedenen Stellen kritisch untersucht und in ihre Rechte eingesetzt hatte, in die Idee des Universums ein, wie sie sich durch die deistisch-humanistische Weltanschauung in Leibnitz, Shaftesbury und ihren Schülern gestaltet hatte. Welch ein gewaltiges Ringen nach Einheit, nach dem Urquell des Schönen, Wahren und Guten hin, liegt in diesem Briefe, welche kühne Brücke schlägt er von den kritischen Forderungen des Verstandes zu dem lebendigen Schöpfungstriebe und dem Herzen des Künstlers! Der Brief ist datirt: „Bauerbach früh in der Gartenhütte: In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die

Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche: Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Andres, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andre Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." So denkt er sich auch den höchsten Künstler des Weltalls: „Gott sieht sein Bild aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen." Es ist derselbe Gedanke, der in den Worten ausgesprochen ist:

> Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
> Schäumt ihm die Unendlichkeit.

So faßt Schiller die Vollkommenheit, das Ideal als das Wesen auch der menschlichen Seele. „Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich

ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzuſammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hinein zu ſchlingen, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht alle Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften Händedruck und Kuſſe bis zur innigſten Umarmung, — ſo viele Aeußerungen eines zur Vermiſchung ſtrebenden Weſens?"

Schiller führt nun aus, daß derſelbe Trieb, welcher das Ideal im Freunde ſucht, den Dichter zu ſeinen Geſchöpfen ziehe, daß ein großer Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen müſſe, und er ſchließt hieraus: „Dann rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt Furcht und Mitleid für unſern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſein. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr, als Leſſing's Aemilia, wenn gleich Leſſing ungleich beſſer als Leiſewitz beobachtet. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund." Die Anwendung dieſer höheren Technik auf Don Carlos zu machen, geſteht er, daß er ihn gewiſſermaßen ſtatt ſeines Mädchens habe. Und um noch deutlicher zu ſagen, wie viel oder wie wenig Carlos von ihm ſelbſt habe, ſetzt er hinzu: „Carlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von

Shakespeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir."

Nachdem dieses Bekenntniß, welches auf alle dichterische Charakterschöpfung Anwendung findet, abgethan ist, erst dann und zuletzt kommt er auf das, worin man die Idee des Don Carlos gefunden hat. „Außerdem, sagt er, will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehn — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." — —

Keuscher kann man kaum seine Intentionen verhüllen. Er hätte vermuthlich noch manche andere „ich will's" nennen können, als da sind: ich will den Fluch der erzwungenen Ehe, das Elend des einsamen und durch seine Laster verschanzten Despoten, ich will den Streit zwischen Ideal und Liebe, zwischen Liebe und Pflicht u. s. w. darstellen. Und wie, wenn er in dem unglücklichen Prinzen auch sein eigenes tragisches Geschick verklagte, das er so rührend in dem Schlusse seines Briefes gegen den gereiften Mann ausspricht? „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte

vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich."

Diese Motive und Antriebe zusammengefaßt, dazu die Atmosphäre von Bauerbach und endlich sein eigener Kampf zwischen Liebe und Pflicht wirkten neben dem Bilde des Hamlet und Julius belebend auf die neue Schöpfung ein. Bald indeß wuchs das kleine Lebensdrama, welches den Dichter um diese Zeit ergriff, über das zu dichtende große hinaus.

Frau von Wolzogen war durch den letzten Brief des Freundes aufs Tiefste erschreckt und erschüttert. Sie hing mit einer Zärtlichkeit an ihm, die eben so sehr aus der Bewunderung seines Talents, als aus der Hochachtung seines sittlichen Adels hervorquoll und die er mit schwärmerischer Liebe erwiderte. Sie ahnte wohl, um was es sich zuletzt handeln würde, ahnte, daß ihre Charlotte das Ziel seiner Wünsche sei. Aber dennoch opferte sie den armen Flüchtling nicht. Sie schrieb ihm, der Herr von Winkelmann werde nicht kommen, aber sie zweifelt, ob Schiller, um sein Glück in der großen Welt zu suchen, nicht doch von ihr scheiden werde. Darauf antwortet Schiller am 23. April, über solches Mißtrauen leidenschaftlich erregt, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt würde es sein, wenn er wo anders sein Glück zu suchen ginge. Und so blieb er nicht blos für jetzt in Bauerbach, sondern richtete sich auch unverzagt für einen gemüthlichen Aufenthalt ein, indem er mitten durch den Garten eine — Kegelbahn anlegte. Allmählich ward er bei Groß und Klein im Dorfe eine beliebte und wichtige Person und holte bald seine Me-

dizin, einmal auch seine Juristerei hervor, um zu helfen und zu schlichten. Dorf und Gut lagen beständig in Fehde. Er hielt die persönliche Gegenwart der Herrschaft für äußerst nothwendig, indem der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter täglich wachse. „Neulich, schreibt er, entstand ein Streit zwischen beiden Partheien wegen der Schafe. Vogt und Konsorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und dem ungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Szene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten u. dgl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Partheien gehört), Sie souteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respektwidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen.“ Als beiläufige Nach-

ſchrift folgt: „Ich war unpäßlich, nicht krank. Ich ließ mir eine Ader ſchlagen.“ In jetziger Zeit heißt das ſo viel, als dem Tode ein Handgeld geben.

Aber er hatte ja nicht Zeit, krank zu ſein, er hatte ja bis zur Ankunft ſeiner Freundinnen noch entſetzlich viel zu thun. Er mußte aller Orten ſelbſt ſein, er hatte Haus und Garten in Stand zu ſetzen, und machte ſogar im letztern eine neue Anlage. Man kann ſeine Geſchäftigkeit, ſein Behagen ermeſſen. Da erſchreckt ihn ſelbſt nicht ernſthaft das Gerücht, daß Lotte ſich verlobt habe. Er gratulirt per Abſchlag in einem Brief vom 6. Mai. Aber der Schluß: ‚im neuen Teſtament hören die Opfer auf“ ſieht nicht aus, als ob er Lotte ohne Kampf einem Andern überlaſſen wollte.

Er beſchloß, die Rückkehr der Herrſchaft zu einem Feſt zu machen. Vom äußerſten Ende des Orts bis zu ihrem Hauſe wuchs eine Allee von Maien empor; am Hof des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet und auch die Kirche wurde mit Maien beſteckt. Endlich Mitte Mai hielten die Erwarteten, von den jubelnden Unterthanen empfangen, durch die Allee ihren Einzug. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, wo eine Muſik mit Blasinſtrumenten den Geſang accompagnirte und der Pfarrer eine feſtliche Einzugsrede hielt. Ein fröhlicher Tanzabend beſchloß die Feierlichkeit.

Aber für Schiller war ſchon nach einigen Tagen die Blüthe der freudigen Aufregung verwelkt und mit innigen Worten bat er um Reinwald's Beſuch. „Ich ſehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu ſammeln.“

Frau von Wolzogen hatte in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit, im Anblick von Schiller's wachsender Leidenschaft, ihm das Tagebuch ihrer Tochter gezeigt, worin jene Thränen, die Charlotte bei ihrer Abreise von Stuttgart vergoß und welche Schiller auf sich deutete, eine für ihn niederschlagende Erklärung fanden. Ihre Bewegung hatte seinem Begleiter, nicht ihm gegolten. Er las in dem Tagebuch ein Geständniß, das ihn aufs tiefste ergriff. Lotte liebte bereits, liebte jenen Herrn von Winkelmann.

Ueberdies hatte Wilhelm von Wolzogen der Mutter einen Brief an Schiller mitgegeben, worin er großsinnig die Schwester dem Schutz und der Leitung des Freundes empfahl und zugleich offen um seine Meinung über den Herrn von Winkelmann bat. Man kann sich in einer so zarten Sache nicht edler benehmen, als Schiller that. Er antwortet dem Bruder:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. — — Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.

Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schickſal Ihrer Lotte entſcheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über dieſen Punkt entdeckt. Einem ſo zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig ſein, auch eines Freundes Rath in einer ſo wichtigen Sache zu hören."

„Ich kenne den Herrn v. W...n. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgeſtimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbeſtochenen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Menſch, der zwar gewiſſe Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande anrechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaftig, ob ich ſchon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte und ich weiß, er liebt ſie wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum erſtenmale liebt."

Schiller hoffte, bei aller ritterlichen Offenheit gegen den Bruder, daß Charlottens erſte Liebe dennoch das gewöhnliche Schickſal der erſten Liebe haben könne. Er würde ſich ſelbſt mit der zweiten begnügt haben. Er beobachtete das — nach dem Tagebuche — liebeskranke Mädchen mit dem ſcharfen Auge ſolcher Hoffnung. Charlotte zeigte nichts von den Seufzern, nichts von der üblichen Melancholie, „der armen kranken Leidenſchaft Gefolge." Nun brach die täuſchende Hülle ſeiner Faſſung. Die Nähe des geliebten Mädchens im Sommerkleide, die löſende Fülle des Frühlings, das trauliche Plaudern draußen in der Gartenlaube, auf

Wieſen und Waldwegen, — es bedurfte jetzt nur eines Hauchs von Ermuthigung, gar einer Trennung, um ſeine Leidenſchaft in lichte Flammen zu blaſen.

Beides kam, die Ermuthigung und die Trennung.

Der Stuttgarter Nebenbuhler, durch Lottens Liebe mehr geſchmeichelt, als daß er ſie feurig erwiderte, hatte zu ihrem Bruder Wilhelm einige nicht ganz zarte Aeußerungen in dieſer Richtung gethan: er werde Charlotten nicht verlaſſen, ihre Thränen, ihre Melancholie wiſſe er zu würdigen. Wilhelm, der dem ganzen Bündniß nicht ſehr geneigt war, ſchrieb dies entrüſtet nach Hauſe. Nun antwortete Schiller dem Freunde: „Wir haben Ihre liebe Schweſter beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine anſehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernſt, liebſter Freund, Ihre gute Lotte iſt ſo melancholiſch nicht, als die Eigenliebe gewiſſe Perſonen zu bereden ſcheint.“ Er ſetzt den Bruder in den Stand, dem gewiſſenhaften Liebhaber, der Charlotten nicht verlaſſen wolle, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Er ſpricht von der Impertinenz des Herrn, der das Herz Charlottens noch erſt verdienen müßte. Er wünſcht, daß Wilhelm ſeine Antwort ſo einrichte, daß er Lotten dieſelbe zeigen könne.

In welchen Kampf ſah ſich Frau von Wolzogen hierbei von Neuem verſetzt! Sie kannte Schiller's Verhältniſſe, den Wirrwarr ſeiner Schulden, die Unſicherheit ſeiner Ausſichten. Mit rückhaltloſem Vertrauen ließ ſie ihn von jeher in ihre finanziellen Umſtände blicken. Sie wußte, daß, wenn ihre Lotte den jungen Dichter liebte, die Ausſicht auf eine Ver-

bindung in weiter, trüber Ferne lag. Aber sie wußte auch, daß Lotte ihn nicht mit einer Neigung umfaßte, die beide auf die Dauer glücklich machen konnte. An Schiller's Entfernung konnte, mochte sie nicht denken.

Nach dem Aufruhr, in den ihn die Anmeldung jenes Besuchs gesetzt, war es ihr unmöglich, eine solche Zumuthung an ihn zu richten.

Zwar war eine Entfernung ihrer Tochter dicht vor der Thür. Lotte war, wie wir wissen, in einer Pension. Aber ihr mißfiel der Aufenthalt darin und sie suchte so viel als möglich daraus entfernt zu sein. So hatte man im Januar die Erlaubniß erwirkt, daß sie mit der Mutter nach Stuttgart reisen durfte. Man konnte sich nicht ganz den gütigen Anordnungen der Herzogin von Gotha entziehen und Frau von Wolzogen, vielleicht um den Austritt Charlottens aus der Pension zu bewirken, was Schiller ihr auf die Seele band, reiste mit ihrer Tochter ab, um durch eine persönliche Unterredung mit der Herzogin diese Angelegenheit zu ordnen. Jetzt brach Schiller's Leidenschaft durch alle Dämme. Er sendet der Freundin einen Brief nach, er wünscht der Mutter die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Wenn sie die ganze Pension absagt, so will er vor Freude alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte. „Im Ernst, liebe Freundin, sehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen und die Lotte aus der Pension erlösen.“ Er schickt Lotten Blumen mit und hofft, beide um sieben Uhr bei der Pastorin in Maßfeld zu treffen. Aber er hoffte umsonst. Ein Brief kam statt der geliebten Per-

ſonen, worin über Lottens Schickſal nichts Beſtimmtes mitgetheilt wurde. Ein neuer, glühenderer Brief fliegt nach Meiningen. „Ach meine Beſte, ſchreibt er unterm 30. Mai, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung bedürftiger, als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören ſollten und ich verantworten kann."

Während dieſer aufreibenden Seelenkämpfe konnte weder die Ueberarbeitung von Luiſe Millerin, noch die Ausführung von Don Carlos weiter rücken. Aber die Hinderniſſe, die er zu überwinden hatte, lagen nicht blos in ihm ſelbſt. Ich habe ſchon erwähnt, wie ſehr die Sorge ihn quälte, welche von Rechtswegen in einem Dichterleben nicht genannt werden müßte. Es fehlte ihm an Mitteln, ſich das Nothwendige, und, was am meiſten drückt, die Bedürfniſſe der holden Angewöhnung zu verſchaffen. So muß er Frau von Wolzogen, als ſie von Stuttgart kommt, bitten, ihm ein Pfund Maroccoſchnupftaback mitzubringen, der ihm ſchon ſeit ſechs Wochen nicht „zu Naſe gekommen ſei." In ſolchen Nöthen, die er durch Anleihen ſelbſt bei Leuten ſeiner Umgebung zu heben ſuchte, nahm er ſeine Zuflucht auch wohl zu Chriſtophinen. Ihr gelang es, vom Vater ab und zu kleine Summen zu erbitten, denn ſo ſehr der brave Mann wünſchte, daß der Sohn die bittere Frucht ſeines unzeitigen Weggehens als eine Warnung für künftige Fälle koſten

möchte, so handelte er doch nach den Worten, die er am 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim schrieb: Ich fürchte jedoch nicht, daß er Mangel an Nothwendigem leiden sollte; denn in solchem Falle würde ich ihn nicht lassen können.

Und er ließ ihn nicht, nur mußte Christophine den Bruder jedesmal ermahnen, daß er sparsamer werden möchte. Sie stellte ihm dann auch vor, daß er sorgfältiger auf seine Sachen sehen möchte, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er selbst zu viel Ausgaben habe, und entwickelte mit vieler Eindringlichkeit die Grundsätze der Ordnung und der Sparsamkeit. Er machte der guten Schwester auch sonst viel Noth. Sie mußte die ersten Ausbrüche seiner wechselnden Stimmung im treuen Herzen durchkämpfen. Sie antwortete dann mit jener Bestimmtheit und Freimüthigkeit, die ihr eigen war. Diese Briefe trug Schiller mit sich herum und las sie öfter durch. Aber gerade seine Sorglosigkeit, seine Unordnung, welche in den Briefen getadelt ward, hatte die trefflichsten Folgen. Sie verschaffte der braven Christophine einen höchst ordentlichen und sparsamen Mann.

„Eines Tages, erzählte sie selbst in einer Aufzeichnung vom Oktober 1845, wollte Schiller Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer. Er zog seine Brieftasche hervor und las die darin befindlichen Briefe. Darunter war einer von mir. Es wurde Abend, Reinwald kam nicht; Schiller ging fort und ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hause kam, sagte man ihm, der Herr aus Bauerbach sei da gewesen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald sah die liegen

gebliebenen Briefe und las sie.“ Er las den Brief von Christophinen, las nochmals, schrieb ihn ab, und — faßte eine solche Verehrung für die Schreiberin, daß er sich hinsetzte und in einem ausführlichen Briefe, mit vielem Lobe über ihr reifes Denken und ihr herzliches Wohlwollen, sie, so gut er konnte, über den Bruder beruhigte. Reinwald meinte, die Einsamkeit von Bauerbach habe das Gemüth seines jungen Freundes verdüstert. „Die Gegend, schreibt er, wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Insel, und ein zweiter Winter, da zugebracht, wird Herrn D. S. völlig hypochondrisch machen. Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt.“ — — —

Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem braven Reinwald, der sich in das reife Denken eines Mädchens verliebt, und der wogenden Jünglingsseele, die alle Hindernisse der

Welt überfliegt, um ihre Ruhmeskränze einer sechszehnjährigen Blondine zu Füßen zu legen. Sie war es, die ihn mit den lockenden Bildern häuslichen Glückes umschwebte. Sie hielt ihn von Weimar, von Wien und Berlin, von Mannheim und — von seiner nächsten Pflicht gegen die Seinigen zurück, die ihm in Christophinens ernster Gestalt winkte.

Als nun Lotte nicht zurückkam, als die Mutter ohne sie in Bauerbach eintraf, da übertrug er auf diese noch die Empfindungen, die ihn zu der Entfernten zogen, und wenn sie noch einer Steigerung fähig war, so erreichte jetzt seine Hingebung eine bis zu religiöser Stimmung gehobene Gluth. Er wußte diese nicht anders zu retten, als im Verhältniß von Mutter und Sohn. Da, unter dem Namen Mutter, den er fortan so gern braucht, sicherten sich alle seine Gefühle für Lotte, fand seine Zärtlichkeit für die edle Frau eine heilige Stätte. Ihr that er all die Geständnisse, die zu verbergen die Mutter weise genug war. Ein einziges an die Tochter hätte vielleicht die Wolke gelöst, die sich schwerer und schwerer über Schiller's Seele legte. Aber konnte er dieses Geständniß thun? Eines Freundes Loos hatte er bereits getrübt. Konnte er der jungen Geliebten ruhigen Sinn an sein rastlos umgetriebenes Schicksal fesseln? Erobern mußte er erst dieses Glück, in die Welt mußte er einen Schritt thun. Aber er haßte diesen Schritt. Er rechnete und wußte nur, wieviel daran fehle, daß er in Bauerbach leben könne, „daß man ihn in Bauerbach begrabe." Aber woher dies nehmen? Wie es erlangen?

In diesem ewigen Kreislauf erhitzten, verzehrten sich

seine Gedanken. Diese Qualen und Gluthen trug er durch Feld und Geklipp, durch die einsamen Pfade der Wälder. Es zog jene mystische Dämmerung in seine Seele ein, die bei dem schwäbischen und westphälischen Volkscharakter sich bis zu Ahnungen und Visionen verdichtet.

In solchen Tagen war es wohl, wo ihn in tiefer Waldesnacht jene unheimliche Empfindung von der Nähe eines Todten befiel, wovon er späterhin Charlotten von Kalb und auch seiner Schwägerin erzählt hat. Es war in jener Gegend ein Mord geschehen, der wohl oft Gegenstand der Erinnerung im Munde der Leute war. Nach der Erzählung Charlottens scheint es, als ob Schiller bereits von der Begebenheit und den betheiligten Personen gehört hatte. Der Mörder und der Ermordete hatten beide in den Diensten des von Ostheim'schen Hauses gestanden und Charlotte von Kalb hatte beide gekannt. Ihre Fassung des Vorfalls, wie sie die natürlichste ist, mag wohl die richtigere sein. Sie erzählt: Einst ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagt, der Mord geschehen war. Einige Buchen durchkreuzten den Pfad. „Ich ging ganz allein, sagt er, heftig bewegten sich die Aeste, wie Klage und Aechzen war das Rauschen umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: hier liegt Martin begraben." *)

Der Dichter war auf dem gefährlichen Wege, der seinen Geistesverwandten Hölderlin in den Abgrund führte. Er

*) Charlotte. 32. G. Brückner a. a. O.

blickte immer anhaltender, immer verſinkender in das nächtliche Antlitz der Natur, er wehrte müde, wie ſein Don Carlos, die zürnenden Geiſter ſeines Ruhmes ab und ſank in jene wonnige und verzweifelte Träumerei, die ſich am liebſten in Thränen löſt. Ein Briefwechſel mit Lotte war nicht möglich; denn ſeine Briefe wurden von der Vorſteherin der Penſion geleſen, und ſolche Briefe, die geleſen werden konnten, mochte er ihr nicht ſchreiben. Der 18. Juni, der Geburtstag der Frau von Wolzogen, brachte wohl ein Wiederſehen Charlottens, aber keine Erklärung.

Frau von Wolzogen, in ihrem ſorglichen Herzen nach Frauenart nur auf die nächſte, die gegenwärtige Linderung bedacht, auch ſie durch den Umgang des liebenswürdigen Jünglings verwöhnt, ſah nur, daß er bei ihr in der Gartenhütte oder im Stübchen heiter war und gab einer Gewohnheit nach, die ihnen beiden ſo wohl that. Als aber ſein Zuſtand krankhafter ward, ſeine Thätigkeit erſchlaffte, ſeine Scheu vor allen ernſten Beziehungen des praktiſchen Lebens, ja vor allen Menſchen immer wuchs, da ergriff ſie das Gefühl, daß am Ende der Aufenthalt in Bauerbach ein Raub an ſeinem beſſeren Selbſt ſei, der ihm und ihr zum quälenden Vorwurf werden müſſe. Die Befürchtungen, welche ſeine Verborgenheit nöthig gemacht hatten, waren zugleich erloſchen. Der Herzog von Würtemberg, vielleicht durch die Verwendung der Gräfin von Hohenheim zu einem Verfahren geleitet, wie es Friedrich der Große und andere Fürſten gegen freie Rede und geiſtigen Fortſchritt übten, that nichts, was auf eine Verfolgung ſeines ehemaligen Zöglings deutete.

Ob Schiller seiner Gönnerin selbst in solchen Gedanken entgegenkam, ob ein neuer Antrag von Mannheim ihn aus seiner Vergessenheit riß, ob die Aussicht, durch die Aufführung seiner Dramen der Abtragung seiner Schulden, einem offenen Geständniß und einer Verbindung mit Lotten näher zu kommen, seinen Entschluß reifte, genug, auf einem einsamen Waldspaziergang mit seiner Gönnerin, unter Gesprächen über Schiller's Zukunft, trat ihnen wie von ungefähr der Gedanke entgegen, Schiller solle auf eine Zeitlang verreisen. Beide konnten die Vorstellung einer dauernden Trennung nicht fassen, und wenn Frau von Wolzogen wohl vorahnend die Vermuthung aussprach, daß es ein Abschied auf lange Zeit sein werde, so wies Schiller diese Vermuthung mit den zärtlichsten, den heiligsten Betheuerungen zurück. Er beschloß, nach Mannheim zu gehen. Die Theaterverhältnisse konnten ihn im schlimmsten Falle für den Winter fesseln, aber wiederkommen wollte und mußte er. Frau von Wolzogen nahm ihm sein Ehrenwort ab, sich wenigstens nicht zuerst in Mannheim anzubieten. Er konnte sich und der Freundin sagen, daß auch sie ihn nicht entbehren könne.

Der Tag der Abreise kam. Schiller packte nur das Nothwendigste. In fünf bis sechs Wochen hoffte er zurückzukehren. Die von Reinwald entliehenen Bücher ließ er auf seinem Zimmer stehen, sowie auch Manuskripte von ihm in Reinwald's Händen blieben. Frau von Wolzogen versah ihn mit Fuhrwerk für die ersten Tage und mit einer Kasse, worin auch die Rückreise bedacht war.*)

*) Dies ergiebt sich aus der Rechenschaft, die er in Mann-

Doch mochte sie wohl ahnen, daß Schiller nicht in Bauerbach würde begraben werden, und daß für sie die schöne Blüthe des innigen und geistvollen Verkehrs, die ihr einsames, früh verkümmertes Leben schmückte, für immer verblich, als der Jüngling sich schmerzlich von ihrem Herzen riß, um aus der stillen, sichernden Bucht wieder aufs unwirthliche Meer des Lebens hinauszusteuern.

---

heim der Freundin von seinen Finanzen ablegt. Aus einem Briefe Schiller's an Wilhelm von Wolzogen und aus andern an Henriette von Wolzogen geht hervor, daß letztere ihm im Lauf der Jahre mehrere hundert Gulden vorgestreckt hatte. Beziehungen 450. Zu der Auffassung, als ob Frau von Wolzogen Schiller's Entfernung betrieben habe, als ob er sich taktlos aufgedrängt hätte, berechtigt nichts.

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

Weltſcheu, ein wenig verzärtelt gegen rauhere Lebensluft, verwöhnt durch ſanftere Pflege, reiſte Schiller von Bauerbach ab. Mit andächtiger Trauer hingen alle ſeine Gedanken an dem lieben Fleck Erde, den er eben verlaſſen. Noch unterwegs, am folgenden Tage, trifft er einen Mann, der in die Gegend von Bauerbach ging. Dem muß er einen Brief mitgeben. „Liebſte, zärtlichſte Freundin, heißt es darin, der Verdacht, daß ich Sie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung.“ Und als er in Frankfurt ankommt, vertröſtet er ſie auf ausführlichere Nachrichten aus Mannheim. „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche. O meine beſte, liebſte Freundin, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen fällt mir unſre Hütte im Garten ein.“ —

Man hat dieſe und ähnliche Stellen mit blöden Augen angeſehen. Man wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem man Frau von Wolzogen eine etwas ſentimentale Frau nannte, oder indem man meinte, daß Schiller's Zärtlichkeit ihr aufgedrungen war und daß größtentheils Charlotten galt, was er der Mutter ſagte.

Aber dergleichen Erſcheinungen ſtanden damals nicht vereinzelt. Wir müſſen uns bemühen, jene Herzensverhältniſſe aus tieferen Quellen herzuleiten.

Die Menſchheit giebt ſich Götter, und um ihnen heilige Dauer zu leihen, befeſtigt ſie das ewig Werdende mit Formen. Aber auch die beſte Form iſt ſterblich. Sie fühlt ihre Endlichkeit, ſie mißbraucht die Herrſchaft, die ihr die Begeiſterung lieh, ſie wird Tyrannin und freut ſich einer entwürdigten, ins Dunkel geſtoßenen Menſchheit. Jahrhunderte lang herrſcht die Form, nachdem ihr Inhalt längſt zu der Heimath zurückgekehrt iſt, der er entſtammte. Hier, in dem menſchlichen Herzen, erweckt er das Gefühl der Freiheit, ein noch dunkles, einſichtsloſes Gefühl. Es würde in der Maſſe verſchwimmen, wenn es nicht zum Licht würde im Kopfe eines Heraklit, eines Anaxagoras. Der Gedanke des ewigen Wechſels erſchüttert die alten Formen in ihren Grundtiefen. Die Götter fallen, ein neues Univerſum geht in dem Bewußtſein der Menſchen auf. Muthig durch die Wahrheit, freudig über das neue Licht der Erkenntniß, ſieht ſich die kleine Schaar der Erleuchteten aus dem Kerker der Form gerettet; und wie von einem großen Ereigniß, das Alle betrifft, gerührt und erſchüttert, ſinkt der befreite Gefangene, aufgelöſt in Thränen der Wonne, an die Bruſt des Bruders. Solche Zeiten erzeugen begeiſterte Hetärien; verſchönert durch das Licht der Wahrheit, gefallen die Satyrzüge eines Sokrates dem Auge der Aspaſia. Aber niemals waren dieſe Bündniſſe ſo allgemein, ſo innig empfunden, als in der vielgeſchmähten Epoche der Empfindſamkeit. Sei es, daß dieſe Bündniſſe ein erneutes Chriſtenthum, ſei es, daß ſie ein

durch die Naturwiſſenſchaft und die Philoſophie erneutes Weltbewußtſein zum Inhalt hatten, immer gaben ſie den Menſchen des vorigen Jahrhunderts jenes verklärte Anſehen, jene wunderbare geiſtige Aehnlichkeit, daß man oft die Verzückten, mit dem Dichter zu reden, „nur noch an ihren Kleidern und nicht mehr an ihren Zügen erkennen mochte.“ So ward dem jungen Schiller die Gravitationslehre nicht blos ein Sinnbild, ſondern die Bürgſchaft für einen unzerreißbaren Geiſterbund. So ſagte er ſchon in ſeiner Rede über die Folgen der Tugend: „Liebe iſt es, die Seelen an Seelen feſſelt, Liebe iſt es, die aus der grenzenloſen Geiſterwelt eine einzige Familie und ſo viele Myriaden Geiſter zu ſo viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht.“ Eine Maçonnerie der Liebe ging auf den leiſen Schwingen von Silhouetten und Stammbuchblättern durch die Welt. Der Menſch ward dem Menſchen wieder lieb und wichtig, und nicht die bloße Charakterform, nicht der Zug der Geſchlechter, ſondern die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen knüpfte die edelſten Bande.

Schiller iſt oft wegen ſeiner typiſchen Charaktere getadelt. Hier liegt die Naturwahrheit eines Poſa, einer Johanna. So ſtellte ſich in der Verklärung einer neu erwachten Liebe zur Menſchheit, eines neuen Opfermuths die Perſönlichkeit dar, und wie Shakeſpeare's Brutus, der der Idee lebt, typiſcher iſt, als Caſſius, ſo mußte auch Schiller, wenn er den Abdruck ſeines Jahrhunderts ganz wieder geben wollte, nicht durch Temperament und Leidenſchaft ſtarr gewordene, ſondern durch Begeiſterung und Menſchenliebe gleichſam aufgelöſte, luftigere Charakterformen ſchaffen, die

über dem erstaunten Auge der Menschensöhne wie Götter in Wolken dahin fahren. Hier fließt Zeit und Dichter in Eins, und Schiller erscheint nur subjektiver als Shakespeare, weil der große Bewegungsgehalt der Zeit, den Schiller durchaus objektiv darstellt, sich auch in der Zeit zuerst als subjektiver Sturm und Drang ankündigte, bis dieser luftige Dunstkern allmählich in der französischen Revolution einen geschichtlichen, und folgerichtig in dem größten Dichter der geschichtlichen Zeitidee, soweit es damals einem deutschen Dichter möglich war, einen objektiv künstlerischen Körper annahm.

Ich will hier weder die Verirrungen dieser Epoche, noch ihre glänzenden Erscheinungen verfolgen, wie sie in den Freundschaften der Klopstock, Goethe, Jacobi und tausend Anderer, Männer und Frauen verband, wie sie im Illuminaten- und Freimaurerorden Humanitätszwecke oft sehr unklarer Natur durchzusetzen suchte, nur daran will ich erinnern, daß sie es war, die das erste deutsche Publikum schuf. Von Riga bis Zürich spannte sich diese Aeolsharfe, die jedem geistigen Luftzug erklang; der Dichter konnte in seinen Freunden die Welt sehen und konnte an ein Nationalgefühl glauben, noch ehe die Deutschen eine Nation waren, weil die Besten des Volks so stark, so einig empfanden.

Jemehr die Frauenwelt sich diesen Bündnissen des Guten, Wahren und Schönen anschloß, um so reizvoller und leidenschaftlicher mußten sie werden. Durch Stand, durch Alter und Ehebande oft getrennt, verschmolzen die Seelen um so glühender in geistiger Freundschaft. Die Frauen brachten den neuen Schöpfungen der Männer eine

Empfänglichkeit ohne Schranke entgegen und leiteten zum Maß, indem sie das Uebermaß nicht verhöhnten. Hingerissen von dem neuen Zauber, zerbrach die Freundschaft kühnlich Amor's Bogen, um nur dem Gott des Gesanges zu gehören. Aber während dieser die goldenen Saiten rührte, raubte der Gott der Liebe den ferntreffenden Bogen Apoll's und schoß seine Pfeile von ihm in die lauschenden Herzen. Nun gab es Lust und wilde Klage, Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, Wahlverwandtschaften und herzzerreißende Trennungen. Viele blieben in dieser Pein der Gefühle schweben und machten sie zum Inhalt der Kunst und des Lebens. Auch die Gemeinheit zog, wie immer, aus dem Kampfe der Edlen die Entschuldigung für ihre ruchlosen Systeme, und brachte es dahin, daß man jetzt genöthigt ist, zu den herrlichsten Herzensbündnissen solcher Art die großen Ahnen und Verwandten zu nennen, um ihren Adel zu erweisen.

Matt und erschöpft kam Schiller am 27. Juli in Mannheim an. Meyer sorgte für eine Wohnung und für die tägliche Kost.*) Aber der Ankömmling zeigte keineswegs Lust, sich mit unzerreißbaren Banden an Mannheim zu fesseln. Das Theater empfing ihn mit schläfrigen Sommeraugen. Dalberg und Iffland waren verreist. Das Repertoir, ganz dem Geschmack der anwesenden Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken angepaßt, bot nur Alltagskost. „Gestehen muß ich Ihnen, schrieb Schiller schon am 28.

*) Neben dem Schloßplatz, im Hubertshaus, er zahlte wöchentlich für 2 Zimmer 1 fl. Mittag- und Abendessen 24 Xr.

nach Bauerbach, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unſerm ſtillen, glücklichen Leben entſetzlich verliert. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerſte Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünſche es einigermaßen doch; denn es iſt etwas Tröſtendes und Süßes in der Vorſtellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht luſtig ſind. O es ſoll mich anſpornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu ſein; und indeſſen will ich bei meinen großen Zerſtreuungen an Sie, meine Wertheſte, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der Geſellſchaften losreißen und auf meinem Zimmer ſchwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher geweſen ſind, meine erſte und theuerſte Freundin, und laſſen Sie uns ein Beiſpiel unverfälſchter Freundſchaft ſein. Wir wollen uns beide beſſer und edler machen, wir wollen durch wechſelſeitigen Antheil und den zarteſten Bund ſchöner Empfindungen die Glückſeligkeit dieſes Lebens erſchöpfen und am Ende ſtolz auf dies reine Bündniß ſein." Das Leben drängt ſeine Anſprüche, ſeine gegenwärtigen Geſtalten nur zu gern zwiſchen zwei eng verbundene Herzen und ſo ſehen wir unſern Dichter bald von ſeinen Freunden umringt, bei einem Ausfluge nach Oggersheim aufs innigſte gerührt über den Jubel, mit dem ihn ſelbſt ſeine alten Wirthsleute empfangen, wir ſehen ihn im Schwan'ſchen Hauſe, wo er mit Beifall ſeine Luiſe Millerin vorlieſt und allmählich in die „großen Zerſtreuungen" hineingeführt, in denen er ſeine Freundin nicht vergeſſen wollte. Eine ganz unerwartete Freude war ſeine Ankunft für Streicher. Dieſem war von

der neuen Anknüpfung mit Dalberg nichts gesagt worden, und Streicher wollte kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Dichter sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehn ihm entgegentrat.

So gingen, während eine unerträgliche Hitze den Dichter an aller Arbeit verhinderte, vierzehn Tage hin. Gewaffnet mit Schwan's praktischen Vorschlägen und seinem Vorsatz, so mißtrauisch als möglich in die Verhandlungen einzugehen, erwartete er sehnsüchtig Dalberg's Ankunft. Diese erfolgte etwa am 10. August. Dalberg kam ihm auf die verbindlichste Art entgegen, versprach, Fiesko anzunehmen, regte den Dichter zu einer nochmaligen Umarbeitung an, sagte ihm eine Aufführung der Räuber und anderer großer Stücke zu, um ihn in Feuer zu setzen, war selbst ganz Feuer, und diesmal nicht, wie Schiller argwöhnte, blos Pulverfeuer, sondern bestimmte sogleich, daß seine Luise Millerin am 13. August im Gesammtausschuß, bei welchem der Intendant den Vorsitz führte, auf ihre scenische Brauchbarkeit geprüft und vorgelesen wurde. Auch Schwan hielt den Dichter in Athem, zeigte ihm Briefe von Wieland, welche bewiesen, wie groß diese Berühmtheit von Schiller urtheile. Noch erschütterten freilich alle diese Stimmen nicht seinen Vorsatz, sobald als möglich nach Bauerbach zurückzukehren.

„Mein Aufenthalt in B., schreibt er der Frau von Wolzogen, soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben und weder Ihnen, noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung,

freuen Sie ſich, hat ſchon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſend zu verderben." —

Auch die Freundin litt unter der Trennung und brachte, wie ſie an Schiller ſchreibt, ihre Tage ſehr düſter zu. Er ſpricht ihr Troſt ein, verweiſt ſie, die Chriſtin, auf Gottes Vorſehung und haftet ihr „für ewige Freundſchaft." Noch lebt er mit allen Gedanken in Bauerbach, alle geliebten Plätze läßt er grüßen und alle Menſchen, die Pfarrer, Reinwald, ſelbſt die Dienſtmagd, die Judith, vergißt er nicht.

Da Schiller ſeiner Freundin das Wort gegeben, ſich nicht ſelbſt anzubieten, kam Dalberg ihm endlich mit einem Antrage entgegen. Noch kämpfte der Dichter ernſtlich mit ſich ſelbſt, ob er ihn annehmen ſollte, als ein Brief von Bauerbach die Meldung brachte, daß Herr von Winkelmann zwei Monate dort zubringen wolle. Das entſchied, und ſo verdankte das Mannheimer Theater der leidenſchaftlichſten Eiferſucht ſeinen tragiſchen Dichter. Dalberg, der ihn jetzt öfter zur Tafel lud, brachte bei ſolcher Gelegenheit die Sache in Ordnung und Schiller wurde auf ein Jahr engagirt. Er ſollte in dieſer Friſt vom erſten September 1783 bis zum letzten Auguſt 1784 dem Theater drei Stücke geben, Fiesko, Luiſe Millerin und ein drittes, das noch zu ſchreiben war. Dafür bekam er ein Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm alsbald 200 ausgezahlt werden ſollten. Außerdem wurde ihm von jedem Stücke die Einnahme einer von ihm zu

bestimmenden Aufführung mit unbenommenem Eigenthumsrecht an dem Werke zugesagt. Auch erhielt er die Erlaubniß, während der heißesten Sommerzeit außerhalb leben zu dürfen.

So hatte das Mannheimer Theater, das vor sechs Jahren Lessing vergebens zu gewinnen gesucht, einen Dichter und Schiller eine Anstellung, die auf seine innerste Neigung gegründet war. Dalberg ließ, wie zur Begrüßung des neuen Dramatikers, die Räuber aufführen und das Haus wimmelte von Zuschauern. Aber schon am Tage nach dieser Vorstellung trat dem unglücklichen Schiller eine neue Gestalt von Hemmnissen entgegen, welche von nun an so oft sein Leben zu einem bewundernswürdigen Kampfe des Geistes mit dem Körper macht.

Der Sommer des Jahres 1783 war ungewöhnlich heiß, und es brach in der durch die Ausdünstungen der Festungsgraben und Sümpfe schon an sich ungesunden Stadt eine Seuche aus, welche einen so gefährlichen Charakter annahm, daß beinahe die Hälfte der Einwohner erkrankte und viele starben. Auch Schiller ward vom Fieber befallen, und kam bald in einen Zustand, der ihm jetzt doppelt lästig war. „Ich wünsche nichts dringender, schreibt er an Dalberg nach den ersten acht Tagen seiner Krankheit, als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu seyn, dem Theater meinen Eifer und meine Dienste in dem Maße zu zeigen, in welchem ich mich zu seinem Liebhaber bekenne.“ *) Während er selbst

*) Der undatirte Brief folgt in der Sammlung fälschlich auf den Brief vom 29. September. Er ist Ende August oder Anfang September zu setzen.

mit dem Fieber rang, traf ihn die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Freundes Meyer, der, ebenfalls erkrankt, am 2. September in einem Alter von 34 Jahren dahinstarb. An ihm verlor nicht blos das Theater einen in Ekhof's Schule gebildeten Schauspieler und umsichtigen Arbeiter, auch Schiller entbehrte fortan die mäßigende, besonnene Stimme, welche ihm in seinem neuen Verhältniß oft sehr nützlich hätte werden können. Zur Bestätigung der ärztlichen Kenntnisse Schiller's erzählt Streicher, daß der Freund die üblen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt Hofrath Mai angeordnet, vorausgesagt habe.

Schiller selbst war in guten Händen und wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt, aber sein Kopf war bald so angegriffen, daß er einem andern Arzt übergeben werden mußte. Die Wittwe seines Freundes Meyer bereitete ihm sein Krankenmahl und Besuche erheiterten seine trostlose Lage. Er aß Fieberrinde wie Brod, um seinen Kopf frei zu bekommen, und versetzte dadurch seiner Gesundheit einen Stoß für die Zeit seines Lebens. Erst am 11. September war er so weit hergestellt, daß er seiner Freundin in Bauerbach die Neuigkeiten mittheilen konnte, welche dem Leser bereits bekannt sind. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, so schreibt er, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben." Er übergiebt sie bis zum Wiedersehen dem Arm des allmächtigen Gottes; „flehen Sie ihn, ruft er ihr zu, um Schutz für mein Herz und meine Jugend." Ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung nennt er diese

Freundſchaft. „Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälſchter Zuneigung hing, und eine ſolche Freundſchaft iſt über allen Wechſel der Umſtände erhaben.“

Dachte er bei dieſen Worten vielleicht an eine andere Freundin, an welche ihn Chriſtophine in einem Schreiben vom 9. September erinnert hatte, an Frau Viſcher? „Es iſt nicht recht, ſchrieb die Schweſter, daß Du ſo ganz mit ihr abbrichſt. Sie iſt noch immer ſo freundſchaftlich mit uns, wie ehemals, und fragt allemal mit ſo viel Theilnahme nach Dir. Es iſt doch ein gutes Weib, ſie mag auch ſonſt ihre Fehler haben, ſo hat ſie Dir doch viele Freundſchaft bewieſen.“ Und der gute Bruder nimmt ſich das zu Herzen, und in einem Zuſtande, in dem auch die Beſten zunächſt an ſich zu denken pflegen, ſendet er der Frau, die ſonſt ihre Fehler haben mochte, ein Meßgeſchenk mit ſeiner Silhouette. War er doch jetzt ein reicher Mann, hatte er doch 200 Gulden im Vermögen! Er dachte nun vor allem daran, die Fluth von Geſchäften, die vor ihm lag, zu bewältigen, und nahm ſich vor, dieſes nächſte Jahr ſolle über ſein ganzes Schickſal entſcheiden. Er bat in einem Schreiben vom 29. September Dalberg um Rath, ob er zuerſt den Fiesko oder die Luiſe Millerin umarbeiten ſolle. Er ſchloß ſich den Ausſtellungen, welche das Theater namentlich an den Frauencharakteren, an der blühenden Sprache des erſteren gemacht hatte, in ſeinem Briefe an Dalberg zu bereitwillig an; denn als er nun wirklich an den Fiesko ging, kam der Widerwille ſeines beſſern Künſtlergewiſſens mit aller Macht über ihn; er ſah nach Streicher's

Bemerkung ein, daß bei den Abänderungen, welche das Theater verlangte, dem Verstande und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müsse. Besonders hatte Dalberg vieles gegen den Schluß eingewendet, weil er weder dem ersten Schauspieler noch dem Publikum Genüge leisten könne und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden genommen, bedeutend schwächen müsse. Wir werden später sehen, wie der Dichter sich weit nachgiebiger, als bei den Räubern, zu einer unbegreiflichen Verfälschung seines Ideals herabließ, einer Verfälschung, die einigermaßen mit seiner traurigen Lage und der Fessel der festen Anstellung zu erklären ist. Bereits am 12. Oktober erließ er eine Ankündigung, daß die Bühnen den für das Theater bearbeiteten Fiesko nur von ihm selbst beziehen möchten.

Am 15. Oktober erschien Schiller zum ersten Mal in der Sitzung des Theaterausschusses. Er hatte sich lebhaft darauf gefreut. Hier wurde, wie früher erwähnt, unter Dalberg's Vorsitz eine mündliche Debatte über bedeutende Vorstellungen, über die Leistungen der Dichter und Darsteller gehalten, und theoretische Fragen über verschiedene Punkte der Darstellungskunst, z. B. was Natur, was der wahre Anstand auf der Bühne sei, wurden zur schriftlichen Beantwortung mit nach Hause gegeben, die beste Lösung mit Preisen gekrönt.

Hier empfing somit der Dichter die lebendige Anschauung eines in seinen Einrichtungen mustergültigen Kunstinstituts. Wie sehr ist es zu beklagen, daß bei dem ersten Eintritt in seinen neuen Beruf der frische Anlauf seiner Kräfte ge-

brochen war! Schon eine Kritik über A. v. Klein's „Sickingen", die ihm Dalberg aufgetragen, hatte er nicht aus seinem kranken Kopf herauszimmern können. Eine andre, ihm in der Sitzung vom 15. Oktober aufgetragene Beurtheilung vor „Albertine von Kronau" lieferte er erst in sehr dürftiger Form am 14. Januar 1784. Und doch hatte er hier die Aufgabe, sein poetisches Prinzip mit voller Energie auf den Kampfplatz zu führen; denn man irrt sehr, wenn man meint, die Sympathie des Publikums sei ganz uneingeschränkt dem Dichter der Räuber zugefallen. Es finden sich Stimmen genug, welche das Gegentheil beweisen. So hatte der Theaterarzt Hofrath Mai in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung einen seltsamen Aufsatz (vom 1. Februar 1783 datirt) erscheinen lassen, in dem er unter dem Titel: „Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten" solche Stücke, wie die Räuber, als Zerstörer der Gesundheit verklagte. So liest man in den Briefen aus Mannheim von Sophie la Roche, daß diese damals stimmführende Schriftstellerin der Empfindsamkeit weit mehr allen andern Produkten, als den „Riesenideen" der Schiller'schen Muse zugethan war, und aus den Anforderungen, die Dalberg, von seinem Standpunkte aus vielleicht berechtigt, an den Dichter machte, erkennt sich leicht, daß die Wege des letzteren nicht lange mit denen des Intendanten zusammengehen konnten. Ein gesunder Mann, klug, berechnend, schmiegsam hätte hier seinen Weg machen können. Schiller war von allem diesen so ziemlich das Gegentheil. Er vergaß, wenn ihn ein rein menschliches Interesse erfaßte, sogar die nöthigste Selbstschonung. Eben jene Frau von la Roche,

mit den Erſten der Literatur-Epoche durch die Bande der Freundſchaft verknüpft, die erſte Schriftſtellerin, die in Deutſchland die humaniſtiſchen Ideen in Romanform und in äußerſt tugendhaften Erziehungsſchriften einem großen Theil der weiblichen Welt zuführte, wünſchte den Verfaſſer der Räuber kennen zu lernen, zumal ſie auch mit Frau von Wolzogen in Verkehr ſtand. Ihr Gatte, noch vor drei Jahren vielvermögender Staatskanzler bei der Kurtrier'ſchen Regierung, hatte Briefe über das Mönchsweſen veröffentlicht. Er fiel in Ungnade und ſein gleichgeſinnter Freund, der Miniſter von Hohenfeld, nahm aus Liebe zu ihm ſeine Entlaſſung. Hohenfeld überließ ſogar ſein Haus in Speier der Familie la Roche, indem er ſich nur eine beſcheidene Wohnung in demſelben vorbehielt. In dieſes Haus trat nun in Geſellſchaft von Schwan, von deſſen Tochter Margarethe und ihrer Freundin, der Tochter des Hofraths Lamey, der noch halbkranke Dichter. Er fand ſchon jetzt und noch mehr bei wiederholtem Beſuch in der Wirthin die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die einſt mit ihren ſchmelzenden braunen Augen, ihrer hohen Geſtalt und der Grazie ihres feinen, ſchmalen Kopfes Wieland bezauberte, und auch jetzt noch in dem Alter zwiſchen funfzig und ſechszig Jahren, wie Schiller ſchreibt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt hatte. Noch raſcher verſtand er ſich mit dem großgeſinnten Herrn von Hohenfeld, den er der Freundin in Bauerbach als einen Menſchen ſchildert, fähig, ihn mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zu verſöhnen, wenn er auch um ſich herum tauſend Schurken begegnen müſſe.

Ebenſo warmen Antheil nahm Schiller an der Perſon

eines, vielfachen Verfolgungen ausgesetzten katholischen Geistlichen, Namens Trunk, der ihn oft in seiner Krankheit besuchte.*) Nennt er diesen Mann ein Beispiel, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind, so stand ihm ein anderes Beispiel dieser Art täglich in zwei Menschen vor Augen, die seinem Herzen sehr theuer geworden waren. Es war der Schauspieler Heinrich Beck und seine Verlobte, Karoline Ziegler. Letztere, eine Freundin von Margarethe Schwan, die Tochter des Hofkammerraths Ziegler in Mannheim, hatte mit Glück die Bühne betreten. Eine äußerst anmuthige Erscheinung, verklärt durch die schwärmerische Liebe zu ihrem Verlobten, geschmückt mit allen häuslichen Tugenden, hatte sie dem Dichter der Luise als Darstellerin seiner Heldin vorgeschwebt, und er widmete ihr zu dem künstlerischen Interesse seine wärmste menschliche Theilnahme, als er die eheliche Einsegnung der beiden Verlobten von der Geistlichkeit verweigert sah, weil Karoline Katholikin und Beck Protestant war.

So sah der Dichter überall die zeitbewegenden Ideen unter der Decke wühlen. So erhielt er in jener Zeit den Besuch eines Freimaurers, welcher ihm mittheilte, daß sein Name schon auf mehreren Maurerlisten stehe, und einen reichen Wechsel von Menschen sah er bei Dalberg und bei Schwan, in dessen Hause Offiziere, Künstler und Gelehrte jedes Faches aufs freiste verkehrten. Schwan selbst hatte schon durch eine abenteuerliche Lebensgeschichte eine gewisse

*) Vergl. Religionsklage von P. Trunk. 2 Theile. Mannheim 1784.

Bedeutung. Als Sohn eines Buchbinders in Prenzlau hatte er es in Rußland bis zum Offizier gebracht; während des siebenjährigen Kriegs wegen seiner Sympathien für Preußen beinahe nach Sibirien geschickt, ward er zur Ausweisung begnadigt, ging nach Holland, schriftstellerte, wurde in der Kommandite, welche der Frankfurter reiche Buchhändler Eslinger zu Mannheim besaß, Geschäftsführer, endlich dessen vermöglicher Tochtermann und gelangte zu Ansehen und Titeln. Nach dem Tode seiner Frau fiel die Leitung des Hauswesens ihrer neunzehnjährigen Tochter zu. Margarethe Schwan war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, im täglichen Verkehr mit schönen Geistern gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen, und verwahrte ihr Herz zum Unglück ihres Lebens bei aller Wachsamkeit in einem zu unsicheren Busen. Auch Schiller, der ihr oft in Gegenwart des Vaters vorlas, was er eben vollendet hatte, schien Eindruck auf sie zu machen. Aber die entfaltete Blume vermochte aus seinem Herzen nicht das Bild der Knospe zu verdrängen. Lotte von Wolzogen sandte er viel tausend Gedanken und Grüße, und einmal ermuthigte er sich sogar so weit, sie in seinem Namen von der Mutter küssen zu lassen. An sie fing er Briefe an und zerriß sie wieder. Freilich hatte der Dichter in der Atmosphäre der Koulissen manche Versuchung zu überwinden, die er getreulich nach Bauerbach beichtete. Selbst die Dankbarkeit fesselte

ihn an dieſe Kreiſe. So vergalt er der Wittwe ſeines Freundes Meyer, die mit einer hübſchen Schweſter in Mannheim blieb, ihre Theilnahme durch die herzlichſte Freundſchaft.

Ein ſo anregender Umgang war für ſeine Geſundheit nicht förderlich. Waſſerſuppen heute, Waſſerſuppen morgen, Fieberrinde wie Brod, ein Logiswechſel obendrein, und doch ſchreibt er nach Bauerbach: „Ich bin zufrieden.“

Ein Lichtpunkt in ſeiner Krankheit ſind ſechs Flaſchen Burgunder, die ihm ein Freund zu ſeinem Geburtstage geſchickt hat. Aber bald kommen andere Freunde, die ſie ihm zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen austrinken. „Stellen Sie ſich vor, meine Beſte, ſo heißt es in einer Nachſchrift vom 14. November, wie angenehm ich geſtern in dem Fortſchreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — ſtellen Sie ſich meinen fröhlichen Schrecken vor — Profeſſor Abel und Batz, ein anderer Freund von mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute die Zeit floß. Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegeſſen. (Sehen Sie! ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet Nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde. habe ich ja doch ein unbeſchreibliches Vergnügen gehabt.“ Und den Mann, der dies ſchrieb, hat man des Lorbeer-Egoismus angeklagt! Auch Abel, der kleine dicke Profeſſor,

der damals zum höchſten Ergötzen ſeines ehemaligen Schülers mit rundem Hut, Hirſchfänger und Sporen, wie ein Jenenſer Student, durch die Gaſſen Mannheims ritt, erzählt, daß er Schiller voll Zuverſicht zu ſeinen Erfolgen, voll Muth und Hoffnung gefunden habe. Noch einen andern „Spaß“ hat der Theaterdichter der Freundin zu berichten. Dalberg hat ihm aufgetragen, zum 19. November, dem Namenstage der Kurfürſtin, eine poetiſche Rede fürs Theater zu machen. „Ich mache ſie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit ſatiriſch und ſcharf. Heute ſchick' ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt mehr ein Pasquill als Lobrede auf die kurfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingeſtellt.“ Beiläufig ein ſchlechtes Debüt für den Theaterdichter.

Trotz dieſer Störungen war Schiller im November mit der Umarbeitung des Fiesko fertig geworden. Das Stück ſollte zum Karneval in Szene gehen. Dalberg drängte; noch war die Abſchrift anzufertigen. Hierzu wurde dem Kranken ein Regimentsfourier vorgeſchlagen, der eine ſchöne, deutliche Hand ſchrieb. „In den erſten Stunden, erzählt Streicher, fühlte ſich der Verfaſſer ſehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald ſitzend, bald auf- und niedergehend vorſagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entſetzte ſich Schiller, als er ſeinen ihm ſo werth gewordenen Helden Fiesko in Viesgo, die liebliche Leonora in Leohnore, Calcagna in Kalkahnia verwandelt fand.“ Schiller gerieth in einen komiſchen Zorn, und als ein

zweiter Verſuch ebenſo ſchlecht ausfiel, verlor er die Geduld gänzlich. Er faßte den heroiſchen Entſchluß, das ganze Stück ſelbſt ins Reine zu ſchreiben, und mit Hülfe von vieler Chinarinde, Waſſerſuppen und einiger Energie brachte er die Arbeit in einigen Nächten und Tagen zu Stande, ſo daß er ſie Dalberg abliefern konnte.

Es wird uns leichter, eine ſelbſtgewählte, außerordentliche Lebenslage mit ihren Plagen und Kümmerniſſen zu dulden, wenn wir mit allen unſern gegebenen Verhältniſſen gebrochen haben, als wenn wir mit letztern noch tauſendfach zuſammenhängen. Auf einmal die Erwartungen der Unſern zerſchmettern, um Raum zu gewinnen, ſie ſpäter vielleicht zu übertreffen, wie viel leichter, als fortwährend, gekreuzt von Anſprüchen und Fragen der Theilnahme, immer kleine Erwartungen zu erregen und wieder zu täuſchen. Mit dem unverdienten Fluche der Welt ſeinen eigenen Weg gehen, das giebt wenigſtens einen grimmig ſtählenden Schmerz, aber auf allen Seiten es recht machen ſollen, dies ſchwere Loos, es war das Loos unſeres Schiller, und da liegt ein Märtyrerthum verborgen, welches manch weniger liebendes Herz zum Aufſchrei des Zorns hingeriſſen hätte. Schiller's Eltern waren anfangs über die Anſtellung des Sohnes ſehr glücklich, und der Hauptmann dankte dem Freiherrn von Dalberg in einem eigenen Schreiben für die dem Sohne erwieſene „Gnade", fügte zum Ueberfluß noch die Bitte hinzu, dem unerfahrenen jungen Mann einen wahren Freund zuzuordnen, der in ökonomiſchen und ſittlichen Dingen ſein Mentor ſei. Allmählich aber ward der Vater mit den unſicheren Ausſichten, ja ſelbſt mit der Krankheit des Sohnes

unzufrieden. Die Mutter kränkelte fortwährend, ein krampfhaftes Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater, um durch eine Wiedervereinigung mit Friedrich die Kranke zu trösten, schlug vor, sein Sohn solle an den Herzog schreiben, ja er erbot sich selber hierzu, damit dem Flüchtling straflose Rückkehr zugesichert würde. Christophine wiederholte solche Bitten dringender und mit Anklagen, die Schiller's Herz zerrissen. Da man in Stuttgart nunmehr seinen Aufenthalt und seine Anstellung kannte, wurden die Schuldforderungen lauter. Es war gewiß ein kummervoller Neujahrstag, an dem sich Schiller hinsetzte und Christophinen in einem noch vorhandenen Briefe versicherte, daß keine Verschlimmerung seines Herzens an seiner Nachlässigkeit im Schreiben schuld sei. Er sei in entsetzlichen Zerstreuungen herumgeworfen und von Beschämung erfüllt, daß er seine Entwürfe über das Glück der Seinigen so wenig habe zur Ausführung bringen können. Den Vorschlag zur Rückkehr lehnt er fest und entschieden ab. Seine Ehre würde entsetzlich leiden, und so lange er nicht beweisen könne, daß er den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, werde die Welt in einer mittelbar oder unmittelbar erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuthen, in Würtemberg unterzukommen. „Die offne, edle Kühnheit, schreibt er, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte.“ Seine Sache, fühlte er, sei eine öffentliche geworden, man habe sich für ihn auf Unkosten des Herzogs

intereſſirt. Er könne nicht verhindern, daß der Vater an den Herzog ſchreibe, nur dieſes verſichert er die Schweſter, daß er gegen eine etwaige Erlaubniß des Herzogs wenigſtens einen Charakter in die Wagſchale zu legen haben müſſe; dagegen den durch eine abſchlägliche Antwort ihm zugefügten Affront durch offenbare Sottiſen zu rächen ſich nicht werde enthalten können.

Schiller ſchlug mit dieſem Briefe jeden Vermittelungsverſuch nieder. Der Vater ſtand von ſeinem Begehren gänzlich ab und hoffte übrigens, wie er ſchrieb, zu Gott, daß ihre Trennung nicht immer fortdauern ſolle und daß er es endlich doch erleben werde, ſeinen einzigen Sohn auch wieder um ſich zu haben.

Auf ſolche aufreibenden Seelenkämpfe war die herannahende Aufführung des Fiesko eine wahre Wohlthat. Schiller leitete die Proben ſelbſt, wobei ihm die Unbehülflichkeit der Statiſten, über die er ebenſo oft lachen als ſich ärgern mußte, das Geheimniß verrieth, weshalb die Bühnen ſich ſo hartnäckig gegen hiſtoriſche Dramen zu ſträuben pflegen.

II.

Fiesko.

Es war keine geringe Kühnheit, als Schiller es unternahm, dem Publikum von der Bühne herab einen ganz andern Fiesko zu bieten, als der ſeit beinahe einem Jahre

gedruckt in allen Händen war. Der letztere war unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller, Mannheim in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1783" erschienen. Er war dem Professor Abel in dankbarem Andenken gewidmet und trug das Motto: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate. Sallust von Katilina."

In dieser ursprünglichen Gestalt ist das Stück in die gesammelten Werke übergegangen. Es ist, um die gangbare Klassifikation zu gebrauchen, dem Stoffe nach historisch-politisches Drama, der Behandlung nach wesentlich Charaktertragödie. Nach diesen beiden Gesichtspunkten hin wendet sich der Dichter auch in der kurzen Vorrede. Die Freiheiten, welche er sich mit dem historischen Stoff genommen, entschuldigt er mit der Aufgabe des Künstlers, ein nothwendiges, in sich selbst abgeschlossenes Weltbild zu geben. Das eigentliche Problem, welches ihm im Fiesko aufgegangen ist, spricht er klar genug aus, indem er sagt: „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. Hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Kabale." Natürlich meint der Dichter keine andere Kunst und Kabale, als die der Held selbst aus sich hervorspinnt und in deren Netzen er fällt. Er wollte den Menschen durch den staatsklugen Kopf verwickeln, er wollte einen politischen Spieler darstellen, der verliert, weil er zu künstlich, weil er aus unersättlichem Selbstgenuß mit Allem spielt.

Fragen wir: wie hat der Dichter dieses Problem gelöst?

Es ist längst anerkannt, daß es kein Ruhm sei, einen Stoff selbst zu erfinden. Gegebene Stoffe bringen ihre Beglaubigung mit sich, insofern wird dem Künstler manches erspart; aber sie treten auch mit der ganzen Tyrannei einer breiten Wirklichkeit auf, in welcher der Künstler bald leise zu rücken, bald kühn zu schneiden, bald eigenmächtig umzuformen und neu zu schaffen hat.

Will man Schiller's künstlerisches Talent beurtheilen, so ist es hier vor Allem nöthig, nach dem gegebenen Stoffe zu fragen. Aufmerksam gemacht ist Schiller auf den Stoff des Fiesko wahrscheinlich durch Rousseau. In seiner Erinnerung an das Publikum, welche er vor der Aufführung erließ, sagt Schiller, daß er von seinem Helden vorläufig nichts Empfehlenderes zu sagen wisse, als daß J. J. Rousseau ihn im Herzen getragen. Rousseau erwähnt des Fiesko an mehreren Stellen. „Plutarch, heißt es bei ihm, hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, einen Grafen von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Immer wies man ihn auf Genua's Fürstenthron hin, in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als den Usurpator zu stürzen." Und an einer andern Stelle, wo Rousseau von der Nothwendigkeit spricht, heroische Tugenden nicht auf Kosten der häuslichen zu üben, führt er neben Brutus, welcher der Portia sein Geheimniß aus Liebe zur Gattin mittheilt, den Grafen Fiesko als ein leuchtendes, nur zu wenig bekanntes Beispiel an,

wie heroiſche Pläne in einem menſchlich bewegten Herzen wohnen können. „Wiewohl er ſehr vorſichtig war, vertraute er ſeinen großen Plan ſeinem Bruder, ſeiner Gattin, welche ebenſo jugendlich war, wie er; und nach ſehr großen, ſehr langſamen, ſehr ſchwierigen Vorbereitungen war das Geheimniß ſo wohl bewahrt, das Unternehmen ſo fein berechnet, der Erfolg ſo vollſtändig, daß der junge Fiesko Herr von Genua war in dem Augenblick, wo er durch einen Zufall umkam.“

Wie man ſieht, gehört das eigentliche Problem unſeres Stückes nicht Rouſſeau, ſondern durchaus unſerem Dichter. Es entwickelte ſich ihm aus der Geſchichte.

Die Republik Genua war im Jahre 1547, in welchem unſere Begebenheit ſpielt, bereits abhängig von der Macht und Intrigue der europäiſchen Politik. Zu reich und mächtig, um als gute Priſe verſchlungen zu werden, zu klein, um ganz ſelbſtändig bleiben zu können, war ſie ein willkommenes Gewicht, mit welchem ſich die Wagſchale der ſpaniſchen oder der franzöſiſchen Krone abwechſelnd zu bereichern ſuchte. Karl V. brauchte die genueſiſche Seemacht gegen die Türken und hielt den franzöſiſchen und päpſtlichen Einfluß in Italien damit in Schach, Frankreich dagegen ſuchte die Republik als Gegengewicht gegen die ſpaniſche Politik zu benutzen. Solchen auswärtigen Zielen kamen die inneren Zuſtände von Genua trefflich entgegen.

Hier rangen Partheien um die Herrſchaft; einmal die Popolaren, Kapitaliſten neuern Datums, welche durch den blühenden Handel aus dem Bürgerſtande ſich zu Rang und Anſehen, ſelbſt zur Dogenwürde erhoben hatten, und die

UNIVERSITÄTS

altadligen Landschafts-Dynasten, unter deren Regiment das alte Genua die ligurische Königin, die Beherrscherin des Mittelmeeres geworden war. Diese Adelsgeschlechter der Doria, Fieschi, Spinola und Anderer, eifersüchtig auf jeden Machtbesitz, eingedenk alter Ehren und alter Feindschaften, waren stets bereit, sich mit auswärtiger Hülfe gegen dasjenige Adelsgeschlecht zu erheben, welches die erste Würde der Republik einnahm.

Ein besserer Sinn schien in dem Abkömmling eines dieser Geschlechter, in Andreas Doria, aufzuleben. In fremdem, namentlich französischem Dienst erzogen, als tapferer Seeheld geehrt, hatte er Genua aus den Händen der Spanier befreit, aber von den Franzosen unklug aufgegeben, warf er sich plötzlich Kaiser Karl V. in die Arme, schlug die Franzosen aus Genua heraus und begründete in seiner Vaterstadt eine neue Ordnung der Dinge. Karl V. wünschte ihn als Herzog von Genua in seinem Dienst zu behalten. Die Genueser selbst riefen ihn zum lebenslänglichen Dogen aus. Aber Andreas Doria, den die Begeisterung den Retter des Vaterlandes nannte, erklärte in der Versammlung, da er in des Kaisers Dienst bleibe, könne er nicht Doge der Republik sein: er habe keinen andern Stolz, als in der wiederbefreiten Vaterstadt als Bürger zu leben. Unter dem Eindruck dieser Selbstentäußerung ward eine Verfassung eingeführt, welche die periodische Wahl der Behörden auf die Einordnung sämmtlicher Besitzenden, die alle fortan Edelleute hießen, in 28 Alberghi gründete. Man wollte Andreas Doria zum lebenslänglichen Syndikus machen; er nahm die Würde zunächst nur auf 4 Jahre an. Karl V. erhob

ihn zum Fürſten und konnte dafür auf die genueſiſche Seemacht für immer bei ſeinen Unternehmungen gegen die Türken rechnen.

So lange Doria lebte, konnte dieſer neue Zuſtand dauern. Aber mit beſorgtem Auge mußten ſelbſt die geadelten Popolaren in die Zukunft blicken. Andreas war kinderlos und hatte Gianettino, einen Sohn ſeines Verwandten Tommaſo Doria, vom Seidenwebſtuhl auf ſein Admiralſchiff genommen, um ſich in ihm einen kraftvollen Nachfolger zu erziehen, ja, ihn endlich adoptirt und mit Einverſtändniß des Kaiſers zum Erben ſeiner Güter und ſeiner Rechte eingeſetzt.

Aber Gianettino, ein ſo tapferer Haudegen er war, verſtand weder die auswärtigen Beziehungen des Freiſtaats klug zu berückſichtigen, noch die ihm durch Geburt und Talent überlegenen Adelsgeſchlechter zu ſchonen. Seine rohen Sitten, ſeine barſchen Befehle erregten Unzufriedenheit und ermuthigten den Grafen Gian Luigi de' Fieschi, welcher perſönlich dies beleidigende Benehmen erfuhr, zu der Ausführung eines Planes, zu dem er von der Natur wie von den Verhältniſſen beſtimmt zu ſein ſchien. Jung, ſchön, mit einer Jahreseinnahme von 200,000 Thalern, der angebetete Gemahl einer ſchönen Frau, der geprieſene Wohlthäter der Armen, dabei der Chef einer der älteſten Familien, der Fürſten und Päpſte unter ſeine Ahnen zählte, und die Eiferſucht auf die Doria's geerbt hatte, ſah er ſich mit einem glühenden Ehrgeiz zu einer unthätigen Rolle verdammt und das durch einen Gianettino, einen ehemaligen Seidenweber. Er fühlte in ſich die Kraft, die Stelle des

Andreas einzunehmen, und er beschloß, diese Stelle zu erringen. Dies war nur möglich durch politische Intrigue.

Andreas Doria stützte sich auf den Kaiser, Fiesko mußte folgerecht mit den Gegnern des Kaisers gehen. Frankreich suchte bereits einen solchen Mann und gab dem Grafen die Zusage, daß es ihn, wenn er Genua in seine Hand bringe, als unabhängigen Herzog anerkennen und ihn durch Truppen und Kriegsschiffe unterstützen wolle. Eine nicht minder wichtige Verbindung schloß der Graf mit einem andern Gegner des Kaisers, mit Papst Paul III., welcher gestattete, daß Fiesko vier Galeeren kaufte und sie zum Schein unter dem Befehl seines Bruders Girolamo in den Dienst des römischen Stuhls treten ließ. Miethstruppen zur heimlichen Werbung boten sich durch einen eben unter Fiesko's Schiedsurtheil beigelegten Streit benachbarter Fürsten. Diese Vorbereitungen verbarg er geschickt unter der Maske eines epikuräischen Lebens, welches den Vortheil hatte, die argloseste Bestechung des Pöbels zu gewähren und die Augen der Doria's einzuschläfern. Den Popolaren schmeichelte er mit Phrasen von bürgerlicher Freiheit. Wahrscheinlich hatte er, um ganz sicher zu gehen, seine Hand im Spiel, als dicht vor seinem Losbruch der Bruder seiner Gemahlin sich mit der Schwester des Gianettino, dem Fräulein Peretta, vermählte.

Aber er brauchte in Genua selbst Hände, welche seinen wohlberechneten Schlag ausführen halfen. Er besaß treue Helfer in seinen Dienstleuten Vincenzo Calcagno, in Rafaelo Sacco, einem umsichtigen Juristen, in Scipio Bourgognino, außerdem in seinen zwei leiblichen und einem natürlichen

Bruder, ja ſogar in einem Dienſtmann Gianettino's, in Tomaſo Aſſereto, und zog, um unter den Popolaren einen Anhang zu haben, den Battiſta Verrina, deſſen durch Schuldenlaſt zerrüttete Verhältniſſe, deſſen Kühnheit und Entſchloſſenheit benutzend, mit in das Geheimniß. Der Schlag mußte ſchnell und ſicher geſchehen, damit nicht die in der Nähe liegenden kaiſerlichen Beſatzungen Zeit gewannen, ſich heranzuziehen.

Fiesko ließ alſo eine ſeiner Galeeren unter dem Vorwande nach Genua kommen, er wolle gegen die Corſaren kreuzen laſſen. Das war nichts Ungewöhnliches. Unter dieſem Vorwand läßt er eine große Menge Waffen nach ſeinem Palaſt ſchleppen, ebenſo werden die angeworbenen Milizen unter mancherlei Verkleidung in die Stadt geſchmuggelt, Calcagno ſorgt für ihre Vertheilung, Sacco für ihren Unterhalt. Verrina ſucht inzwiſchen einige Leute der Stadtwache zu gewinnen, die nur 250 Mann ſtark iſt. Doria's Admiralſchiff liegt unbemannt im Hafen. Als Alles vorbereitet iſt, macht Fiesko dem Gianettino die vertrauliche Anzeige, daß er in der Nacht vom 2. Januar 1547 gegen die Korſaren auslaufen werde, er wünſche nicht, daß es Andreas Doria erfahre, da Karl V. mit dem Sultan Waffenſtillſtand geſchloſſen. Gianettino, geſchmeichelt, einen Fiesko zu protegiren, ſagt ihm ſeine Verſchwiegenheit zu.

Den Tag vor dem Losbruch macht Fiesko Viſiten, geht auch zu Gianettino, mit deſſen Kindern er ſpielt, und erinnert letzteren daran, daß er ſich nicht wundern werde, wenn es beim Ausſchiffen ein wenig laut hergehe. Gianettino giebt das willig zu und iſt ſo ahnungslos, daß, als ihm

ein Hauptmann der Stadtwache spät Abends von den Anzeichen einer größeren Bewegung spricht, er diesen kurz und grob zur Ruhe verweist. Inzwischen hat Fiesko bei Assereto dreiunddreißig Edelleute zusammen kommen lassen. Er ladet sie zu einem nächtlichen Feste ein. Man nimmt die Einladung an. Die Wachen in seinem Palast haben Befehl, Jeden herein, aber Niemand hinauszulassen, als die Eingeweihten.

Als die Edelleute erscheinen, sehen sie sich plötzlich in einer mit Waffen angefüllten Halle eingesperrt. Bald darauf tritt Fiesko bewaffnet unter sie. In einer lebhaften Rede schildert er die Schmach der Republik unter Doria's Herrschaft, die schlimmere Schmach, welche noch unter Gianettino bevorsteht. Er legt Dokumente vor, welche meuchlerische Anschläge Gianettino's gegen sein Leben enthüllen. Er stellt den Sturz der Doria's als nothwendig dar und fragt, ob sie ihn in diesem Werk unterstützen wollen. Ein lauter Zuruf erfolgt, nur zwei entschuldigen sich; sie werden der Sicherheit wegen im Palast gefangen gehalten. Die Verschworenen nehmen Waffen. Fiesko geht, um sich von seiner Gemahlin zu verabschieden; sie sinkt ihm zu Füßen und beschwört ihn mit Thränen, von seinem Vorhaben abzustehn. Er erwidert, daß dies nicht mehr in seiner Wahl liege, entweder sehe sie ihn nie mehr, oder am folgenden Morgen Genua zu ihren Füßen.

Nun geht's zur That. Voraus rückt Verrina zum Hafen, mit der Galeere Fiesko's die Darsena-Mündung, den Zugang zum Hafen zu besetzen. Der Graf geht mit Truppen in die Stadt. Während sein natürlicher Bruder Cor-

nello das Thor del Arco nimmt, ziehen die beiden leiblichen Brüder Girolamo und Ottobuono nach dem Thomasthor, wo der Palast Doria lag. Bourgognino nimmt das Darsenathor von außen, innen wird es von Assereto angegriffen. Durch dieses Thor geht Fiesko selbst nach dem Hafen. Ein Kanonenschuß zeigt an, daß Verrina die Einnahme des Hafens vollendet hat. Der Aufruhr in der Stadt wird allgemein.

Gianettino erwacht, geht zum Thomasthor, ruft die Wache an. Die Verschworenen lassen ihn ganz nahe kommen und von vielen Eisen zugleich durchbohrt, sinkt er todt zur Erde. Jetzt soll es an den Mord des 78jährigen Andreas gehen, doch der Alte entkommt, denn die ganze Bewegung ist plötzlich wie gelähmt durch das unerklärliche Verschwinden des Führers. Fiesko ist nirgends zu erblicken. Eben im Hafen angelangt, als der Kanonenschuß von seiner Galeere erscholl, hört er Lärm auf dem Admiralschiff Doria's, das eben von den Seinen besetzt war. Er eilt dorthin, ohne Begleiter, will über eine Planke auf das Schiff schreiten, das Schiff wendet, die Planke rutscht ab und, in der Finsterniß unbemerkt in das Hafenwasser versinkend, von seiner schweren Rüstung in den Schlamm hinabgezwungen, ertrinkt Fiesko in demselben Augenblick, als Gianettino am Thomasthor verblutet.

Das Gerücht seines Verschwindens geht durch die Stadt. Dem Senat, der sich im Regierungspalast zu sammeln gesucht, giebt es Muth, den Verschworenen nimmt es alle Fassung. Der Senat bietet dem Girolamo Amnestie für alle Verschworenen. Ottobuono, Verrina, Calcagno, Sacco

segeln sofort nach Marseille. Schon am andern Morgen nach der nächtlichen That wird Andreas Doria wieder in die Stadt geholt und am vierten Tag Fiesko's Leichnam im Hafen aufgefunden.*)

Diese Geschichte war der historische Stoff, den Schiller vorfand. Als historischer hatte er nicht die Bedeutung, wie z. B. ein Luther, ein Hutten, die Helden moderner Bewegungen des Gedankens. Denn was ist uns Fiesko? was der Sturm in diesem Wasserglase? Aber der Stoff bot zwei Handhaben, einmal in dem „großen Verbrecher" Fiesko einen dramatischen Helden, der sich in einer spannenden Handlung entwickeln konnte, und zweitens ein politisches Spiegelbild der deutschen Zustände, klar genug, um Sympathien zu erwecken. Es war also hier der Weg einzuschlagen, den Shakespeare etwa im Coriolan gegangen war; ähnliche Freiheiten in der Auffassung der Partheien waren zu wagen, kurz der historische Gehalt des Stoffs war gegen den politisch-dramatischen aufzugeben.

Sprechen wir zuerst von dem politischen Spiegelbilde, von dem Abdruck der Zeit und des Jahrhunderts. Die bestehende Macht in Deutschland hatte viel Aehnlichkeit mit der zweiköpfigen Herrschaft in Genua. Die Andreas Doria's mit liberalen Tendenzen saßen in Friedrich II. und Joseph II. auf dem Thron und hielten von einer Revolution zurück, während die Gianettino's, die zu einer deutschen Revolution berechtigten, sich noch schärfer durch Schandthaten zeichneten,

*) Vergl. die treffliche Darlegung von A. Schöll in dem Weim. Jahrb. I., S. 134.

als der Italiener. Hier brauchte der Dichter nur noch einige Linien hinzuzufügen: den leichtſinnigen Verrath des kleinen Vaterländchens um einen Harem und gute Schüſſeln, den Eingriff in das Heiligthum der Familie. Es war eine geniale Idee, die Emilia Galotti, das ſelbſtändige Familiendrama, als Motiv einer politiſchen Erhebung in ſein politiſches Stück mit aufzunehmen. Die beſtehende Macht im Fiesko iſt ein treues Bild der deutſchen Fürſtenmacht. Die deutſche Leibwache, welche für Fürſten zu fechten weiß, iſt nicht von ungefähr, wiewohl unhiſtoriſch in das Stück hineingerathen.

Solcher beſtehenden Macht gegenüber gährte in Deutſchland ein idealer Republikanismus, welcher der regierenden Kabinetspolitik die Menſchenrechte, der Bevormundung die Freiheit und Souveränetät des Volks gegenüber hielt. Aber dieſer Republikanismus blieb aus guten Gründen nur im Kopfe und in den Dichtungen der Stürmer und Dränger, und vielleicht war Forſter der einzige Mann in ganz Deutſchland, in welchem er aus Prinzipien heraus zur That wurde. Eine ſolche Geſtalt, ſtahlfeſt, dem Prinzip mit allen Nerven dahingegeben, dichtete Schiller im Verrina und arbeitete ſie mit ſicherem Takte aus dem Manne der genueſiſchen Popolarenparthei heraus; ihre hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie bei ſolcher Behandlung der Geſchichte in Betracht kommt, läßt ſich aus der Geſtalt eines Doria erweiſen, welcher doch, offenbar einem Prinzip zu Liebe, lieber als Bürger Genua's, denn als Doge in der Vaterſtadt leben wollte.

Hiermit ſind die Grenzen gegeben, innerhalb welcher der Dichter ſeine Charaktertragödie aufbaute.

Er fand im Fiesko ein Genie, mit Cäsarischer Sucht nach Größe, aber nicht von der graden offenen Art großer Heroen, sondern gewandt in der Verstellung, einen Virtuosen der List, zur Intrigue prädestinirt durch die ganze Lage seiner Vaterstadt, geliebt von seiner Gemahlin, mit glänzenden persönlichen Eigenschaften. Indem er diesen historischen Keim ausbildete, schuf der Dichter in seinem Fiesko einen Charakter, der fremde Größe zu erkennen, die sittliche Schönheit der Freiheit zu empfinden vermag, und diesen Fiesko rüstet er aus mit dem verwegensten Können: Die Lust an diesem Können lockt seinen Helden auf die Wege der politischen Kabale, wo der Zweck alle Mittel, selbst den Meuchelmord, heiligt. Fiesko hat seine schwachen Stunden, wie Macbeth, denn er ist jung und ist menschlich erregbar, aber er stößt in dem Gewissenskampf einer Nacht das einzige Motiv aus dem Wege, das seine Revolution berechtigen konnte, er beschließt, den Genuesern nicht Freiheit, sondern in sich selbst einen neuen Herrscher zu geben. Er belügt so die reinen Zwecke der Verschwörung und nutzt sie, mit gesteigerter Lust an seiner schlauen Rechnung, zu seinen egoistischen Zwecken. Der Uebermuth macht ihn unbesonnen. Tolldreist entläßt er seinen gefährlichsten Helfershelfer, spielt — er kann Alles — den Großmüthigen, verräth seine Absicht dem Doria; immer sicher, doch sein künstliches Spiel zu gewinnen, nicht gewarnt von den rührenden Bitten, nicht durch den Tod seiner Gemahlin, der ihn erschüttert, aufgehalten, greift er nach dem Purpur. Aber schon lauert das verrathene berechtigte Revolutions-Prinzip in Verrina's Gestalt auf den kühnen Virtuosen der Intrigue. Nichts fruchtet

ihm, dem entlarvten falſchen Spieler, der Vorſatz, wenn auch nichts durch das Volk, doch Alles für das Volk zu thun. Er muß fallen, fallen durch den Mann des Prinzips, der lieber unter dem Beſtehenden fortleiden, als ſeine Freiheit und ſein Recht durch die Hand eines noch ſo genialen Despoten geſchenkt bekommen will.

Auch dieſer letztere Zug wie grunddeutſch! So konnte der Dichter mit Recht ſein Trauerſpiel ein republikaniſches nennen. Denn der Republikanismus Verrina's war das Maß, nach welchem in dem Drama gemeſſen wurde, die Forderung, die ſich nach ihrem Mißlingen auf der Erde wieder in die Wolken erhob, um als Ideal der Zukunft fortzuleben. In dem bloßen Sein ſolcher Idee, verbürgt durch die Handlung und den Charakter eines einzigen Mannes, liegt die vollgültige Verſöhnung der modernen Tragödie. Keine Wahrheit kann untergehen.

Es iſt klar, daß eine ſolche Aufgabe, wie die eben geſchilderte, große Schwierigkeiten darbot. „Wenn es wahr iſt, ſagt der Dichter in ſeiner Vorrede, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, deucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht u. ſ. w.“ So weit hatte den Dichter die Ablehnung Dalberg's in jenen traurigen Tagen von Oggersheim entmuthigt, daß er die lebendige Gluth, die wir am Fiesko bewundern, vermiſſen konnte.

Hat er nicht den großen Verbrecher, wie Karl Moor, mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft durch die Liebe Leonorens, dieses zärtlichsten Frauengeschöpfes, dieser so trefflich zu dem eitlen Fiesko stimmenden Anbeterin ihres Mannes, dieser schmeichelndsten Pflegerin seines Ehrgeizes? Welche Künstlerweisheit, oder will man es lieber blindes Genie nennen in der Zusammenstellung und gegenseitigen Ergänzung dieser beiden Charaktere! Und welche geniale Abkürzung und welche sprechende Verständlichkeit gab er den weitläuftigen und langweiligen politischen Spinnefäden durch die einzige, Shakespeare's ganz würdige Figur des Mohren? Ich will nicht die bekannten Ausstellungen, welche an der Rolle der Julia gemacht sind, wiederholen. Sie sind in der That unwesentlich gegen einen Fehler, welcher im Eingang der Komposition liegt, einen Fehler, den Shakespeare immer vermeidet, indem er den Zuschauer sogleich in das innerste Wollen seiner Helden hineinsehen läßt. Schiller läßt, zwei Andeutungen ausgenommen, einen ganzen Akt hindurch über die Ziele seines Fiesko ebensosehr den Zuschauer in Zweifel, als diejenigen, welche seinen Helden umgeben. Daraus haben sich denn Mißverständnisse ergeben, als ob Fiesko nur einen Augenblick wirklich die Julia liebe.

Soll ich gegen diesen technischen Fehler die großen Vorzüge des Stücks in die Wagschale werfen, so möchten diese Blätter bei weitem nicht ausreichen. Hier sind in Fülle jene ächt dramatischen Szenen, die Vischer an Schiller rühmt, bei denen sich jeder Nerv im Theater zu athemloser Erwartung spannt, hier die großen Striche der Gruppirung, die den massenhaften Stoff in deutliche Glieder theilen, hier

selbst die scharfe Charakteristik, welche den in diesem Punkte so verwöhnten Realisten, den Engländern, imponirte, und Carlyle zu der beredtesten Bewunderung fortriß. Und doch hat man gemeint, im Charakter des Fiesko habe der Dichter blos sich dargestellt, und der künstlerische Werth des Stückes sei geschmälert durch Schiller's Absicht, hier eine Polemik gegen die Weltzustände, oder durch seine Weise, eine Selbstbekenntniß zu liefern? Eine Polemik gegen die Weltzustände? Als ob Timon, Lear, Hamlet, Romeo, als ob nicht jeder tragische Spiegel der Welt eine Polemik gegen die Welt wäre! Ein Selbstbekenntniß? Als ob nicht alle Stücke, selbst Shakespeare's, ein einziges großes Selbstbekenntniß wären, und als ob die dramatische Handlung, welche ich im Fiesko blos nach ihren allgemeinsten Zügen zu charakterisiren unternommen, nicht leidlich hinreichend wäre, uns vor dem künstlerischen Verstande Schiller's, vor seiner darstellenden und symbolisirenden Kraft so viel Achtung einzuflößen, daß wir uns einmal wieder zum unbefangenen Aufnehmen und Genießen seiner Kunstschöpfungen herablassen.

Aber die Sprache, wendet Jemand ein, dieses gespreizte Pathos, diese Phraseologie der Uebertreibung! Wie hoch steht Goethe in seinen Jugendprodukten hier über Schiller!

Man gestatte mir, hier eine Antwort zu geben, welche die gesammten Jugenddramen Schiller's mit umfaßt. Der geborne dramatische Dichter ist, so zu sagen, ein vielfacher Schauspieler. Und wenn er, wie der Knabe Fritz Schiller, für Stühle schreibt, für Zuschauer schreibt er. Man beobachte alle anfangenden Schauspieler, ja selbst Dilettanten,

wenn sie tragisch spielen. Der Anfänger ist hochpathetisch, weil das Erhabene, was ihn erfüllt, sich ohne künstlerische Vertheilung ganz in das Einzelne, ganz in den Ton, in die Geberde wirft, überall will er den Zuschauer packen und er wird übertrieben. Der Anfänger ist steif, auch wenn sein Körper noch so gelenkig im Tanzsaal ist, auch wenn er seine Rolle kann, er ist steif aus Unfreiheit, weil er sich scharf beobachtet weiß, weil er in jedem Augenblick gefallen will oder Mißfallen fürchtet. So erarbeitet sich der tragische Schauspieler die Natürlichkeit, die Einfachheit viel langsamer, als jeder andere Künstler.

Die Schauspielkunst ist ihrer Natur nach ein Aufgeben der Naivetät, indem sie scheinen und gefallen will. Ganz folgerecht theilt diese Eigenschaft die Tragödie, und ihr Anfang ist daher überall die unmotivirte Erhabenheit des Ausdrucks, das ist Bombast, Gespreiztheit, falsches Pathos. Belege dazu bieten Aeschylus, die altenglische Bühne und vor Allem die ersten Dramen Shakespeare's, Titus Andronikus, Heinrich VI., selbst noch Romeo und Julie. Man braucht, um die dramatische Sprache des jugendlichen Schiller zu erklären, nicht einmal die Akademie und sein Schwabenthum, wie dies von A. Schöll aufs geistvollste geschehen ist, herbeizuziehen, denn die Stürmer und Dränger von dramatischem Talent, wie Klinger und Leisewitz, haben ohne jene Bedingungen Aehnliches geleistet. Aber gewiß hätte man längst an diesem Bombast Schiller's, anstatt ihn gegen Goethe's einfach epische Kraft herabzusetzen, den Dichter des Erhabenen, den geborenen Tragiker, ja den eigentlichen Erneuerer des modernen Drama's wittern können; nur mit dem

ſtarken Gefühl, mit der Sucht nach dem Erhabenen, welches dieſen Bombaſt erzeugte, nur mit dieſem Zuviel — denn der Fehler des Genies iſt die Hülfe ſeiner Kraft — war die Kühnheit der Konzeption, die glühende Leidenſchaft, die Spannung, die Geiſterſprache des Ideals und der Heroen zu erreichen, ohne welche kein Tragiker gedacht werden kann.

Die Jugendlichkeit der Muſe, welche ſolchen Mangel des Fiesko erzeugt, hat zugleich einen Reiz, der ſchwerlich in einem der ſpäteren, formvolleren Dramen Schiller's ſich wiederfindet. Keins derſelben kommt an Sehnen und Knochen, an athletiſcher Beweglichkeit, an Unmittelbarkeit des Ausdrucks, an reichem Umkreis der Handlung in Anfang, Mitte und Ende, bei dem Maß von fünf nicht übermäßig langen Akten dem Fiesko gleich. Die Szenen brechen nicht unbefriedigend ab und rücken oft mit bewunderungswürdiger Kunſt ſchnell zu einem großen Hauptſchlage zuſammen. Die Schule Shakeſpeare's und ſeines Schülers Leſſing iſt hier mit ganz anderem Erfolge von dem Dramatiker aufgenommen, als von Goethe in ſeinem Götz, und diejenigen, welche den Fortſchritt des Künſtlers nicht anders aufzuweiſen wiſſen, als in dem Herabſetzen ſeiner früheren Werke gegen ſeine ſpäteren, der Knospe gegen die Blume, möchten doch vergebens in einem Wallenſtein „das Pittoreske in der Szenen-Anlage, den muntern Rhythmus in der Handlungsfolge", oder in Maria Stuart „die Ironie, die neben das Pathetiſche das Komiſche ſtellt", und alle die Mittel einer kecken und draſtiſchen Verſinnlichung aufzufinden wiſſen, welche Schöll in ſeiner Rezenſion des Fiesko hervorhebt.

Wenn in geſchichtlichen Dingen eine Klage erlaubt

wäre, so möchte man versucht sein, zu bedauern, daß dieser große Wurf eine Bühne vorfand, die bei allem trefflichen Wollen, ihrer finanziellen Lage nach zu sehr nach dem Beifall eines mittelmäßigen Publikums geizen mußte. Denn die Umarbeitung, welche der Dichter mit seinem grandiosen Werke vornahm, ist nichts als ein trauriger Abfall von seinem Ideal, und machte die politische Charaktertragödie zu einem heroischen Spektakelstück. Hoffmeister freilich sah hier einen Fortschritt im Bewußtsein Schiller's. „Früher, sagt er, war die Tendenz durchaus niederreißend, revolutionär, hier ist sie aufbauend, konstitutionell." Ihm ist der Fiesko des Theaters ein Vorläufer des Marquis Posa. Wieviel richtiger urtheilt der einfache Streicher, daß mit diesen Veränderungen dem Verstand und der Wahrheit der härteste Schlag versetzt werden mußte. Ja, dieser Schlag ward sogar von dem fieberkranken Dichter in der pomphaften Ankündigung wiederholt, welche der Theaterzettel wiederum auf Dalberg's Wunsch dem Stücke vorausſandte. Der Dichter vertheidigt sich, daß er jetzt seiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt. „Es mag nun sein, fährt er fort, daß ich zu der Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter und verzagter gewesen, — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen."

Reizender? So hatte ja Herr Thomas Recht, der in seiner Verarbeitung der Räuber den Karl Moor am Leben ließ. Es lohnt kaum der leichten Mühe, die Entstellung im Einzelnen nachzuweisen, deren sich Schiller der Bühne zu Gefallen an seinem großen Werke schuldig gemacht hat. Die Hauptänderung besteht darin, daß, nachdem Fiesko's Revolution gelungen ist, nachdem die Genueser ihn zum Herzog ausgerufen haben, nachdem Verrina an diesem prinziplosen Volk verzweifelt, Fiesko das Szepter plötzlich zerbricht und uns mit der Erklärung überrascht, nichts sein zu wollen, als Genua's glücklichster Bürger. Dazu paßt natürlich die ganze Anlage des Charakters nicht, nicht solch ein Selbstgespräch Fiesko's, wie im Akt III. Szene 5: „Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? Aber es ist zu spät, Republikaner." Dann ist auch Verrina ganz überflüssig, denn Fiesko überverrina't den Verrina, dann passen auch die herzogsüchtigen Genueser nicht in das Stück, denn was soll diesem Volke die geschenkte Freiheit? Der Tadel des Theaters hatte besonders die Rolle der Julia getroffen, die zwar stark ins Bronzene kolorirt, doch in dem gedruckten Fiesko trefflich den Uebermuth des „tückischen" Helden, seine Verstellung und endlich durch die Beschimpfungsszene seine Liebe zu Leonoren und seine unersättliche Lust am Triumph ins Spiel setzte. Hier milderte der Dichter und verdarb damit die Intention, um derenwillen Julia geschaffen war. Eine noch schlimmere Milderung ließ er in Bezug auf Gianettino's Gewaltthat gegen Bertha eintreten. Seit Lukreziens Tagen schlug diese Gewaltthat stark genug an das

menſchliche Herz, um es zur Empörung zu entflammen. Dieſe That gab dem republikaniſchen Prinzip Verrina's eine für alle Zuſchauer verſtändliche Schnellkraft. In der Bearbeitung dagegen wird Bertha gewaltſam überfallen und entführt, aber der Dichter läßt uns drei Szenen hindurch über das Maß ihrer Schande in Zweifel, bis wir endlich erfahren, ſie ſei vor dem Aeußerſten bewahrt worden. Dann hat natürlich die fürchterliche Einſperrung und der Fluch, unter den Verrina ſie ſtellt, keinen Sinn. Ferner blieb Leonore am Leben und damit fielen höchſt wirkſame Szenen weg.

In dieſer ſo verkümmerten Geſtalt ward der Fiesko am 11. Januar mit großer Zurüſtung aufgeführt. Boek ſpielte den Fiesko, Iffland den Verrina, Karoline Ziegler, damals achtzehnjährig, die Leonore. Sie war, wie die Heldin, blaß und ſchmächtig, fein und empfindſam, ſehr anziehend, aber weniger blendend, und brachte dieſe wunderbare Miſchung von Zärtlichkeit, Schwärmerei und Grazie aufs bezauberndſte zur Erſcheinung. Der Mohr, ſeitdem eine mit Recht beliebte Aufgabe aller Charakterſpieler, war in Toskani's Händen. Einzelne Szenen fanden rauſchenden Beifall. „Aber, erzählt Streicher, für das Ganze konnte ſich die Mehrzahl nicht erwärmen, denn eine Verſchwörung in den damals ſo ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und, was vorzüglich erkältete, war, daß man ähnliche Erſchütterungen wie bei den Räubern erwartet hatte.“ Das heißt, man hatte eine Tragödie erwartet, einen kühnen Verbrecher, und bekam nun ſtatt deſſen die plötzliche Tugend eines Menſchen anzuſtaunen, den man faſt das ganze Stück hindurch einer

ſolchen Tugend für unfähig gehalten hatte. Am 18. Januar ward die Vorſtellung wiederholt, diesmal mit größerem Erfolg, da der geniale Beil die Rolle des Mohren mit außerordentlichem Glück übernahm. So erhielt ſich das Stück auf dem Repertoir. Die Preſſe nahm den Fiesko ſehr lau auf. Das Pfälziſche Muſeum, welches über die Räuber eine lange Kritik gebracht hatte, erwähnte des neuen Drama's mit keiner Silbe.

In Wien ward der Fiesko am 25. Januar 1784 im Kärnthner Thor aufgeführt. In Berlin machte ſich Plümicke wieder an eine Bearbeitung, welche ſich, es iſt nicht zu leugnen, dadurch vor der Schiller'ſchen auszeichnet, daß ſie den tragiſchen Schluß beſtehen läßt. Bei Plümicke will Verrina den Helden erſtechen, Fiesko kommt ihm zuvor, und, über den Tod der Leonore verzweifelnd, durchbohrt er ſich ſelbſt. Ohne Frage trug dieſe gar nicht ſo ungeſchickte Erfüllung des tragiſchen Gerichts zu dem ganz außerordentlichen Enthuſiasmus bei, welchen dieſe Vorſtellung in Berlin errang. Aber mit welcher Meiſterſchaft wußte auch der jetzt hier engagirte Fleck mit ſeiner feurigen Kraft, ſeinem ſchlanken, geſchmeidigen Körper, ſeinen ſchwarzen Augen, vor Allem mit den großen Kontouren ſeines Spiels der Geſtalt des Helden das glühendſte Leben einzuhauchen. Ebenſo waren Frau Döbbelin als Leonore, Demoiſelle Witthöft als Bertha vortrefflich. So wurde das Stück am 8. März 1784 gegeben, und die Wiederholungen am 11., 13., 16., 20., 24., 28. März vermochten nicht die Begeiſterung des Berliner Publikums zu ſättigen. Lebten doch in dieſem Publikum noch die Erinnerungen an eine große Zeit und die vergöt-

ternde Verehrung für ein Herrſchergenie, das mit den beſten Eigenſchaften des Andreas die tiefe Schlauheit, die überraſchende Kraftentfaltung des Fiesko verband. Auf ſolche Zuſchauer mindeſtens hatte der Dichter gerechnet. „Den Fiesko, ſchreibt Schiller an Reinwald aus Mannheim (5. Mai), verſtand das Publikum nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſch Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt. Auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie.“

Das deutſche Publikum wußte den wahren Fiesko zu würdigen. Schon 1784 und 1788 erſchienen neue Auflagen in der Schwan'ſchen Buchhandlung, die Nachdrücke nicht zu rechnen, und die Plümicke'ſche Bearbeitung, welche in Berlin 1784 erſchien und 1792 und 1796 neu aufgelegt ward. Unter den Ueberſetzungen mag hier eine engliſche G. H. N. (Noehden) und E. J. St. (Stoddard), London 1796, die italieniſche von A. Bazzani, Wien 1841, und die franzöſiſche von La Martelière 1798, genannt werden.

Die ſchönſte Anerkennung wurde dem republikaniſchen Trauerſpiel durch einen Fürſten, dem mehr als irgend einem Anderen die inneren Kämpfe der Herrſcherkraft und das politiſche Abbild der Zeit im Fiesko zu Herzen ſprechen mußten: Joſeph II. war ſo für das Drama eingenommen, daß er es 1787 eigenhändig für die Darſtellung auf ſeinem Theater einrichtete.

III.

Kabale und Liebe.

Nach Berlin, nach dem Norden zog es Schiller ſchon längſt mit einer geheimen Gewalt. Seinem ernſten und großen Ideal war das rheiniſche Pfälzerblut zu leicht. Wenn es ſich auch in einigen Köpfen raſch zur Aufklärung entflammte, ſo nahm es ebenſo ſchnell alle Krankheiten neuer romaniſcher Anſteckung auf, und die alte unheilvolle der konfeſſionellen Beſchränktheit wich keinem Heilmittel, welches der kunſtliebende Karl Theodor ſeinem Volke verſchrieb. Von oben herab war in der Zeit ſeiner Reſidenz Alles geſchehen, um die an der großen Verkehrsader des weſtlichen Deutſchlands liegende Stadt zu einem angenehmen Aufenthalt, zu einem jener Wohnſitze des Geiſtes zu machen, welche ſich die immer zirkulirende deutſche Bildung bei dem Mangel einer großen Hauptſtadt vorübergehend zu ſchaffen pflegte. In der anſehnlichen Sammlung von Antikenabgüſſen hatte Leſſing ſinnend vor dem Laokoon geſtanden und geäußert, daß hier der Archäolog mit mehr Frucht an den Kopien, als im Vatikan an den ſchlechtaufgeſtellten Originalen ſtudiren könne. Kupferſtiche, Gemälde, vortreffliche Teleskope, ein erleſenes Naturalien- und Alterthümerkabinet, eine der ſchönſten Bücherſammlungen, dem allgemeinen Gebrauche geöffnet, das Schauſpiel, welches neben den materiellen Vortheilen des Hoftheaters zugleich alle geiſtige Freiheit einer ſelbſtändigen, rein künſtleriſchen Bühne genoß*), waren ebenſo viel Zeug-

*) R. Prutz, Vorleſ. üb. d. Geſch. d. d. Theaters S. 357.

nisse für die Liberalität des Kurfürsten, wie die ökonomische und vor allem die kurpfälzische deutsche Gesellschaft für seinen vaterländischen Sinn.

Diese Gesellschaft, die nach dem Vorgange unzähliger anderer in Leipzig, Halle, Greifswald ꝛc. gegründet war, hatte, wie es in ihrem Stiftungsbriefe heißt, den Zweck: „Kunst und Wissen in die Muttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und eigen zu machen.“ Sie war jetzt im einundzwanzigsten Jahre ihres Bestehens und vereinigte in sich alle besseren Köpfe der Pfalz. Jedes Jahr ward ein Preis von 50 Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgeschrieben, welche ebenso oft in einem vaterländischen Drama, als in geschichtlichen, statistischen oder philologischen Fragen bestand. Die Vorträge, welche in ihren jährlichen zwei öffentlichen und den monatlichen geschlossenen Sitzungen gehalten wurden, zum Theil in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“, oder auch einzeln, und später von 1787 ab in Jahrbüchern der d. Gesellschaft abgedruckt, zeigen uns neben einem gründlichen Sammelfleiß einen so freien, aller todten Gelehrsamkeit feindlichen Geist der Volkserziehung, daß man sich eine ganz falsche Vorstellung macht, wenn man glaubt, hier sei nur der gelehrte Zopf gepflegt worden. Aufklärung, Natur sind die Stichworte, mit denen der wackere Kirchenrath Mieg, der edle Freiherr von Gemmingen, der Hofrath Lamey, der Ritter A. v. Klein, Professor Kling in ihren Vorlesungen sehr freigebig sind. Der jugendfrische Ton Herder's geht fast durch alle diese Aufsätze, nur der Herr von Dalberg

der Obervorsteher bleibt in seinen Leistungen hinter seinen Kollegen zurück.*)

Einer solchen Gesellschaft war Schiller's ganzes Streben eng verwandt, und so wurde schon während der Umarbeitung des Fiesko seine Aufnahme eingeleitet. Diese ehrenvolle Aussicht stellte ihm sein neues pfälzisches Vaterland in besserem Lichte dar und erfüllte den Fieberpatienten mit neuem Kraftgefühl. So behandelt er in einem Briefe vom 19. Januar gegen seinen eben verheiratheten Akademiefreund Zumsteeg das unter jungen Männern gern besprochene Thema vom Heirathen zwar mit höchst gefühlvoller Anerkennung der Ehe, „aber, schreibt er, eine Heirath würde mich von der Bahn meines Glückes ablenken. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine vier und zwanzig Jahre, aber wird es mich auch noch im dreißigsten reizen?" Er stellt sein Verbleiben in der Theaterwelt als sehr problematisch hin, und doch sagt er in demselben Briefe: „ich lebe und webe im Theater."

Am 10. Februar ward er als ordentliches Mitglied der deutschen Gesellschaft aufgenommen. Das Patent, vom 21. Februar ausgestellt, gab ihm neben der damals so sehr gesuchten Ehre eines Titels zugleich den unmittelbaren Schutz des Kurfürstlichen Stifters und damit ein neues Vaterland. Die Sitzungen brachten ihn mit Gelehrten jedes Faches in Verbindung und übten durch den Einblick in die verschiedensten Gegenstände des Wissens jene universelle Anschauung, die den Dichter später auszeichnet.

---

*) Siehe seinen Vortrag Rhein. Bettr. 1779. Heft VIII.

Er war damals fleißig mit der Ueberarbeitung von Luise Millerin beschäftigt. Manches mußte für die Aufführung gestrichen werden. Er stimmte außerdem die hohe Sprache etwas herab, milderte einige Züge, ohne die Anlage, die ihm ziemlich mangelhaft erschien, zu ändern.

Am 9. März brachte Iffland sein erstes bürgerliches Drama auf die Bühne. Nach Streicher's Erzählung händigte er Schiller das Stück ein und überließ ihm, es zu taufen. Es erhielt den Titel: „Verbrechen aus Ehrsucht." Es ist im Geschmack der Schröder'schen Stücke gearbeitet, und bewegt sich ganz innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der außerordentliche Beifall, den es erhielt, und der nach Streicher's Urtheil besonders der vortrefflichen Darstellung zuzuschreiben war, machte die Freunde Schiller's nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Luise Millerin in Schatten gestellt werden möchte. Diese Besorgniß wurde glänzend gehoben.

Schiller erwiderte Iffland's Artigkeit, indem er ihm seine Luise Millerin ebenfalls zur Durchsicht gab, und Iffland betitelte das Stück „Kabale und Liebe." Für den Theaterzettel war dieser Titel vielleicht wirksam, aber Schiller's erster Titel war treffender.

Die bisherigen Biographen legten an Schiller's Werke überall den kritischen Maßstab. Mit ihrem Begriff von einem vollkommenen Drama traten sie an seine Schöpfungen heran. Da fahren natürlich die Jugenddramen sehr übel. Es liegt eine Ungerechtigkeit in kritisirenden Lebensbeschreibungen dieser Art. Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen bedeutende Fehler haben und

doch zu ſeiner Zeit eine ſehr bedeutende That geweſen ſein. Nirgend iſt die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geſchichte heraus zu würdigen, größer, als in ſeiner Geſchichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur ſchätzen, wenn man das Terrain kennt.

Aber ſelbſt dem, der das Werk, losgelöſt von ſeinem Schöpfer, mit treuem Sinn ſtudirt, wird manche etwas weniger ausmodellirte Muskel wichtig ſein, manche Linie groß und bedeutend erſcheinen, und für eine einzige geniale Intention eines kraftvollen Geiſtes wird er hundert wohlciſelirte und äußerſt richtige und von der Natur abgeſchriebene Produkte dahingeben, die in einem Jahrzehnt angebetet und im zweiten vergeſſen werden. Außerdem iſt Kabale und Liebe noch heute auf den Bühnen und wird wahrſcheinlich um ſo tiefer ſich einwohnen, je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen. Adolf Stahr hat ganz Recht, das Stück liegt uns nicht zu fern, ſondern zu nah, wir ſind noch in dem Sturme ſelbſt befangen.*)

Die dramatiſche Kunſt hat ſeit dem Durchbrechen des Shakſpearismus, deſſen reinſte Motive im germaniſchen Bürgerthum ruhen, alle Kreiſe des Lebens, alle Stände in ihren Kreis genommen. Ganz abſichtslos geſchah dies ſchon in Shakſpeare's Schule. Neben den adlig ritterlichen Geſtalten eines Romeo und Coriolan, und den fürſtlichen eines Hamlet und Lear ſtehen auch Arden von Feversham, das Trauerſpiel in Yorkſhire. Mit einer beſtimmten Abſicht wendete ſich in England zuerſt der Journalier Lillo mit bürgerlichem

*) Hamburgiſche Dramaturgie I. S. 76.

Stoff an die Bürgerklasse. Sein Kaufmann von London ist ganz moralisirende Mordgeschichte. Da ist im Gegensatz zu der französischen Tragödie, deren Muster auch die englische Bühne erobert hatte, baare Prosa in Inhalt und Form. Auch bleibt der thränenreiche Vorgang wesentlich im bürgerlichen Herzen. Natürlich; denn die Gesellschaft in England war durch einen Rechtsstaat gegen den Zusammenstoß der Stände gesichert. Auch dort schwächten sich dann die starken Effekte mit Cumberland zum Sittengemälde und Rührstück ab.

Begreiflicher Weise mußte diese Gattung in Frankreich und Deutschland noch mehr durchschlagen, als in England, weil durch den Mangel eines gesicherten Rechtsstandes der Druck, den die höheren Klassen auf das Bürgerthum ausübten, in jenen Ländern weit fühlbarer war. Aber Diderot, der in Frankreich diese Gattung des Rührstückes schuf, kam nicht über die moralisirende Tendenz hinaus.

Lessing erst erhob sich zu künstlerischer Behandlung solcher Stoffe. Er erkannte ihren Werth ganz konsequent aus seiner Theorie von Mitleid und Furcht, als er sagte: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen.“ Er griff mit Miß Sara Sampson in die Tiefen des Familienlebens und ließ, indem er die Handlung auf Leidenschaft und Charakter baute, keine gemeinen, prosaischen Motive in sein Kunstwerk eindringen. Dies war ein ungeheurer Fortschritt. Nach ihm folgte dann O. H. von Gemmingen, welcher 1780 nach dem Vorbilde von Diderot's Hausvater mit seinem deutschen Hausvater

noch vor Iffland die Reihe der deutschen Rührstücke eröffnete. Die Richtung setzte sich in Deutschland fest, und die Hamburger Schule, die sich wesentlich auf den aufgeklärten Bürgerstand stützte, sog aus dieser Richtung ihr eigentliches Lebensblut. Aber diese Rührstücke hatten noch etwas Harmloses. Der dritte Stand fing erst an, sich der Quelle seines Druckes und seiner Leiden bewußt zu werden. Tausend Berührungen zwischen Adel und Bürgerthum reizten die gegenseitige Spannung, und nicht immer konnte das Machtwort eines Friedrich des Großen Recht verschaffen. Im Stillen und offenbar, geahndet und ungeahndet, fielen Gewaltthaten vor, die sich dem Arm der Gerechtigkeit durch Bestechung oder durch den Rang des Verbrechers entzogen. Man braucht nur Hippel's Lebensläufe in aufsteigender Linie zu lesen, um die Wahrheit dieser Worte zuzugeben.

In solchen Zeiten wird das Theater ein Areopag, wird die Bühne zum Tribunal, oder, wie Gervinus sagt: das Theater ist das eigentlich konstitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie. Und es ist nicht gleichgültig, daß Schiller's Abhandlung: was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? mit der Aufführung von Kabale und Liebe so nahe zusammentrifft. Hier oder nirgends mußte ihm einem unsittlichen, verfaulten Weltzustand gegenüber das Wort Hamlet's, daß das Schauspiel der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten habe, in die weitere Ausführung sich auslegen, daß es der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen habe. Nur war seine Zeit so beschaffen, daß die grellen Züge der Schmach mehr

auf die adlige, die Züge der leidenden Tugend mehr auf die bürgerliche Seite fielen. Einen Abdruck dieser Zeit geben, hieß also absichtslos ein schneidendes Rechtsurtheil sprechen. Gemmingen's Hausvater, den Schiller kannte und, wie er sagt, ungemein schätzte, bot ihm schwerlich mehr, als einige Charakterschablonen, ein größeres Vorbild hatte er in Lessing's Emilia. Und nicht umsonst erwähnt er, grollend über die frivole Schauluft, dieses Drama, indem er sagt: „Wenn Odoardo den Stahl noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat, — welcher Fürst giebt (in der Wirklichkeit) dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg."

Aber Lessing verhüllte allgemein bekannte Vorgänge in italienische Tracht und griff eine Stufe höher. So grunddeutsch sein Stück gedacht ist, so traf es doch nicht den Nerv des dritten Standes. Hier tritt Schiller's geniale That in ihr hellstes Licht. Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar. Er brachte die beiden Hauptpartheien der Gesellschaft, welche in der französischen Revolution zusammenstießen, auf die Bühne. Und

ſo iſt Luiſe Millerin das erſte ſoziale Drama der geſammten Bühnenliteratur, wie Fiesko das erſte politiſche Drama der deutſchen.

Ich kann auch hier nicht auf Alles eingehen, was ein oft ganz launenhafter Geſchmack oder ein oberflächliches Räſonnement gegen das Stück eingewendet haben. Nur gegen zwei Einwände will ich die Sache Schiller's vertheidigen.

Man verwirft in der Oekonomie des Drama's die Intrigue. Man verlangt, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Naturnothwendigkeit der verzehrende tragiſche Funke hervorgelockt werde. Man wirft deshalb einen tadelnden Seitenblick auf die Räuber und Kabale und Liebe, in welchen Dramen Schiller nicht ohne die Maſchinerie eines Böſewichts auskommen könne.

Aber war nicht die Intrigue, der feige, auf krumme Wege ſinnende Verſtand eine charakteriſtiſche Macht der neueren Zeit, des „dintenkleckſenden Säkulums“? Der Geiſt der ſpekulativen Intrigue, ſagt eine tiefblickende Kennerin der Zeit, waltete im vorigen Jahrhundert in der verſchiedenſten, ja ſelbſt in romantiſcher Geſtalt.*) Konnte Schiller ohne dieſelbe den Abdruck ſeines Jahrhunderts geben? Ich will die Räuber von dieſer Seite nicht in Schutz nehmen, wiewohl das fluthende, wilde Naturell Karl Moor's immer vom Dichter in den Vordergrund geſtellt wird und z. B. ein Charakter, wie Edgar im Lear, durch dieſelbe Intrigue gar nicht zum Banditen werden konnte. Aber iſt denn in Ka-

*) Charlotte 140.

bale und Liebe in der That der Nerv des Stücks die Kabale, die Intrigue?

Ein zweiter Einwand, der mit dem ersten zusammenhängt und wenigstens mittelbar Kabale und Liebe angeht, ist in der Ansicht enthalten, daß die Widersprüche im sozialen Drama nothwendige, in der menschlichen Natur begründete sein müssen. Dagegen hat schon Vischer in seiner Aesthetik geantwortet, daß man hier nicht allzustrenge sondern könne, was vorübergehendes Vorurtheil und dauernder Widerspruch sei. Ich glaube, daß, wenn nur sonst in einem bürgerlichen Drama ein organisches Weltbild gegeben ist, die Nothwendigkeit von selbst herausspringt.

Am schlagendsten wird eine Vergleichung des vorliegenden Drama's mit Shakespeare's Romeo und Julie darthun, was ich meine. Die Familien Capulet und Montague liegen in Fehde mit einander. Gleichviel, ob aus vernünftigen Gründen, oder nicht. Wir werden zu allen Zeiten begreiflich finden, daß zwei Menschen sich hassen, und was wir von zwei einzelnen Menschen glauben, werden wir von zwei Familien begreifen können. Ein natürlicher Sinn wird sich schwerlich hieran stoßen. Die Sage von zwei feindlichen Familien wird die Menschheit durchklingen, so lange es Menschen giebt. Das genügt, damit der Dichter daran anknüpfen kann. In diesem Zwist steht das Liebespaar wie eine Welt für sich. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in den Verhältnissen. Der Charakter der Liebenden ist nicht durch die Verhältnisse von Anfang an gefärbt und bestimmt, nur ihre Handlungen entwickeln sich an den Verhältnissen.

Ganz anders ist die Sache in Kabale und Liebe. Hier

wuchſen die Charaktere von Anfang an in ihrem Stande, im Boden ihrer Verhältniſſe. Man ſagt, dieſe Verhältniſſe ſind brutal, der Standesunterſchied iſt ein Vorurtheil, welches verſchwindet, wir können darin keinen tragiſchen Gegenſatz finden. Ich will nicht unterſuchen, ob ſeit dem König Kophetua und ſeiner Bettlerin der Standesunterſchied nicht eine mitklingende Saite der menſchlichen Phantaſie geblieben iſt und bleiben wird. Wenn uns aber ein in ſich zuſammenhängender Organismus vorgeführt wird, in welchem dieſe Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder ſind, ſo werden wir uns überzeugen laſſen, daß hier durch ein verſchlungenes Gewebe von Gewohnheiten und Pflichten auch die beſſeren Charaktere ſo gebunden ſind, daß ſie gar nicht anders handeln können. Was hier das große Publikum unmittelbar ſtark empfindet, weil es ſelbſt noch die Gewalt dieſes Gewebes fühlt und wahrſcheinlich noch etliche Jahrzehnte fühlen wird, das muß derjenige, der über Vorurtheile dieſer Art hinaus iſt, ſich doch ebenſo leicht zuſammenreimen können, wie er bereit iſt, Antigone zu beweinen, ſie, die ſtirbt, weil ſie ihren Bruder begraben hat. Für kein Menſchenwerk giebt es eine ſo dauernde Gültigkeit, wie für ein ächtes Kunſtwerk.

Ich glaube, das Schiller'ſche Drama giebt das für eine tragiſche Entwickelung nothwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollſtändigkeit, und hiermit iſt Alles in Ordnung. Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Mätreſſe. Die Geſchichte derſelben iſt zugleich die Vorgeſchichte des Hofes und des Dinges, was man damals Staat nannte. Das iſt künſtleriſch ganz bewundernswürdig. Wir haben einen Miniſter im Präſidenten, bei welchem ſogleich

ganze Reihen im Gedächtniß aufstehen: Jud Süß, Montmartin, bis hinunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik und ihr Selbstgefühl; die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht mit will, wird niedergeschossen. In dieser Welt fehlt nicht der Punkt auf dem J, nicht das Strumpfband der Prinzeß Amelie, das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb verursacht.

Auf der andern Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, schon so weit heruntergebracht durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter hier nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite.

Da paßt Alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die tragische Anlage Luisen's. Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ich will den Charakter nicht weiter ausmalen. Aber es war Recht, daß der Dichter sein Drama nach ihr benannte, denn sie ist die tragische Heldin. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, freilich so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor.

der Obervorsteher bleibt in seinen Leistungen hinter seinen Kollegen zurück.*)

Einer solchen Gesellschaft war Schiller's ganzes Streben eng verwandt, und so wurde schon während der Umarbeitung des Fiesko seine Aufnahme eingeleitet. Diese ehrenvolle Aussicht stellte ihm sein neues pfälzisches Vaterland in besserem Lichte dar und erfüllte den Fieberpatienten mit neuem Kraftgefühl. So behandelt er in einem Briefe vom 19. Januar gegen seinen eben verheiratheten Akademiefreund Zumsteeg das unter jungen Männern gern besprochene Thema vom Heirathen zwar mit höchst gefühlvoller Anerkennung der Ehe, „aber, schreibt er, eine Heirath würde mich von der Bahn meines Glückes ablenken. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine vier und zwanzig Jahre, aber wird es mich auch noch im dreißigsten reizen?" Er stellt sein Verbleiben in der Theaterwelt als sehr problematisch hin, und doch sagt er in demselben Briefe: „ich lebe und webe im Theater."

Am 10. Februar ward er als ordentliches Mitglied der deutschen Gesellschaft aufgenommen. Das Patent, vom 21. Februar ausgestellt, gab ihm neben der damals so sehr gesuchten Ehre eines Titels zugleich den unmittelbaren Schutz des Kurfürstlichen Stifters und damit ein neues Vaterland. Die Sitzungen brachten ihn mit Gelehrten jedes Faches in Verbindung und übten durch den Einblick in die verschiedensten Gegenstände des Wissens jene universelle Anschauung, die den Dichter später auszeichnet.

*) Siehe seinen Vortrag Rhein. Bettr. 1779. Heft VIII.

Er war damals fleißig mit der Ueberarbeitung von Luise Millerin beschäftigt. Manches mußte für die Aufführung gestrichen werden. Er stimmte außerdem die hohe Sprache etwas herab, milderte einige Züge, ohne die Anlage, die ihm ziemlich mangelhaft erschien, zu ändern.

Am 9. März brachte Iffland sein erstes bürgerliches Drama auf die Bühne. Nach Streicher's Erzählung händigte er Schiller das Stück ein und überließ ihm, es zu taufen. Es erhielt den Titel: „Verbrechen aus Ehrsucht." Es ist im Geschmack der Schröder'schen Stücke gearbeitet, und bewegt sich ganz innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der außerordentliche Beifall, den es erhielt, und der nach Streicher's Urtheil besonders der vortrefflichen Darstellung zuzuschreiben war, machte die Freunde Schiller's nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Luise Millerin in Schatten gestellt werden möchte. Diese Besorgniß wurde glänzend gehoben.

Schiller erwiderte Iffland's Artigkeit, indem er ihm seine Luise Millerin ebenfalls zur Durchsicht gab, und Iffland betitelte das Stück „Kabale und Liebe." Für den Theaterzettel war dieser Titel vielleicht wirksam, aber Schiller's erster Titel war treffender.

Die bisherigen Biographen legten an Schiller's Werke überall den kritischen Maßstab. Mit ihrem Begriff von einem vollkommenen Drama traten sie an seine Schöpfungen heran. Da fahren natürlich die Jugenddramen sehr übel. Es liegt eine Ungerechtigkeit in kritisirenden Lebensbeschreibungen dieser Art. Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen bedeutende Fehler haben und

doch zu ſeiner Zeit eine ſehr bedeutende That geweſen ſein. Nirgend iſt die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geſchichte heraus zu würdigen, größer, als in ſeiner Geſchichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur ſchätzen, wenn man das Terrain kennt.

Aber ſelbſt dem, der das Werk, losgelöſt von ſeinem Schöpfer, mit treuem Sinn ſtudirt, wird manche etwas weniger ausmodellirte Muskel wichtig ſein, manche Linie groß und bedeutend erſcheinen, und für eine einzige geniale Intention eines kraftvollen Geiſtes wird er hundert wohlciſelirte und äußerſt richtige und von der Natur abgeſchriebene Produkte dahingeben, die in einem Jahrzehnt angebetet und im zweiten vergeſſen werden. Außerdem iſt Kabale und Liebe noch heute auf den Bühnen und wird wahrſcheinlich um ſo tiefer ſich einwohnen, je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen. Adolf Stahr hat ganz Recht, das Stück liegt uns nicht zu fern, ſondern zu nah, wir ſind noch in dem Stoffe ſelbſt befangen.*)

Die dramatiſche Kunſt hat ſeit dem Durchbrechen des Proteſtantismus, deſſen reinſte Motive im germaniſchen Bürgerthum ruhen, alle Kreiſe des Lebens, alle Stände in ihren Beſitz genommen. Ganz abſichtslos geſchah dies ſchon in Shakeſpeare's Schule. Neben den adlig ritterlichen Geſtalten eines Romeo und Coriolan, und den fürſtlichen eines Hamlet und Lear ſtehen auch Arden von Feversham, das Trauerſpiel in Yorkſhire. Mit einer beſtimmten Abſicht wendete ſich in England zuerſt der Juwelier Lillo mit bürgerlichem

*) Oldenburgiſche Theaterſchau I., S. 76.

Stoff an die Bürgerklasse. Sein Kaufmann von London ist ganz moralisirende Mordgeschichte. Da ist im Gegensatz zu der französischen Tragödie, deren Muster auch die englische Bühne erobert hatte, baare Prosa in Inhalt und Form. Auch bleibt der thränenreiche Vorgang wesentlich im bürgerlichen Herzen. Natürlich; denn die Gesellschaft in England war durch einen Rechtsstaat gegen den Zusammenstoß der Stände gesichert. Auch dort schwächten sich dann die starken Effekte mit Cumberland zum Sittengemälde und Rührstück ab.

Begreiflicher Weise mußte diese Gattung in Frankreich und Deutschland noch mehr durchschlagen, als in England, weil durch den Mangel eines gesicherten Rechtsstandes der Druck, den die höheren Klassen auf das Bürgerthum ausübten, in jenen Ländern weit fühlbarer war. Aber Diderot, der in Frankreich diese Gattung des Rührstückes schuf, kam nicht über die moralisirende Tendenz hinaus.

Lessing erst erhob sich zu künstlerischer Behandlung solcher Stoffe. Er erkannte ihren Werth ganz konsequent aus seiner Theorie von Mitleid und Furcht, als er sagte: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen.“ Er griff mit Miß Sara Sampson in die Tiefen des Familienlebens und ließ, indem er die Handlung auf Leidenschaft und Charakter baute, keine gemeinen, prosaischen Motive in sein Kunstwerk eindringen. Dies war ein ungeheurer Fortschritt. Nach ihm folgte dann O. H. von Gemmingen, welcher 1780 nach dem Vorbilde von Diderot's Hausvater mit seinem deutschen Hausvater

noch vor Iffland die Reihe der deutschen Rührstücke eröffnete. Die Richtung setzte sich in Deutschland fest, und die Hamburger Schule, die sich wesentlich auf den aufgeklärten Bürgerstand stützte, sog aus dieser Richtung ihr eigentliches Lebensblut. Aber diese Rührstücke hatten noch etwas Harmloses. Der dritte Stand fing erst an, sich der Quelle seines Druckes und seiner Leiden bewußt zu werden. Tausend Berührungen zwischen Adel und Bürgerthum reizten die gegenseitige Spannung, und nicht immer konnte das Machtwort eines Friedrich des Großen Recht verschaffen. Im Stillen und offenbar, geahndet und ungeahndet, fielen Gewaltthaten vor, die sich dem Arm der Gerechtigkeit durch Bestechung oder durch den Rang des Verbrechers entzogen. Man braucht nur Hippel's Lebensläufe in aufsteigender Linie zu lesen, um die Wahrheit dieser Worte zuzugeben.

In solchen Zeiten wird das Theater ein Areopag, wird die Bühne zum Tribunal, oder, wie Gervinus sagt: das Theater ist das eigentlich konstitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie. Und es ist nicht gleichgültig, daß Schiller's Abhandlung: was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? mit der Aufführung von Kabale und Liebe so nahe zusammentrifft. Hier oder nirgends mußte ihm einem unsittlichen, verfaulten Weltzustand gegenüber das Wort Hamlet's, daß das Schauspiel der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten habe, in die weitere Ausführung sich auslegen, daß es der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen habe. Nur war seine Zeit so beschaffen, daß die grellen Züge der Schmach mehr

auf die adlige, die Züge der leidenden Tugend mehr auf die bürgerliche Seite fielen. Einen Abdruck dieser Zeit geben, hieß also absichtslos ein schneidendes Rechtsurtheil sprechen. Gemmingen's Hausvater, den Schiller kannte und, wie er sagt, ungemein schätzte, bot ihm schwerlich mehr, als einige Charakterschablonen, ein größeres Vorbild hatte er in Lessing's Emilia. Und nicht umsonst erwähnt er, grollend über die frivole Schauluſt, dieses Drama, indem er sagt: „Wenn Odoardo den Stahl noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat, — welcher Fürst giebt (in der Wirklichkeit) dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg."

Aber Lessing verhüllte allgemein bekannte Vorgänge in italienische Tracht und griff eine Stufe höher. So grunddeutsch sein Stück gedacht ist, so traf es doch nicht den Nerv des dritten Standes. Hier tritt Schiller's geniale That in ihr hellstes Licht. Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar. Er brachte die beiden Hauptpartheien der Gesellschaft, welche in der französischen Revolution zusammenstießen, auf die Bühne. Und

ſo iſt Luiſe Millerin das erſte ſoziale Drama der geſammten Bühnenliteratur, wie Fiesko das erſte politiſche Drama der deutſchen.

Ich kann auch hier nicht auf Alles eingehen, was ein oft ganz launenhafter Geſchmack oder ein oberflächliches Räſonnement gegen das Stück eingewendet haben. Nur gegen zwei Einwände will ich die Sache Schiller's vertheidigen.

Man verwirft in der Oekonomie des Drama's die Intrigue. Man verlangt, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Naturnothwendigkeit der verzehrende tragiſche Funke hervorgelockt werde. Man wirft deshalb einen tadelnden Seitenblick auf die Räuber und Kabale und Liebe, in welchen Dramen Schiller nicht ohne die Maſchinerie eines Böſewichts auskommen könne.

Aber war nicht die Intrigue, der feige, auf krumme Wege ſinnende Verſtand eine charakteriſtiſche Macht der neueren Zeit, des „dintenkleckſenden Säkulums“? Der Geiſt der ſpekulativen Intrigue, ſagt eine tiefblickende Kennerin der Zeit, waltete im vorigen Jahrhundert in der verſchiedenſten, ja ſelbſt in romantiſcher Geſtalt.*) Konnte Schiller ohne dieſelbe den Abdruck ſeines Jahrhunderts geben? Ich will die Räuber von dieſer Seite nicht in Schutz nehmen, wiewohl das fluthende, wilde Naturell Karl Moor's immer vom Dichter in den Vordergrund geſtellt wird und z. B. ein Charakter, wie Edgar im Lear, durch dieſelbe Intrigue gar nicht zum Banditen werden konnte. Aber iſt denn in Ka-

*) Charlotte 140.

bale und Liebe in der That der Nerv des Stücks die Kabale, die Intrigue?

Ein zweiter Einwand, der mit dem ersten zusammenhängt und wenigstens mittelbar Kabale und Liebe angeht, ist in der Ansicht enthalten, daß die Widersprüche im sozialen Drama nothwendige, in der menschlichen Natur begründete sein müssen. Dagegen hat schon Vischer in seiner Aesthetik geantwortet, daß man hier nicht allzustrenge sondern könne, was vorübergehendes Vorurtheil und dauernder Widerspruch sei. Ich glaube, daß, wenn nur sonst in einem bürgerlichen Drama ein organisches Weltbild gegeben ist, die Nothwendigkeit von selbst herausspringt.

Am schlagendsten wird eine Vergleichung des vorliegenden Drama's mit Shakespeare's Romeo und Julie darthun, was ich meine. Die Familien Capulet und Montague liegen in Fehde mit einander. Gleichviel, ob aus vernünftigen Gründen, oder nicht. Wir werden zu allen Zeiten begreiflich finden, daß zwei Menschen sich hassen, und was wir von zwei einzelnen Menschen glauben, werden wir von zwei Familien begreifen können. Ein natürlicher Sinn wird sich schwerlich hieran stoßen. Die Sage von zwei feindlichen Familien wird die Menschheit durchklingen, so lange es Menschen giebt. Das genügt, damit der Dichter daran anknüpfen kann. In diesem Zwist steht das Liebespaar wie eine Welt für sich. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in den Verhältnissen. Der Charakter der Liebenden ist nicht durch die Verhältnisse von Anfang an gefärbt und bestimmt, nur ihre Handlungen entwickeln sich an den Verhältnissen.

Ganz anders ist die Sache in Kabale und Liebe. Hier

wuchsen die Charaktere von Anfang an in ihrem Stande, im Boden ihrer Verhältniſſe. Man ſagt, dieſe Verhältniſſe ſind brutal, der Standesunterſchied iſt ein Vorurtheil, welches verſchwindet, wir können darin keinen tragiſchen Gegenſatz finden. Ich will nicht unterſuchen, ob ſeit dem König Kophetua und ſeiner Bettlerin der Standesunterſchied nicht eine mitklingende Saite der menſchlichen Phantaſie geblieben iſt und bleiben wird. Wenn uns aber ein in ſich zuſammenhängender Organismus vorgeführt wird, in welchem dieſe Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder ſind, ſo werden wir uns überzeugen laſſen, daß hier durch ein verſchlungenes Gewebe von Gewohnheiten und Pflichten auch die beſſeren Charaktere ſo gebunden ſind, daß ſie gar nicht anders handeln können. Was hier das große Publikum unmittelbar ſtark empfindet, weil es ſelbſt noch die Gewalt dieſes Gewebes fühlt und wahrſcheinlich noch etliche Jahrzehnte fühlen wird, das muß derjenige, der über Vorurtheile dieſer Art hinaus iſt, ſich doch ebenſo leicht zuſammenreimen können, wie er bereit iſt, Antigone zu beweinen, ſie, die ſtirbt, weil ſie ihren Bruder begraben hat. Für kein Menſchenwerk giebt es eine ſo dauernde Gültigkeit, wie für ein ächtes Kunſtwerk.

Ich glaube, das Schiller'ſche Drama giebt das für eine tragiſche Entwickelung nothwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollſtändigkeit, und hiermit iſt Alles in Ordnung. Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Mätreſſe. Die Geſchichte derſelben iſt zugleich die Vorgeſchichte des Hofes und des Dinges, was man damals Staat nannte. Das iſt künſtleriſch ganz bewundernswürdig. Wir haben einen Miniſter im Präſidenten, bei welchem ſogleich

ganze Reihen im Gedächtniß aufstehen: Jud Süß, Montmartin, bis hinunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik und ihr Selbstgefühl; die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht mit will, wird niedergeschossen. In dieser Welt fehlt nicht der Punkt auf dem I, nicht das Strumpfband der Prinzeß Amelie, das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb verursacht.

Auf der andern Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, schon so weit heruntergebracht durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter hier nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite.

Da paßt Alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die tragische Anlage Luisen's. Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ich will den Charakter nicht weiter ausmalen. Aber es war Recht, daß der Dichter sein Drama nach ihr benannte, denn sie ist die tragische Heldin. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, freilich so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor.

Dieſem Weſen iſt jede heroiſche Freiheit, die eine Julie ziert, mit ihrer bürgerlichen Geburt gemordet, ſie iſt das zerſchlagene Herz des deutſchen Volks, nur die Freiheit, zu vergehen hat ſie, nicht den Muth, glücklich zu ſein. Von einem Fehler iſt bei ihr nicht die Rede. Ihre Aengſtlichkeit, ihre Pietät iſt ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben. Wer das Bürgerthum, welches von jenen Wunden zu geneſen anfängt, gründlich kennt, wird geſtehen, daß dieſer Charakter von einer erſchütternden Wahrheit iſt. Gerade die Halbbildung iſt hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In ſolchen Zuſtänden hört die Naivetät auf.

Ferdinand iſt nicht minder ſeinem Stande verfallen. Offizier, auf Karrière angewieſen, iſt er trotz ſeiner auf Akademien eingeſogenen revolutionären Ideen Mitwiſſer von Schandthaten, die ſein Vater — ihm zu Liebe will begangen haben. Trotz ſeiner klaren Einſicht in die Erbärmlichkeit „der Inſektenſeelen“ und die Faulheit der Zuſtände iſt er durch eine doch immer verzeihliche Rückſicht gegen ſeinen Vater zum Schweigen verdammt. Ihm ekelt vor ſeiner Umgebung, aber er kann ihr nicht entfliehen. Ein Aſyl iſt ihm geblieben, die Liebe. Er hat den Muth, Luiſen beſitzen zu wollen. „Laſſ' doch ſehen, ob mein Adelsbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall.“ Aber er findet gleich in der erſten Szene ſein Mädchen in dem Gefühl ihres bürgerlichen Standes muthlos, ſie hat ihm, erſchüttert durch die Reden des Vaters, eben entſagt. Er ſchilt ſie: „Siehſt du, Falſche, auf welchem Kaltſinn ich dir begegnen muß.“ Sie zittert vor Ferdinand's Vater, Ferdinand fürch-

tet nichts, als die Grenzen ihrer Liebe. Und dieſe Grenze, ſie iſt vorhanden. Es iſt Luiſen's Scheu vor einem gewaltſamen Bruch mit ihren bürgerlichen Verhältniſſen. Dieſe Scheu, ich möchte ſagen, die ſchöne Feigheit ihrer Seele, erweckt Ferdinand's Mißtrauen, ein Mißtrauen, das ſich in dieſer Umgebung wahrlich leicht zur Eiferſucht entzünden kann. Auch hier trägt Ferdinand den Fluch ſeines Standes, in welchem das edelſte Weib eine Mätreſſe iſt, in welchem nach des Präſidenten Aeußerung ſelten eine Mariage geſchloſſen wird, wo nicht wenigſtens ein halb Dutzend Gäſte das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann.

Ich glaube nicht, daß man hier ſagen kann: wenn Luiſe mit ihrem Geliebten entflohen wäre, ſo war die ganze Tragödie zu Ende. Sie konnte nicht fliehen. Und hier komme ich auf den Einwand gegen die Intrigue zurück. Sie war nur die äußere Handhabe für die Kataſtrophe, die ſchon in den Verhältniſſen und Charakteren lauerte, ſie war nur der zeitgemäße Hebel, durch welchen die Charaktere ihre Rollen ausſpielen mußten. Die Scheinmacht der Willkür iſt die Rechnung, ſie rechnet mit Menſchenherzen, die Rechner müſſen an dem Facit erſticken. Für die künſtleriſche Wirkung aber iſt die Intrigue im bürgerlichen Drama meiner Anſicht nach ein faſt ebenſo großer Vortheil, als der Humor. Die ſtarken Aufregungen des Gefühls verlangen hier ein zeitweiſes Ausruhen. Ein Othello ohne Jago wäre unerträglich.

Iſt demnach Kabale und Liebe ein fehlerloſes Werk? Soviel ich einſehen kann, ſind ſeine Vorzüge von überwindender Gewalt und ſeine Fehler zum Theil von der Art,

die man nicht wegwünſcht. Denn wer möchte den Hofmarſchall Kalb entbehren? Wer möchte nicht lieber mit Adolph Stahr verlangen, daß der Schauſpieler hier ſich zuſammennehme, daß er aus ſolcher Phraſe, wie: „Gott ſei Dank, er wird witzig“, einen immer noch begreiflichen Nebenbuhler Ferdinand's herſtelle. Und nun der Muſikus Miller? Den hätte Shakeſpeare wahrlich nicht beſſer gemacht, und wer hier an der naiven Schöpferkraft Schiller's zweifelt, der iſt äſthetiſch ein Todeskandidat. Das Gerede, daß Ferdinand nur Schiller ſelbſt ſei, kann man nur damit beantworten, daß im Muſikus Miller und ſeiner Tochter Schiller noch weit mehr er ſelbſt iſt. Auch darum wirkte das Stück ſo, weil die Ferdinand's und Luiſen im Parterre ſaßen.

In der Ausführung ſind Lücken, wie das Genie ſie ſtehen läßt. Zwar iſt das Mißtrauen Ferdinand's durch einen großen Zug ſehr erklärlich, er ſelbſt wird einen Augenblick in ſeiner Liebe zu Luiſen wankend. Er bewundert Lady Milford, er geſteht es Luiſen ſelbſt, welche Gefahr ihrer Liebe drohte. Das iſt ein Meiſterſtrich. Aber der Dichter benutzt ihn nicht. Ebenſo durfte Ferdinand nicht ein Fräulein von Oſtheim für tugendhaft halten. Sein Glaube mußte ſo weit erſchüttert ſein, daß ihm kaum das Bürgermädchen eine Ausnahme von der Regel machte. Hofmarſchall von Kalb konnte wohl in einer Begegnung mit Ferdinand einige Renommagen ausſtreuen, eine pikante Erzählung ſeiner Abenteuer mit Bürgermädchen hätte bei Ferdinand auch den letzten Halt lockern können. Die Leidenſchaft that dann das Uebrige.

Wurm — doch ich muß endlich aufhören. Rötſcher und Adolf Stahr haben Alles gethan, ihn zu vertheidigen, in-

dem sie an seine, wenn auch sehr zweideutige Neigung zu Luisen anknüpften.

Das Stück wurde in Frankfurt a. M. am 13. April, in Mannheim am 15. April aufgeführt. Boek spielte den Präsidenten, Beil den Musikus Miller, Iffland den Wurm, Madame Beck (Karoline Ziegler) die Luise, Heinrich Beck den Ferdinand. Das Paar hatte im Januar endlich die Kabalen der Geistlichkeit überwunden und lebte in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe. Hier mischte sich Wirklichkeit und Spiel zu einer ergreifenden Wahrheit. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden und seinen Freund Streicher zu sich eingeladen. Dieser erzählt:

„Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „Es geht gut“ gehört.

Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit soviel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde

ſo ſehr davon überraſcht, daß er aufſtand und ſich gegen das Publikum verbeugte. In ſeinen Mienen, in der edlen, ſtolzen Haltung zeigte ſich das Bewußtſein, ſich ſelbſt genug gethan zu haben, ſowie die Zufriedenheit darüber, daß ſeine Verdienſte anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden."

Kabale und Liebe wurde in demſelben Frühjahr gedruckt und erſchien abermals in der Schwan'ſchen Hofbuchhandlung. Vor dem bürgerlichen Trauerſpiel ſtand eine Widmung an Herrn von Dalberg, in welcher die ſämmtliche Titulatur des Freiherrn aufs pomphafteſte über das Blatt ſtolzirt und ein „unterthänigſt gewidmet" die Schleppe nachträgt. In weiterer Auflage erſchien das Stück 1784 unter den „Trauerſpielen von Schiller" und einzeln 1785 und 1786 bei Schwan. Bis 1788 erſchienen zwei Nachdrucke. Die Kritik ignorirte auch dieſes Werk des Genius entweder ganz oder ſuchte ihm doch einige Federn auszurupfen, wie z. B. Engel's Magazin d. Philoſ. und ſchönen Literatur 1785, Heft II., S. 162 — 165, und die Berliner Lit.- und Theat.-Ztg. 1784, S. 131 dem Dichter Schuld gaben, die Charaktere aus Gemmingen's Hausvater genommen zu haben. Aber der Muſikus Miller hat keine Aehnlichkeit mit dem Maler Wermann (Lebok), noch die Milford mit Gräfin Amaldi, und wo iſt im Hausvater der ſchneidende Konflikt der Zeit, die Tragödie der Verhältniſſe? Die Gothaer gelehrte Ztg. vom 29. Mai 1784 brachte eine gutgemeinte Rezenſion, wahrſcheinlich von Reinwald, worin es heißt: „Zwar möchte vielleicht die Prädilektion einiger Leſer für ſeine vorigen Stücke (es geht mit den Schriften öfters, wie mit der Liebe gegen Freunde und Mädchen, wo die erſte

ebenfalls die ſtärkſte zu ſein pflegt) dieſes jenen etwas nachſetzen. Aber es hat wirklich herrliche Szenen und die Charaktere ſind vortrefflich durchgeführt." Schiller war mit ſo wohlfeilem Lobe nicht zufrieden und ſchreibt am 7. Juni an Dalberg: „Meine Kabale und Liebe iſt in der Gothaer Zeitung ſo obenhin rezenſirt; gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leſer." Eine wahrhaft nichtswürdige Rezenſion erſchien in der Berliner Voſſiſchen Zeitung vom 20. Juli 1784, worin es hieß: „Alles, was dieſer Verfaſſer angreift, wird unter ſeinen Händen zu Schaum und Blaſe." Noch pöbelhafter war die weitere Ausführung in dieſer Zeitung vom 4. Sept. 1784. Der Verfaſſer dieſer Kritik war Karl Philipp Moritz, der uns im zweiten Bande als Schiller's Verehrer wiederbegegnen wird.

Aber die Kritik vermochte das Werk nicht todt zu machen. „Was dieſes Stück vor fünfzig Jahren, ſchreibt der alte Zelter an Goethe, auf mich und ſämmtliche Sprudeljugend für elektriſche Macht ausgeübt, magſt Du Dir denken. Wer nur jener Zeit es nachſehen kann, wird es nicht ſo ſehr herabſetzen, als Moritz that, der freilich Recht hatte (?), doch nicht den Anzug der franzöſiſchen Revolution ahndete. Es gehört in jene Zeit und iſt in ſo fern ein geſchichtliches Stück, voller Kraft und Geiſt, trotz der niederträchtigen Geſellſchaft, die ſich darin befehdet." Die Bühnen nahmen das Stück mit größter Zuvorkommenheit auf. Die Berliner brachte es Montag den 22. Nov. und dann bis 23. Dec. 1784 noch ſechsmal. Der Muſikus Miller ward eine Lieblingsrolle des großen Schröder. Auch in Stutt-

gart ward es wahrſcheinlich 1793 aufgeführt. Hier war man anfangs beſorgt geweſen, Schiller's Vater ſchrieb an den Sohn: „Daß ich ein Exemplar von der neuen Tragödie beſitze, habe ich noch Niemandem geſagt. Denn ich darf es gewiſſer Stellen wegen nicht merken laſſen, daß es mir gefallen.“ Aber der Oberſt von Seeger gab dennoch die Erlaubniß zur Aufführung und Schiller's Schweſtern Chriſtiane (Nanette) und Luiſe wohnten ihr unentgeltlich bei. Die Nobleſſe indeß, die ſich in dem Ganzen getroffen fand, beſchwerte ſich beim Herzog darüber, der Oberſt erhielt einen Verweis und die Wiederholung wurde verboten.

Wir haben auch hier eine engliſche Ueberſetzung Cabal and love von J. J. R. Timaeus, Leipzig 1796, zu erwähnen, und eine zweite unter dem Titel the Minister, a tragedy in 5 A. tr. by Lewis. London 1797. 8.

Ganz beſonderes Glück machte Luiſe Millerin aus erklärlichen Gründen in Italien. Auf dem Teatro diurno in Verona wurde eine Zeit lang wohl zwanzig Mal in jedem Sommer una nuovissima produzione di Schiller, intitolata il Ragiro (eigentlich Rigiro, die Kabale) gegeben. Die Erzählung des Kammerdieners der Lady Milford bleibt fort, der Hofmarſchall v. Kalb iſt in einen gewöhnlichen Hofbedienten verwandelt. Zum Karneval 1852 ward es ſogar unter dem Titel: Luisa Miller. Melodramma tragico in 3 atti di San Cammarrano posto in Musica dal Maestro Giuseppe Verdi, Milano, zur Oper umgewandelt.

In Frankreich fand das bürgerliche Drama während der Revolutions- und Kaiſerzeit wenig Anklang. Bis 1821 erſchien nur eine Ueberſetzung von La Martelière (1799).

Die Reſtauration brachte die Franzoſen auf den Standpunkt, wo 1784 die Deutſchen ſtanden, Kabale und Liebe wurde von 1821 bis 1847 ſieben Mal überſetzt, auch von Alexandre Dumas unter dem Titel: Intrigue et Amour. Poissy impr. d'Olivier 1847. 8.

IV.

Eine gute ſtehende Schaubühne.

Gegen Ende April reiſten Iffland und Beil zum Gaſtſpiel nach Frankfurt am Main. Schiller begleitete ſie. In Frankfurt führte der Schauſpieldichter und Schauſpieler Großmann die Direktion, ein unruhiger Geiſt, von literariſcher Bildung und Weltmanier, der unter Ekhof's Augen ſeine Laufbahn begonnen, aber wenig in dem Sinne des Meiſters fortgewirkt hatte. Der Kurfürſt von Köln hatte ihn zwar mit der für jene Zeit ſo charakteriſtiſchen Weiſung an ſeinen Hof gefeſſelt, „die Schauſpielkunſt in ſeinem Lande zu einer Sittenſchule für ſein Volk zu erheben.“ Durch den Tod ſeines Protektors auf ein unruhiges Wanderleben hingeführt, ſchweifte Großmann mit ſeiner Geſellſchaft von Frankfurt bis Aachen, ſelbſt bis Pyrmont hin. Schiller hatte ſomit Gelegenheit, alle Nachtheile einer prinziploſen Theaterwirthſchaft kennen zu lernen und mit den Vortheilen einer guten ſtehenden Bühne zu vergleichen. Die Mannheimer Schule war durch Beil und Iffland aufs glänzendſte vertreten. Am 30. April wurde Verbrechen aus Ehrſucht und am 3. Mai

zu Ehren des Dichters Kabale und Liebe aufgeführt. Die Rolle des Kammerdieners, welche in Frankfurt gestrichen war, wurde wieder eingeschoben, freilich mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen. Eine Nuancirung der politischen Temperatur, die einen deutschen Nationalbühnendichter wohl entmuthigen konnte. Aber zur Entmuthigung Schiller's bedurfte es schlimmerer Dinge.

Eduard Devrient hat in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst sich über Schiller's damalige Einwirkung auf die Bühne dahin ausgesprochen, daß der Dichter die Darstellung nur noch mehr in der maßlosen Weise bestärkt habe, welche mit den Ritterstücken aufgekommen war. „Das zum Bombast neigende Pathos der Räuber und des Fiesko, das Ueberschwengliche und Ueberspannte in den Charakteren, sogar der bürgerlichen Figuren in Kabale und Liebe" sei nicht geeignet gewesen, die Saiten des Ausdrucks zurückzuspannen. Schiller's Anmerkungen für die Darstellung könne man deutlich entnehmen, welcher Art sein persönlicher Einfluß auf die Schauspieler gewesen sei. Es müsse als eine Reaktion der Schauspielkunst gegen die Gewalt der neuen Literaturbewegung, als eine Reaktion im Lessing'schen Geiste zu Gunsten der Regelmäßigkeit und einfachen Menschendarstellung betrachtet werden, daß Iffland gerade jetzt dem bürgerlichen Drama einen Reiz zu geben wußte.

Ob Lessing, wenn er Stücke wie Fiesko und Luise Millerin erlebte, nicht in diesen Dramen mehr seines Geistes erkannt hätte, als in der Iffland'schen Reaktion, ob er, der Julius von Tarent auszeichnete und mit jedem seiner Werke höhere Ansprüche an Schauspieler und Publikum machte,

wenn er zwiſchen Iffland'ſcher Nüchternheit und Schiller'ſcher Trunkenheit zu wählen hatte, ſich nicht für die letztere entſchieden haben würde, — ich möchte dieſe Frage auch gegenüber einem ſo treuen und kompetenten Wortführer der Schauſpielkunſt beſcheidentlich aufzuwerfen wagen. Wahr iſt es, einzelne Bühnenweiſungen in Schiller's Jugenddramen ſind ganz im Sinne der vielen Ausrufungszeichen von Sturm und Drang. Aber er ſchrieb ſeine Bühne mit in den Text und mußte es ſo ausdrucksvoll thun, da die kühnen Situationen eine ganz neue Mimik verlangten. Neben den Mißgriffen, die nur auf der Höhe des Genie's möglich ſind, ſtehen doch auch treffende Fingerzeige, welche vielleicht ein Iffland gleich unfähig war zu denken wie zu ſpielen. Welch eine Plaſtik liegt z. B. in der Weiſung: „ihm graß nachſtierend" oder: „bleibt plötzlich in ſchrecklicher Erſchlaffung ſtehn." Es iſt denn doch immer der Seelenausdruck, den Schiller verlangt, und allein in ſeinem Uebermaß lagen die Keime zur Bühne der höchſten poetiſchen Aufgaben, wie ſie von Fleck und Ludwig Devrient gelöſt wurden.

Und wie ſcharf ſpricht ſich ſchon in dem Aufſatz „über das gegenwärtige Theater" der dreiundzwanzigjährige Schiller gegen alles Outriren aus, wie ſchildert er nach dem Leben die geſpreizten Geſten, das naturaliſtiſche Verſchlucken der Worte, wie bewundert er in einer 1784 für Göcking's Journal geſchriebenen Rezenſion über Iffland's Lear, daß dieſe Darſtellung ein Ganzes ſei, daß keine Grimaſſe, keine Bewegung des unbedeutendſten Muskels die andern Lügen ſtrafe. In demſelben Sinne ſchrieb er jetzt von Frankfurt aus an Dalberg: „Ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Aus-

ſichten auf meine Lady u. dgl. bange iſt, konvulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter.“ Er theilt von ganzem Herzen die Freude über den Sieg, den das geſchloſſene Kunſtprinzip hier errang, er berichtet, daß Iffland und Beil mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen worden. „Wo wir hinkommen, ſchreibt er an Dalberg, beweiſt man dem Mannheimer Theater die entſchiedenſte Achtung.“ Dem Regiſſeur Rennſchub, welcher in Meyer's Stelle eingerückt war, verkündigt er die materiellen Beſchwerden des Triumph's mit den Worten: „wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen.“ Er bleibt indeſſen nüchtern genug, um manche Bemerkung zu machen, welche er Dalberg mitzutheilen brennt, und ſagt: „ich weiß zuverläſſig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dies mehr bewirken könnte, als mein hieſiger Aufenthalt.“

Zu der frohen Erregtheit ſeines ganzen Weſens trug beſonders die Bekanntſchaft einer Frau bei, welche durch eine gleiche Begeiſterung für die dramatiſche Kunſt unlängſt auf die Bühne geführt war, „ein Herz, wie Schiller ſie ſeinem Reinwald (5. Mai) ſchildert, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte ſie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater, den Profeſſor Baumer in Erfurt, auf den Gedanken brachten, ſie ſtudiren zu laſſen. Nach ſeinem frühzeitigen Tode ver-

heirathete sie sich, nur funfzehn Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Reval, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderstehlicher Hang und ein lebhaftes dichterisches Gefühl zog sie zum Theater. Nachdem sie in Erfurt ihren ersten Versuch gemacht, debütirte sie auf Großmann's Anregung am 30. Oktober 1783 in Frankfurt mit Erfolg als Lanassa und hielt sich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls lieb gewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. Ihr Bild zeigt uns ein sprechendes Antlitz mit schwärmerisch blickenden Augen, zu denen ein keckes Näschen in reizvollem Kontrast steht. Sie war blond, dabei von leidenschaftlich anziehendem Wesen, welches ebenso sehr, wie ihr Talent und der zarte Umriß ihrer Gestalt, dazu beitrug, sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums zu erheben. Reinwald, der sie kannte, aber mehr für „reifes Denken" eingenommen war, antwortete auf Schiller's begeisterte Schilderung: sie empfindet zu viel. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman und solcher, der mich schreckt, nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt und deren Ende der Tod ist." Dieses Ende erfolgte, von der Armen, die später von ihrem Gatten geschieden wurde, ungeduldig herbeigefleht, im Spital zu Hamburg 1840, nach einem Leben von 83 Jahren. Wie hätte Schiller mit Reinwald's klaren und nüchternen Augen die Frau betrachten können, die damals in schöner Begeisterung ihm entgegentrat! Wer wird sie anklagen, zu viel oder

in unvollkommenen Verſen empfunden zu haben, wenn ſie in ihren Dichtungen ſingt:

Schwebe denn auf, mein Lied,
Dem Manne,
Deſſen Strahlenglanz meine Seele erquickt
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer,
Den ſeine unſterblichen Geſänge über mich ſtrömten,
Für die ſüßen Thränen,
Die ich mit ſeiner holden Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majeſtätiſche Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Miſſethat und Tugend bewunderte,
Flüſtre ihm leiſe,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer ꝛc.*)

Hier ſchloß ſich eins jener Bündniſſe für das Gute und Schöne, welche im Eingang des Kapitels geſchildert ſind, hier athmete der Dichter in reinerer Atmoſphäre und vergaß für einige Tage all die tauſend Bedrängniſſe, die ihn in Mannheim erwarteten, als er traurig und ohne ſeine Begleiter dorthin zurückkehren mußte. Denn dieſe gingen in ſeine Heimath, nach Stuttgart, wohin er nicht mitgehen konnte. Der Herzog Karl ließ nicht die Werke ſeines Zöglings den Groll entgelten, welchen er gegen letztern hegte.

*) Clemens, Anthologie ꝛc. S. 7. Hamb. Schriftſtellerlexikon. A. Schloenbach irrt (Gartenlaube 1866, S. 24), wenn er alle Biographen Schiller's zu berichtigen glaubt. Seine Skizze enthält noch andre Irrthümer.

Iffland und Beil gastirten in den Räubern, errangen auch hier dem Drama einen glänzenden Erfolg und sich selbst die begeistertste Aufnahme. Der alte Schiller beklagte sich sehr bei seinem Sohn, daß Iffland nicht einmal so viel Zeit gefunden habe, auf die Solitude zu kommen.

Während seine kühne Schöpfung ins Vaterland zurückkehrte, saß der verbannte Dichter und brütete, umschwebt von den Eindrücken, die er in Frankfurt empfangen, über einem Plan, die Mannheimer Bühne auch in der Presse würdig zu vertreten. Er glich dabei mehr als jeder Andere dem Mann im Syrerland, der im Brunnen sitzt, wenn man unter dem Drachen, der unten droht, das Fieber, und unter dem Kameel, das oben schreckt, die Stuttgarter Schulden verstehen will. Zwar schwelgte er noch im Andenken an Sophie Albrecht, aber jetzt, getrennt von ihr, empfand er die Oede seiner alten Umgebung, das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und gegen wen konnte er dies besser, als gegen seinen alten erprobten Gewissensrath, gegen seinen Reinwald, den auch Albrecht's kannten und schätzten. Es ist wahrlich keine empfindsame Glücksucherei, wenn Schiller im Gedächtniß an eben erhaltene Beweise seines Berufs und im Angesicht der Hemmnisse, die ihn umgaben, nach dem traurigen Bericht über seine Krankheit im Ausströmen seiner von Gram gedrückten Seele ausruft: „Bester Freund, ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.“ Dieses Glück kam wie-

der, in Volkstädt, in seiner Ehe. Aus allen seinen Worten, aus der Frage, ob Reinwald noch keinen Gegenstand für sein Herz gefunden, tönt leise die Sehnsucht nach dem Weibe, nach einer menschenwürdigen Existenz. Er klagt über die tausend Bekümmernisse, die widrigen Unbequemlichkeiten seiner Lage, und daß selbst die Entwürfe, diese zu überwinden, ihm unaufhörlich neue Qualen und Sorgen machen. Er hatte es vorgezogen, auf die in seinem Kontrakt bedungenen Theatereinnahmen von seinen Stücken zu verzichten und statt dessen die runde Summe von 200 Gulden als Ersatz anzunehmen. Die Herausgabe seiner Dramen erhöhte diese Einnahme um etwas. „Aber, schreibt er, Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Gulden in Mannheim und vorzüglich im theatralischen Zirkel ist — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist." Seine Junggesellenwirthschaft ohne rechte Bedienung, seine Ehrenausgaben, seine schlechte Oekonomie, seine Unberathenheit und Einsamkeit bei vielen Bekanntschaften, Alles dies zwang ihm das Geständniß ab: „Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu."

Schiller hatte natürlich seine Stuttgarter Schulden, die sich nach Petersens Zeugniß sogar auf 700 Gulden beliefen, noch immer nicht abtragen können. Die Gläubiger hatten bereits begonnen, sich an den Vater zu halten. Der Hauptmann, welcher schon meinte, daß sein Sohn eher Unterstützungen gewähren, als verlangen müsse, da die Familie

allein auf die karge Besoldung von 400 Gulden angewiesen war, erschrak nicht wenig, als ihm von der Generalin von Holl eine Schuldverschreibung über 100 Gulden und vom Hauptmann Schade eine desgleichen über 50 Gulden präsentirt wurde. Der brave Mann stand für beide Posten gut, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne, er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheil der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber dieser hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden, und kam bald in solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann Schade befriedigen konnte, und dem Vater überlassen mußte, die Holl'sche Schuld durch die kleine Summe zu tilgen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden.

Begreiflicherweise ermahnte der Vater wieder und wieder den Sohn, zu seinen medizinischen Studien zurückzukehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Licht, seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht und wer wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Der so gering angeschlagene Theaterdichter ward zwar durch die Besuche von Fremden, die seine Bekanntschaft zu machen wünschten, über seinen Werth ganz anders belehrt, aber so reizend in Gesellschaft dieser neuen Bekannten bald im Park von Schwetzingen, der im vollen Schmuck des Mai's prangte, oder in dem nahen Waldheim die Stunden verflossen, so entscheidend einige dieser Bekanntschaften für sein ganzes Leben wurden, damals raubten sie ihm Zeit und gaben ihm mit ihren Genüssen zugleich seine Krankheit

und immer die doppelt erneute Empfindung seiner unglücklichen Lage wieder. So war er Ende Mai von Heidelberg, wohin er sich durch einige Fremde hatte mitziehen lassen, mit seinem „lieben Fieber“ wieder zurückgekehrt und lag nun, aus dem schüttelnden Frost in die brennendste Gluth geworfen, von Durst gequält, mit einem von Chinarinde geschwächten Magen danieder. Niemals hatte er seine Gedanken so nöthig als jetzt. Das dritte Stück seines Kontraktes sollte zu Anfang September fertig sein und noch wußte er nicht den Titel desselben. Außerdem mußte er als neues Mitglied der deutschen Gesellschaft endlich einmal mit einem Vortrage debütiren. Denn hauptsächlich auf Veranlassung eben dieses neuen Mitgliedes war die Gesellschaft gerade jetzt im Begriff, einen Schritt zu thun, der ganz in ihrer Tendenz lag. Es sollte ein eigenes Journal gegründet und demselben durch die engste Verbindung mit der Nationalbühne ein frisches, volksthümliches Blut mit auf die Welt gegeben werden. Schiller wollte als Sekretär diese Vermittelung zwischen einem Ausschuß der Gesellschaft und dem Theaterausschuß übernehmen, er hatte Dalberg hierüber Vorschläge gemacht, welche von einer scharfen Kritik des damaligen Zustandes der Gesellschaft begleitet waren. Durch ein Versehen gerieth dies Manuskript unter die zirkulirenden Papiere der Gesellschaft, kam dem Ritter von Klein in die Hände und es gab für Schiller einige beklemmende Augenblicke, in denen er glaubte, es werde daraus für ihn die unangenehme Nothwendigkeit erwachsen, dasjenige der Gesellschaft in voller Sitzung ins Gesicht zu sagen, was ihr durch sein nur für Dalberg bestimmtes Manuskript

wider seinen Willen bekannt werden konnte. Diese Befürchtung ward gehoben, indem das Manuskript ohne weitere Folgen wieder in Schiller's Hände kam, aber es stellten sich seinem Plan, der auf eine selbstständige Dramaturgie hinauslief, sowohl Seitens der Gesellschaft, welche ihm nur einen dramaturgischen Theil in dem Journal gewähren wollte, als auch von Seiten der Theaterintendanz, große Schwierigkeiten entgegen, welche Schiller vergebens mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit und einem nicht geringen Aufwand von Zeit und Kräften zu überwinden suchte.

Unter solchen zerstreuenden Arbeiten sank seine Dichterlust und was noch schlimmer war, sein Selbstgefühl, und je mehr die Sommertage ungenützt für neue Produktion dahinschwanden, um so näher trat ihm der beklemmende Gedanke, er werde die bereits halb vergessenen medizinischen Studien von Neuem aufnehmen müssen, um zu promoviren, und der Muse, die ihn nicht nährte, nur seine freien Augenblicke widmen können.

Aber als ob der Genius des deutschen Volks die Gefahr solchen Verlustes geahnt hätte, ließ er, während die Fürsten noch schwiegen, in diesen Wirrwarr von Stimmen, welche seinen Liebling hin und herzogen, von unbekanntem Munde plötzlich den Ruf ertönen: Du bist Dichter! Friedrich Schiller, du bist mein Dichter! einen Ruf, der wieder und wieder erklang, so lange seine Seele ihn vernehmen konnte.

In der ersten Woche des Juni erhielt Schiller ein Paket aus Leipzig. Darin war eine kostbare blaßroth-seidene Brieftasche mit kunstvoller Stickerei: eine musikalische Komposition von Amalien's Arie aus den Räubern und vier

Portraits von zwei Damen und zwei Herren, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Enthusiastische Briefe begleiteten die Sendung. Der eine der Herren schrieb: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.

Der Mann, der dies schrieb, war Christian Gottfried Körner, die andern Personen seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gefertigt.

Schiller war überrascht, erfreut, gehoben. Keine Arzenei der Welt hätte solche Heilkraft für seine Gesundheit haben können, wie diese Freude. Er fühlte sich verstanden, anerkannt. Er richtete sich auf mit erhelltem Antlitz. Mit solchem Beweise in der Hand konnte er sich fortan auf die

Besseren des deutschen Publikums berufen, konnte er glauben, daß der dramatische Dichter die Nation aus ihrer Erschlaffung emporreißen könne. Nicht seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht der technischen Vollendung seiner Kunst, nur ihrem freien und großen Sinn verdankte er diesen Zuruf.

Wie innig und tief er bewegt war, hören wir von ihm selbst in einem Briefe vom 7. Juni. Seiner Freundin in Bauerbach erzählt er, welch' ein Geschenk er vor einigen Tagen empfangen. „Ein solches Geschenk, schreibt er, ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub längst verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." In der sonnigen Witterung dieser Freude erschlossen sich alle seine Hoffnungen, erschloß sich einmal wieder das nächste natürlichste Verlangen seiner jugendlichen Seele. Er sehnte sich nach gegenwärtiger Mittheilung und Theilnahme, nach einer Brust, an der er Ruhe, Heiterkeit finden könnte; aus den tausend wilden Affekten, die ihn ewig herumzerrten, sehnte er sich nach Maß, nach einem natürlichen Leben, nach häuslichem Glück.

Es mag denjenigen, die sich einen Dichter nicht anders, als nach dem Maße von Karl Moor denken können, sehr

philisterhaft erscheinen, daß Schiller nur die natürlichen Empfindungen eines jungen Mannes von vierundzwanzig Jahren hatte und wenige Tage nach einer so glänzenden Anspornung seines Ehrgeizes der Freundin das Geständniß macht, er gehe mit dem Gedanken um, zu heirathen. Aber es ist einmal eine Thatsache. Und er hat jetzt ebenso vernünftige Gründe dafür, als Benedikt in Viel Lärm um Nichts und Friedrich Schiller an Zumsteeg dagegen. „Sie werden lachen, liebste Freundin, schreibt er, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin, — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die stille leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken hervorgebracht.“ Seine Liebe zu Lotten war noch nicht erloschen. Hier fährt er nun unverhohlen heraus: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich.“ Diese Brieftühnheit einer späten Abendstunde verschwand, als er die Zeilen nach einigen Tagen überlas, er erschrickt über seine thörichte Hoffnung. „Doch, fährt er fort, meine Beste, so viel närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.“ Hiermit hatte er Lotten eigentlich entsagt.

Unter dem Eindruck der Leipziger Sendung, gehoben zu dem ganzen Bewußtsein seiner dichterischen Macht, ermahnt von Reinwald, durch ein Urtheil Gotter's angetrieben, der den Plan zu Don Carlos gesehen und groß befunden

hatte, fing er an, bestimmter an eine Weiterführung des angefangenen Dramas zu denken. Auch hielt er am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft eine Eintrittsrede über das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Sie ist eins von den Dokumenten, welche der Menschheit angehören. Wo immer die Schaubühne vor den Staat tritt, um wieder in ihre Würde eingesetzt zu werden, diese bill of right wird sie in Händen halten.

Hoffmeister sagt von dieser Abhandlung nach dem gerechtesten Lobe: sie wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzu strenge in den Dienst der Moral und Belehrung gestellt wäre. Geschieht das wirklich im Schiller? die Schaubühne einmal als moralische Anstalt betrachten, heißt das so viel, als: die Schaubühne ist eine moralische Anstalt?

Seit Plato sich in seinem Ideal einer Republik gegen die dramatische Poesie ausgesprochen, hatten heidnische Philosophen und christliche Kirchenväter sie verdammt. Nahm auch ein Thomas von Aquinum sie in Schutz, billigte auch Luther auf protestantischer Seite die geistlichen Bürger- und Schuldramen, so führte dagegen ein Prynne in England mit seinem Histriomastix einen Hieb gegen das Schauspiel und seinen königlichen Protektor, daß ihm dafür die Ohren abgeschnitten wurden. In Deutschland traten ehrenwerthe Theologen in Luther's Fußtapfen. Aber selbst die warme Vertheidigung eines Joh. Dürr 1662 schlug doch so wenig durch, daß noch 1753 einem Literaten Uhlich in Frankfurt a. O. das Sakrament verweigert wurde, „weil er einmal Schauspieler gewesen.“ Und in der Praxis sah es so übel

aus, daß die Worte „beten, Gott“ nicht auf dem Theater gesprochen werden durften. Körner schreibt, daß in Dresden Hamlet anstatt „ich meines Theils will beten gehn“, sagen mußte: „was mich betrifft, ich will das Meinige thun.“

Wie wenig Vertrauen Schiller selbst damals zur Moralität der Schauspieler hatte, geht unter andern aus dem erwähnten Briefe an Reinwald vom 5. Mai hervor, worin es in Bezug auf Sophie Albrecht und ihre Absicht, bei der Bühne zu bleiben, heißt: „unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen.“

In den wissenschaftlichen Regionen hatte d'Alembert die Bühne ohne sittlichen Nachdruck vertheidigt, Sulzer und Lessing hatten das Thema schon tiefer gefaßt, ja letzterer war eigentlich mit seiner ganzen Person und Geschichte ein lebendiges Wahrzeichen, über welches die Orthodoxen nicht hinwegspringen konnten. Aber diese letztern hatten einen furchtbaren Bundesgenossen an Jean Jacques Rousseau, und es beweist genug für Schiller's Selbstständigkeit, daß er diesem Führer gegenüber, wiewohl er in Bezug auf die Personen fast mit ihm übereinstimmte, die Sache mit ganz klaren Augen ansah. Rousseau verdammte aus abstrakter Vergötterung der Natur und des alten heroischen Zeitalters die feinere Kultur, also auch das moderne Schauspiel. Er behauptete, daß die Unsittlichkeiten der Schauspieler und die Verachtung, in welcher sie standen, nothwendig in ihrer Profession begründet seien.*)

*) Lettr. à M. A. d'Alembert.

Hierauf ohne Zweifel beziehen sich folgende Worte in Schiller's Vortrag: „Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. — Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war." Auf Rousseau's Angriff hat Niemand glänzender und energischer geantwortet, als Schiller. Er zählt selbst die Hauptanklagen auf, den Leichtsinn, die Frechheit der Schauspieler, die Frivolität der Stücke. „Man sagt: Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne."

Man darf demnach nicht vergessen, daß wir es hier mit einer Vertheidigung, nicht mit einer erschöpfenden aesthetischen Würdigung zu thun haben. Unserm Dichter war durchaus der Werth der Schaubühne in dem Werth des Dramas enthalten. Er setzt im Eingange das poetische Genie stolz neben das gelehrte, Shakespeare's Julius Cäsar neben die Entdeckung Newtons. Aber die Darstellung des Dramas verlangt eine stehende Bühne, verlangt ein Institut, ist eine öffentliche und den Menschen ergreifende. Es ist die Frage, was bedeutet dieses Institut dem Staate? Erfüllt es die Ansprüche, die ein Gesetzgeber an eine öffentliche Anstalt stellt, kann es die Menschen innerhalb ihres Wesens veredeln?

Ich will den Leser nicht der Mühe überheben, diese unübertreffliche Vertheidigung in der strahlenden Waffenrüstung der Schiller'schen Worte einmal wieder zu lesen.

Nur darf man sich nicht wundern, daß der Verfasser in diesem glänzenden Plaidoyer allen möglichen Vorzügen nachspürt, die sein Delinquent haben kann. Mit einem Meistergriff faßt er sofort die Religion in ihrer sinnlichen Erscheinung, stellt sie neben die Bühne, erhebt die Gerichtsbarkeit beider im Gegensatz zum weltlichen, zum Staats-Gesetz. Aber selbst die Religion bleibt ernst zurück, wo die Schaubühne die Thorheiten der Menschen durch Gelächter heilt. Daß die Bühne Menschen kennen lehrt, nachsichtiger macht, den Großen die Wahrheit zu hören giebt, Alles dies ist ihm nicht genug. Auch Industrie und Erfindungsgeist, sagt er, würden vor dem Schauplatz Feuer fangen und ich glaube, daß Schiller in seinem Seedrama ebenso gut ein Lob des Kompasses anbringen konnte, wie er in Wilhelm Tell die Geschichtsschreibung eines Johannes Müller verewigt. Er wußte sehr wohl, an welchen Wurzeln die idealsten Erscheinungen im Boden stecken müssen, um gesund zu gedeihen.

Aber über die Belebung selbst des Nationalgeistes hinweg eilt er dem letzten Ziel seiner Vertheidigung zu: die Schaubühne stellt die Harmonie unserer Kräfte wieder her. Mit andern Worten, sie erfüllt das, was Aristoteles fordert, sie reinigt uns von niedern Affekten, sie ist eine Gymnastik der Seele, eine Versöhnung der Sinnlichkeit und der Vernunft. „Und dann endlich — sagt er — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in

ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und ſeine Bruſt giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſein."

Einen Punkt dieſer Vertheidigung, der für die damalige Zeit eine praktiſche Bedeutung hatte, darf ich nachträglich wohl ſchärfer beleuchten.

In gewiſſem Sinne und in einem Augenblicke gehörte, wie meine Leſer wiſſen, ſelbſt Leſſing zu den Gegnern wenigſtens des deutſchen Schauſpiels. Sein Wort: „über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind!" dieſes Wort hat damals, und noch lange, der Bequemlichkeit trefflich in die Hände gearbeitet. Ich halte daſſelbe für ein bloßes Stimmungswort. Leſſing ſchrieb den Nathan trotzdem. Zur Meinung erhoben iſt es der Meinung gleich, welche behauptet, einer Nation kann erſt Freiheit gegeben werden, wenn ſie für die Freiheit reif iſt. Es iſt die Anſicht des Mannes, welcher nicht ins Waſſer gehen wollte, bevor er nicht ſchwimmen könne. Schiller war weniger ängſtlich und es iſt ein denkwürdiges Wort, womit er das deutſche Schauſpiel, hoffnungsreicher als Leſſing, an den Muth und die ſittliche Kraft der Dichter wies und ſie zu Fahnenträgern der Volkskraft und des Nationalgefühls erhob. „Wenn in allen unſern Stücken, ſagt er, ein Hauptzug herrſchte, wenn unſre Dichter unter ſich einig werden und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Aus-

wahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte, — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.“ Haben Kotzebue und seine französischen Geistesverwandten doch lange genug ungehindert dem deutschen Publikum ihre ungesunde Kost auftischen dürfen! Haben sie doch zur Verfälschung des Nationalsinns wesentlich beigetragen! Die üblen Wirkungen, die ein Theater auf die Nation hervorbringt, lassen schließen, daß es auch andere hervorbringen kann. So hat die Bühne in der Hamburger Schule die Herrschaft der Franzosen gestürzt und Schiller hat in Carlos, Wallenstein, ja eigentlich in allen Stücken die großen Grundlagen, auf welchen eine Nation ruht, Gedankenfreiheit, individuelle Kraft, Gerechtigkeit, Heldenmuth, politische Freiheit und Einigkeit, so weit es die Bühne irgend vermag, zu erbauen begonnen. Haben Frankreich und England, trotzdem sie äußerlich „Nationen“ waren, mehr als eine hauptstädtische Bühne gehabt und haben sie jetzt eine Nationalbühne? und sind ihre künstlerischen Früchte, den einzigen Shakespeare ausgenommen, dessen Hauptwerke Hamlet, Lear, Othello, Romeo doch wahrlich nichts mit der Nation zu thun haben, mit den unsern zu vergleichen? Sind ihre Schauspieler mehr als unsre Ekhof, Schröder, Fleck, Devrient gewesen? Die Bühne allein kann nicht eine Nation machen. Aber ihre Mitwirkung ist nicht hoch genug anzuschlagen und an allseitiger Durchdringung des Volksbodens von vielen kleineren Mittelpunkten aus bietet die deutsche Schaubühne bereits in ihrer bisherigen Geschichte ein ganz bewundernswürdiges Beispiel.

Die deutſche Geſellſchaft ſah wohl, welche hervorragende Kapazität in dem neuen Mitgliede ihr zugefallen war und wenn ſie auch ſeine dramaturgiſche Unternehmung nicht mit ihrer Tendenz vereinigen konnte, ſo achtete ſie ſein Urtheil in wiſſenſchaftlichen Dingen. Das erfuhr er, als zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung bei Gelegenheit der dasjährigen Preisbewerbung eine Arbeit ſeines alten Freundes Peterſen „über die Epochen der deutſchen Sprache" einlief, welcher er mit ſeinem ebenſo gerechten als freundſchaftlichen Gutachten zwar nicht, wie er anfangs glaubte, den erſten Preis, aber doch ein Acceſſit von 25 Dukaten zuwandte. Er ſchrieb dem alten Burſchen bei dieſer Gelegenheit einen prächtigen Brief, in dem wir auch unter anderm leſen, daß er in Heidelberg zu promoviren gedenkt und ſeines Einfluſſes auf Dalberg ſehr ſicher iſt. Schiller ließ nicht ab, nachdem ſein Plan mit der dramaturgiſchen Monatsſchrift auf der einen Seite abgewieſen war, ihn Dalberg unter einer anderen Form zu empfehlen, ſo daß ſich letzterer den ſchriftlichen Entwurf ausbat, welchen Schiller denn auch am 2. Juli überſandte.

Energiſcher und populärer angelegt, als Leſſing's geſcheiterte Dramaturgie, ſollte Schiller's Journal die Mannheimer Bühne in ihrer geſchichtlichen Entſtehung, in ihrer Einrichtung und Verwaltung beleuchten, die erleſenen Stücke, ſowie die Tageskoſt und die Darſtellung beſprechen, ſie ſollte in Aufſätzen von Schauſpielern und vom Herausgeber in wenigen Jahren das ganze Syſtem der Schauſpielkunſt entfalten und außerdem die nöthigen literariſchen Näſchereien bieten.

Schiller hatte auch hier die ſicherſte Intention. Die Mannheimer Schule mit ihrer Löſung von Preisfragen, mit ihrer trefflichen Organiſation blieb doch weſentlich in ihren Wirkungen auf den Kreis der dortigen Schauſpieler und Kenner beſchränkt. Schiller hätte dieſe vereinzelten Fäden durch die Macht ſeines aufgehenden Geſtirns einem großen Kreiſe enthuſiaſtiſcher Leſer zugeworfen und hätte in der That hier die Verſtändigung unter den dramatiſchen Dichtern, wovon er in ſeiner Vorleſung ſprach, ins Leben gerufen.

Die Monatsſchrift ſollte auch das Perſonal der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte und die individuelle Kritik über ein jedes Mitglied, ja ſelbſt über den Vorſtand enthalten. Dies mochte Dalberg bedenklich erſcheinen und als Schiller für die Redaktion 50 Dukaten verlangte, lehnte der Intendant das ganze Projekt ab, indem er die Theaterkaſſe für unfähig erklärte, dieſe Zahlung zu leiſten. Indeſſen gab Schiller den Plan auch jetzt noch nicht auf und begann eifrig, Materialien zu ſammeln.

Das Beſte, was der Dichter zur Hebung der Bühne hätte thun können, war ohne Zweifel, Dramen zu ſchreiben. Aber gerade der Dichter ſtand hier dem Dramatiker im Wege. Drei Stücke pro Jahr, dieſe Forderung ſah ſehr der Anſicht des Direktors im Vorſpiel zu Goethe's Fauſt ähnlich:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie.

Dalberg wurde bereits ungeduldig. Hatte er ſelbſt doch Schiller im Don Carlos ein Sujet an die Hand gegeben. Hatte doch Schiller es vortrefflich gefunden. Aber Dalberg

vergaß, daß er den Kontrakt mit einem Gesunden gemacht hatte und daß ein Kranker ihn erfüllen sollte. Ja, der Intendant scheint Schiller selbst durch vielfache gute Rathschläge, die einen Tadel des Fiesko und der Luise Millerin einschlossen, durch ein allzu begeistertes Lob der Ifflandschen Stücke unsicher gemacht zu haben. Denn dieser muß ihm am 7. Juni versichern, daß das neue Stück Don Carlos kein politisches, sondern nur ein Familiengemälde im fürstlichen Hause werde, und daß er Alles vermeiden wolle, was die Empfindung empören könne.

Der Künstler zeigt sich in dem, was er kann, aber der große Künstler in dem, was er nicht kann. „Während er, erzählt Streicher, sich noch in Mannheim mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwickelung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen festhalten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Drama's und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

„Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken.

Alles ſollte erſchöpft, Alles zu Ende gebracht werden. — — Seine Erregbarkeit für dichteriſche Gegenſtände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichſam eine immer glühende, nur mit leichter Aſche bedeckte Kohle. Ein Hauch und ſie ſprühte Funken. Aber ſowie er jede Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßte, ſo ſollte ſie auch durch Worte nicht nur auf's Deutlichſte, ſondern auch auf das Schönſte dargeſtellt werden. Daher das Erſchöpfende, Volle, Satte und Runde ſeiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken ebenſo wie das Gefühl aufregen und ſich dem empfänglichen Gemüth einprägen." Treffender konnte Streicher den Dichter vom Fabrikanten nicht unterſcheiden. „Solche Dichter, denen ihre Gaben nur ſparſam zugemeſſen werden, ſind um vieles mehr entſchloſſen. Kaum iſt ein Gegenſtand gefunden, ſo wird ſchon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit ſchnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber

„der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone"

kann nie auf einem ſolchen Haupte verweilen."

Der Grund für die Trennung, welche zwiſchen unſerem Literaturdrama und dem Bühnenſtück beſteht und lange beſtanden hat, iſt darin geſucht worden, daß Dichter wie Molière und Shakeſpeare Schauſpieler, und Schiller und Goethe keine Schauſpieler waren. Das heißt denn doch die Sache zu äußerlich anſehen. Daß Schiller ein Bühnenſtück ſchreiben konnte, hat er in den Räubern und in Kabale und Liebe bewieſen. Daß er nicht hintereinander zwölf Bühnenſtücke ſchrieb, daraus geht hervor, daß dem deutſchen Volksgeiſt in ſeiner Tiefe das Schauſpiel etwas Anderes iſt, als

bloße Menschen- und Sitten- und Moraldarstellung, worüber sich Molière in der That kaum hinaushebt, sondern daß dieser Volksgeist seinen ganzen tiefen Gemüths- und Ideeninhalt in der reinsten Form auf der Bühne verkörpern will. Und da ist es nöthig gewesen, daß Dichter und Schauspieler nicht zusammenfielen. Selbst Shakespeare aber kann vollends nicht als Beispiel dienen, denn sein Genie ist so unberechenbar, daß es an keine andern Bedingungen geknüpft zu sein scheint, als an die damalige Zeit, die noch die vollen, ungebrochenen Charakterformen des Mittelalters lebendig darbot. Sheridan, Goldsmith und Andere haben treffliche Lustspiele geschrieben, ohne als Schauspieler für das Bedürfniß der Bühne zu fabriziren. Alle aber ohne Ausnahme hatten nicht die ungeheure Aufgabe, die großen Fragen einer am Rande der Revolution stehenden Menschheit auf der Bühne zu behandeln. Alles, was Macaulay in seinem Aufsatz über Milton von der Schwierigkeit sagt, in vorgeschrittenen Zeiten Dichter zu sein, gilt im allerhöchsten Maße in Bezug auf Schiller. Nicht weil Schiller zur Reflexion neigte, blieb er rathlos vor Don Carlos stehen, sondern weil er der größte moderne Dramatiker war, mußte er reflektiren, das heißt, den Kern und Saft der Zeit, welcher zum Theil noch abstrakter Gedanke war, in sich hineinsaugen. Er hätte ein Gott sein müssen, wenn er auch noch mit Trikot und Schminkbüchse handthieren oder — Bühnenstücke fabriziren wollte. Gerade seine Einseitigkeit war seine Größe.

Schiller sah ein, daß er auf seine dramatische Schriftstellerei nicht seine Existenz gründen könne. Sein Gehalt war in Vorschüssen zum Theil vorweggenommen, sein Vater

ward immer unzufriedener mit seiner Stellung. „Daß er sich ganzer acht Monate mit Wechselfiebern geschleppt, schrieb er am 31. Juni, das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bittersten Vorwürfe gemacht haben, daß er sich in der Diät und dem Regime nicht nach der Vorschrift verhalten." Der Plan, durch journalistische Thätigkeit sich aus seinen Schulden zu retten, war vorläufig gescheitert. Freilich zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sein Kontrakt erneuert würde, „der Präsident ist ganz auf meiner Seite", schrieb er an Petersen, aber er erfuhr zu bald, daß Dalberg's Gunst einen doch zu ergründenden Boden hatte. Dalberg, eingedenk jenes Briefes vom Hauptmann Schiller und jetzt überzeugt, daß das Repertoir durch diesen Löwengeist, der jährlich nur ein Junges zu werfen pflegte, keinen besondern Zuwachs an Kassenstücken erhalten werde, ließ dem Theaterdichter durch den Theaterarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, doch ja wieder zu seinem Brodstudium zurückzukehren. Schiller, der hierin nichts als den großmüthigsten Antheil an seinem Schicksal sah, glaubte einen solchen Rath fest erfassen zu müssen und schrieb, auf die vielen redenden Beweise der Theilnahme sich stützend, die er bereits im Laufe der verflossenen Monate von Dalberg empfangen, und alle Beweise, die er vom Gegentheil erhalten, vergessend, an den Freiherrn und bat ihn, auch noch das Beste für ihn zu thun*). „Nur ein Jahr, schrieb

*) Der bekannte undatirte Brief Schiller's an Dalberg ist wohl am passendsten in den Juli 1784 zu setzen.

er, habe ich nöthig, das Verſäumniß in meinem Fache nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahre kann ich alſo für die hieſige Bühne nicht ſo thätig ſein als ſonſt, und dennoch brauche ich eben ſo viel Unterſtützung. Dieſes einzige Jahr entſcheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchſetzen, ſo bin ich auf immer geſichert und mein Etabliſſement zu Mannheim iſt gegründet. — — Da ich ohnehin ſo ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen." Er bittet, wenn er zu viel geſagt, es ſeinem vollen Herzen zu vergeben, und ſchließt: „und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe, dem ich alles, alles ſchuldig bin. Kann ich hoffen, die Entſchließung E. E. mündlich oder ſchriftlich zu hören?" Er erwartete dieſe Entſchließung mit Ungeduld, welche dann ſchriftlich dahin erfolgte, daß der Freiherr in ſeine Entwürfe anfange Mißtrauen zu ſetzen, und daß er die Penſion des Theaterdichters nicht verlängern könne.

Schiller hatte dieſe Abfertigung nach den Erfahrungen, die er früher gemacht, ein wenig verdient, aber er war ſo gehetzt, daß er auch ſie hinunterknirſchte. Er dachte wohl oft an ſeine Leipziger Freunde, er wollte durch eine Antwort dieſe Verbindung aufnehmen, aber eine traurige Stufenreihe von Gram, Widerwärtigkeiten und Zerſtreuungen löſchten dieſen Vorſatz in ſeinem harmvollen Herzen aus. Ein Beſuch ſeiner Schweſter Chriſtophine und Reinwald's,

der nach Schwaben gereiſt war, um diejenige, mit der er bereits in Korreſpondenz ſtand, perſönlich kennen zu lernen, konnte in dieſem Augenblick den unglücklichen Dichter kaum erfreuen, zumal er zu ſeinem Schrecken ſah, daß Chriſtophine entſchloſſen war, ihr Schickſal für immer mit dem hypochondriſchen und ſchlecht beſoldeten Reinwald zu theilen. In dem Konflikt zwiſchen Freundſchaft und Bruderliebe glaubte Schiller ihr dringend von der Partie abrathen zu müſſen, wodurch er, da Chriſtophine auf ſeine Rathſchläge hörte, von neuem den Unwillen der Seinigen auf ſich lud, indem Reinwald ſeine Bewerbungen einſtellte. So ward dieſer Beſuch, ſo ſehr ſich Schiller der Schweſter freute, zu jenen ſehr gemiſchten Freuden, die nahe an Mißbehagen grenzen. Aber ein wahrer und ganzer Schmerz ergriff um dieſe Zeit ſeine theilnehmende Seele. Ich habe erzählt, wie innig Schiller an dem Beck'ſchen Ehepaar hing. In dem Hauſe der beiden ſchönen Menſchen ſah er das Glück, welches der Bund für das Leben zwei edlen und gleichſtrebenden Herzen gewährt, täglich vor Augen. Hier empfing er alle die ſtillen Wünſche in ſeiner Bruſt, welche er der Freundin in Bauerbach vertraute. Heinrich Beck, gleich edel durch Feinheit des Verſtandes wie durch Güte des Herzens, war einer ſo ausgezeichneten Frau vollkommen werth. Mit ihnen konnte Schiller über ſeine liebſten Gegenſtände ſprechen, da ſah er die junge Hausfrau die Rolle der Blanka im Julius von Tarent lernen und zugleich das Weißzeug ihres Mannes verbeſſern, ſah ſie allen krauſen Launen, welche das Theaterleben heraufbeſchwor, immer heiter und ſänftigend gegenüberſtehen. Er ward allmählich der liebſte Freund des Hauſes,

und wie er immer ſchenken mußte, ſo hatte er der Freundin ein kleines Hündchen verehrt, welches den Namen Trotter führte und von Karolinen zärtlich gehegt wurde.

Karoline Beck war ſieben Monate verheirathet, kränkelte in den letzten an einem Kopffieber, ward am 22. Juli von einem Schlagfluß befallen, gebar am 24. eine Tochter und ſchied mit der untergehenden Sonne aus dem Leben. Bei ihrer Beerdigung verweigerte dieſelbe katholiſche Geiſtlichkeit, welche ihrer Trauung entgegengeſtanden hatte, ihren Reſten die Ruheſtätte in geweihter Erde, und die ſchöne Hülle wurde auf dem lutheriſchen Kirchhofe beigeſetzt. „Ward ſie ſo früh vollendet, rief ihr Iffland in ſeinem Nekrologe nach, weil die Welt viel Rauhes, Bittres für ein ſo reines Geſchöpf haben mußte?“ Der Schmerz über dieſen Verluſt ergoß ſich in Klagen von nah und fern. Auch Schiller, tief erſchüttert wie er war, ſchrieb ein Troſtgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen iſt, von welchem ſich aber eine Schweſter von Margarethe Schwan, die Staatsräthin Piſtorius zu Stuttgart, erinnerte, daß mit einer ſehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn ſie Abends erſchöpft und gefeiert aus dem Theater nach Hauſe kam.*)

Schon öfter ward Schiller in der Wolke des Schmerzes von der Muſe beſucht, und auch jetzt ſehen wir ihn ſich mit allen Sinnen in ſein neues Drama verſenken.

---

*) Wolfg. Menzel Literaturblatt, Jahrg. 1847. Nr. 51. Briefe über Mannheim von Sophie la Roche.

Gervinus und Vischer haben dem deutschen Drama seinen Weg zwischen den Alten und Shakespeare vorgezeichnet. Wenn man zugiebt, daß die französische Tragödie wenigstens mit der Einfachheit ihrer Handlung und der Gehaltenheit des Stils eine Nachahmung der Alten ist, so muß man gestehen, daß Schiller jenen vorgezeichneten Weg zuerst mit Bewußtsein gewandelt ist. Er theilte jetzt seine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lektüre. Er hoffte dadurch, wie er Dalberg am 24. August schreibt, zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen.

Schiller dachte sogar daran, französische Tragödien von Corneille und Racine, und englische, wie den Makbeth und Timon, für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Er stellte Dalberg auf diese Weise neue Stücke in Aussicht und suchte den Intendanten soviel wie möglich sich wieder geneigter zu stimmen. So sehr nahm ihn das Ideal der hohen Tragödie gefangen, daß er jetzt sogar mit wahrlich unverdienter Geringschätzung von den Schranken des bürgerlichen Kothurns sprach und an Dalberg am 24. August schrieb, er könne es sich nicht verbergen, daß er so eigensinnig, vielleicht so eitel gewesen, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, während die hohe Tragödie für ihn wie geschaffen sei; hier könne er vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden. Er giebt zu, Dalberg habe ganz Recht gehabt, in seine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen, „aber, schreibt er, wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere

Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen. Ueber meinen Entschluß, Mediziner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan muß ich mündlich mit E. E. reden, denn in einem Briefe kann ich das nicht erschöpfen."

Aus dem in „Briefe an Schiller von Urlichs" S. 13 mitgetheilten Schreiben erfahren wir, daß sich Schiller im Juli dieses Sommers in Schwetzingen aufhielt. Andre Zeugnisse dafür sind ein Blatt in Schillers Kalender, wo unter seinen Lebensstationen auch „Schwetzingen" verzeichnet ist, und eine Stelle in dem von seiner Gattin hinterlassenen biographischen Fragment. Hier wird erzählt, daß der Park von Schwetzingen für den ersten Akt des Carlos Localstudien und Stimmung dargeboten habe.

In dem Brief an Dalberg lesen wir auch: „Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Nun ward Don Carlos „das Lieblingskind seines Geistes", und während er mit Geringschätzung von seinen ersten Produkten spricht, verweilt er, trotzdem er die letzten Partien des Don Carlos mit Widerstreben arbeitete, auf diesem Drama noch mehrere Jahre mit Liebe, vertheidigt es gegen den Widerspruch, den es so reichlich fand, führt wiederholt Lieblingsverse daraus in Briefen an, und verbessert und feilt fast in jeder Ausgabe. So erprobte sich bei diesem Stück zuerst der unerschöpfliche Reiz der Form, den sie selbst auf den Schöpfer ausübt, wenn der Strom der Schönheit wie ein belebendes Blut vom Herzen des Kunstwerks bis in

die feinſten Adern der Worte und Rhythmen rinnt, wenn die Harmonie zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, die im Zuhörer gewirkt werden ſoll, den Künſtler ſelbſt bereits beim erſten Verſe umfängt. Hier, wenn irgendwo, muß ſich zeigen, ob der Dichter Dramatiker iſt, denn hier umgeben ihn die Sirenengeſänge der Lyrik, hier vor allem ſich zeigen, ob der Dramatiker Dichter iſt, denn hier verſpricht er mit dem erſten Verſe, der von der Bühne tönt, eine ideale Natur, viele von den Süßigkeiten der Lyrik bei den Erſchütterungen des Dramas, das heißt: den echten Nachfolger Shakeſpeare's. Man darf nie vergeſſen, daß Shakeſpeare die rhythmiſche Form des Dramas bereits in hoher Vollendung vorfand. Schiller's Aufgabe war ungleich ſchwieriger. Hier war eine Einheit wieder herzuſtellen, die dort nur zu entfalten war. Hier war ein ähnlicher Kampf zwiſchen Form und Stoff, wie ſpäter zwiſchen abſtraktem Gedanken und ſinnlicher Form zu ſchlichten. Und hier tritt uns klar entgegen, daß Schiller's Jugendlyrik eine ebenſo nothwendige Vorausſetzung für den Dichter war, als ſeine kraftvoll gezeichneten Proſaſtücke für den Dramatiker. Wie natürlich, war dieſe Formfrage, die er ſchon in Bauerbach zu löſen begonnen, dem Künſtler von der höchſten Wichtigkeit. Jetzt mußte er, berichtet Streicher, ſeine Ausdrücke rhythmiſch ordnen, er mußte, um die Jamben fließend zu machen, ſchon rhythmiſch denken. Streicher war, wenn Schiller die fertigen Scenen vorlas, ganz ſo bezaubert, wie ein empfängliches Gemüth ſein mußte, das zum erſten Mal die Schiller'ſche Markſprache in rhythmiſchen Reihen erklingen hörte. Er beſchwor Schiller, bei ähnlichen Gegenſtänden ſich nie mehr zur Proſa herabzulaſſen.

So ſuchte, während Iffland die Darſtellung durch die Motive ſeiner Charaktere, wie durch die Form zu der bequemen Natürlichkeit herabzog, wo die Kotzebue's ſie ergreifen konnten, Schiller auch der äußern Form des Dramas aus dem inneren Geſetz ſeiner edlen Natur die einzig richtigen und ſicheren Heilkräfte. Er wußte wohl, daß man nur dann für das Theater die Würde einer Staatsanſtalt verlangen darf, wenn es an keinem Abende die Würde der Poeſie vergißt.

V.

Charlotte von Kalb.

Welche Macht in jenen Sommertagen auch die fremden Muſter eines Corneille und Shakeſpeare auf den Dichter üben mochten, ſeine Meiſterin Natur hielt ihn getreulich feſt, indem ſie ihm in einem ihrer herrlichſten Geſchöpfe eine Fülle von neuen Anſchauungen, von leidenſchaftlichen Seelenkämpfen zuführte.*)

Wer Charlotte von Kalb nur aus der verunglückten Kopie kennt, welche nach einem kleinen trefflichen Paſtellgemälde ins Publikum gedrungen iſt, der löſche vorerſt in ſeiner Vorſtellung jenes Zerrbild aus. Aber iſt es der Beſchreibung möglich, die Züge des wahren Bildes an die Stelle zu ſetzen? Die Seele, welche die Hand des glück-

*) Die Angaben, welche in dieſer Charakteriſtik neu ſind, verdankt der Verfaſſer den perſönlichen Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb.

lichen Malers in den ſanften Farben, in den magiſchen Linien aufdämmern ließ? Die großen blauen Märchenaugen, die edelgezogenen hohen Brauen, „fein gemacht, wie mit der Feder“, die lieblichen Lippen, welche ſprechen: wir haben jeden Frühlingshauch der Schöpfung mit Dank und Freude getrunken. Das iſt die ſiebzehnjährige Mädchenblüthe.

Die Erfüllung alles deſſen, was ſie verſpricht, iſt uns in einem zweiten Bilde aufbewahrt. Als der Verfaſſer dieſer Biographie nach Charlotten's Heimath, Schloß Waltershauſen im Grabfeld pilgerte, führte ihn die Beſitzerin, Freifrau von Waltershauſen, in einen wohlerhaltenen Rokokoſaal. Sofort heftete ſich ſein Blick auf ein großes weibliches Portrait, ein Oelgemälde, Knieſtück, in der Manier der Tiſchbeins. Tracht und Friſur erinnerten an Marie Antoinette. „Das iſt Charlotte von Kalb“, ſagte die gütige Führerin. Der Verfaſſer ſtand vor einem der anziehendſten, eigenartigſten Frauenbilder. Charlotte ſitzt in anmuthvoller Haltung, das ſinnende Antlitz ſanft dem Beſchauer zugeneigt. Das reiche Haar, oben mit einem blaßgelben Bande loſe zuſammengenommen, entfeſſelt ſich über die Schultern. Die Hände ruhen läſſig übereinandergelegt auf einem Tiſchchen, die rechte hält ein Buch. Leichte, blaſſe, mit feinſtem Farbenſinn gewählte Stoffe umfließen die ſchönen Körperformen. Ein geöffnetes Klavier ſteht im Hintergrunde und zeigt ein Notenblatt mit der Inſchrift: Quatre sonates pour le Clavecin, composées par H. R. Schmidt le Peintre 1785. Die Rückſeite der Leinewand beſtätigt mit dem Namen Charlotte von Kalb die Aechtheit des Portraits, welche übrigens durch die ſicherſten Zeugniſſe anerkannt iſt.

Und ein drittes Abbild: die Zeichnung ihrer Todtenmaske. „Goethe!“ rief ich beim erſten Anblick aus. Dieſe grandioſen Linien, in denen feſter Friede über den Kämpfen eines langen, leidenvollen Lebens ſchläft, ſie tragen eine Familienähnlichkeit von Schiller's großem Geiſtesbruder. Als der ſchlechte Portraitmaler Tod dieſe Züge entſtellen wollte, nahm Charlotten's mächtiger Geiſt ihm den Griffel ab und zeichnete.

So treu, ſo wahr und ſicher hat ſie ſich auch in ihren Memoiren gezeichnet. Wer könnte wagen, den Reichthum dieſes Lebens in einer Skizze zu erſchöpfen? Wer aus dieſen Memoiren den wunderbarſten, die vielleicht geſchrieben ſind, einen Faden abzulöſen und zu ſagen: So war ſie! Sie war von allen Frauen, die den Feſtzug unſerer großen Dichter begleiteten, ohne Frage die phantaſievollſte. Die Natur hatte ſie vielleicht zum Dichter beſtimmt, aber „ſie vergriff ſich im Thon“ und für das Weib blieb die edle Aufgabe, unſerm größten Tragiker Freundin und Muſe zu werden.

Charlotte Marſchalk von Oſtheimb wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershauſen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra geboren. Ein geſicherter Beſitz und die patriarchaliſchen Sitten des Hauſes verſprachen ihr zu allen Vortheilen, welche Stand und Reichthum in Bezug auf freie und feine Lebensformen gewähren, die Wohlthat einer ungeſtörten Entfaltung. Aber ſchon die körperliche Organiſation des Kindes war von einer hohen Reizbarkeit. Als der Vater, neben dem ſie bei Tiſche ſaß, ihr einſt liebevoll die Hand aufs Haupt legte, ſchauerte ſie unter der ſanften Berührung und Thränen der Freude glänzten in ihren Augen. Sie lebte viel in der Natur und empfand früh die Poeſie duftender Wieſen und klarer Bäche.

Sie ſuchte mit ihrem Bruder Heilkräuter und Blumen, und wenn je ein Kind, ſo hat ſie Erlkönigs Töchter am düſtern Ort, ja den König ſelber mit Kron' und Schweif geſehen. Aber auch für die heiteren Formen des damaligen Lebens hatte ſie einen feinen Sinn. Sie freute ſich kindlich der prächtigen Jagden, der feſtlichen Mahle, der Fiſchereien, auch der feindreſſirten Windſpiele, welche, Briefchen in Kapſeln am Halſe tragend, ſchnaufend von Schloß zu Schloſſe jagten. Ein längerer Aufenthalt in ſtrengkatholiſcher Umgebung zu Bamberg nahm ihre Phantaſie gefangen. Sie glaubte ſich dämoniſchen Angriffen ausgeſetzt und ſah im Traum ihren geliebten Vater todt. Dieſer Traum ward bald zur erſchütternden Wahrheit. Acht Jahre alt, verlor ſie auch ihre Mutter und war fortan, ſelbſt von den Geſchwiſtern längere Zeit getrennt, in fremder Pflege, zuerſt in Nordheim, dann bei einem Herrn von Türk in Meiningen. So blieb ſie ohne Haus und Heim, den leiſe nährenden Boden des Frohſinns und leicht ſich erſchließender Herzenswärme. Bald erſchien ſie unjugendlich, ſeltſam, verſchloſſen und ſtörrig. Wenn ſolches Verkennen und das Gefühl der Vereinſamung ſie in heiße Thränen auflöſte, dann tönte ihr das Wort ins Ohr, womit die Eltermutter, wie ihr erzählt war, ſie im Leben empfangen hatte, als ſtatt des gehofften Knaben ein Mädchen kam. „Du ſollteſt nicht da ſein", hatte die Ahne heftig ausgerufen. „Ich kann ſagen, ſchreibt Charlotte, als Kind hab' ich ausgeweint."

Ihr Geſchick war freilich von ſeltener Härte. Sie ſtand oft vor den erhabenen Räthſeln des Todes. Sie erblühte wie eine ſchöne Kirchhofsroſe über dem Grabe. Entweder

beweinte oder ahnte sie einen Verlust. Ihre Pflegerin, Frau von Türk in Meiningen, starb gleichfalls nach langem Siechthum hin, und die neu Verwaiste lebte nun auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim. Dieses tumultvolle Haus konnte, so sehr ihr Onkel ihren selbstbestimmten Charakter schätzte, die zum Ernst und edleren Freuden Neigende nicht aus ihrer Verschlossenheit herausführen. Ihr liebster Trost waren ihre Geschwister und der Verkehr mit den geistvollen Männern der Gegend, mit Reinwald, Pfranger und Andern, welche alle die Jungfrau wie eine seltene Perle der weiblichen Jugend verehrten. Ihre großen Züge, ihren großen Augen, welche zugleich so schwach sahen, daß sie nie die Sterne geschaut haben, machten sie zu einer eigenartigen Erscheinung. Die Fülle von hellbraunen Haaren, welche ihr Haupt zu tragen hatte, war so gewaltig, daß selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften.

Sie hatte nach der Sitte der Zeit in früher Kindheit französisch sprechen lernen, übrigens war ihre Bildung, wenn man von dem gewöhnlichsten Unterrichte und der Zeitlektüre, wie Ugolino, Julius von Tarent, Voltaire, Shakespeare absieht, durchaus individuell. Sie las viel und mit Ernst, besonders früh mystische Bekehrungsgeschichten, die Bibel, auch Auszüge aus dem Koran, und wandelte mit Entzücken „unter den Palmen des Paradieses.“ Zu dieser Lektüre stimmt die alttestamentarische Einfalt, die in ihren Schriften neben der kühnsten Phantastik lebt, und wohl auch die Seelenverwandtschaft, die sie zu den Orientalen der Literatur, zu Herder und Jean Paul, empfand. Das Dämonische trat in eigenen

und fremden Ahnungen, in der Gestalt von Wahnsinn und Leidenschaft oft in ihren Weg, und ihre Vorstellungskraft war jedem Eindruck dieser Art hingegeben. Als sie von der Hinrichtung eines den Kindern einst lieben Dieners hörte, schrie sie auf und sank in Ohnmacht. In einer Gegend aufgewachsen, die vielfach von katholischem Gebiet umgeben war, erschien der Protestantin das Kloster im poetischen Lichte. Sie empfand, ebenso tolerant als gläubig, in den Symbolen des anderen Bekenntnisses dasjenige als ehrwürdig, was den Menschen nach ihrer verschiedenen Anlage zum innern Bedürfniß geworden, doch widerstand sie einem leisen Bekehrungsversuch mit ruhiger Klarheit. Von hohem Interesse waren für sie die Gestalten geheimer Orden. Mitglieder der Maçonnerie, in Aufklärungszwecken reisend, traten ihr persönlich nahe.

Was sie so aus dem Leben und durch die mannichfachste, namentlich auch historische Lektüre empfing, zeichnete sie gern in einsamen Stunden auf. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman Cornelia, ihre ungedruckten Schriften, Fragmente aus einem Drama: Der Dämon des Wuchers, und eine Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges beweisen, daß sie bei einem angebornen Hang zum Idealen zugleich die Welt der Thatsachen oft mit überraschender Deutlichkeit aufzufassen vermochte. Durch geistiges Verstehen, durch persönliche Mittheilung dem Augenblick ewigen Gehalt zu leihen, das war vielleicht ihre höchste Lebensfreude.

So war sie, als Schiller bei seinem Aufenthalt in Bauerbach sie in tiefer Trauer sah. Denn damals hatte sie ihre herrliche Schwester Wilhelmine, welche gegen ihre Nei-

gung verheirathet war, und ihren einzigen Bruder verloren, ihre Schwester Leonore mit dem Präsidenten von Kalb vor den Altar treten sehen. Im September 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher mit französischen Truppen als Offizier des Regiments Royal deux ponts am amerikanischen Freiheitskampfe Theil genommen hatte, durch den Frieden heimgeführt, zum Besuch. Der Präsident begrüßte ihn mit einer lebhaften, fast heftigen Freudigkeit. Mit dem Tode von Fritz von Ostheim war der Familienbesitz, der aus den Gütern Waltershausen, Trabelsdorf, Marisfeld, Dankenfeld ꝛc. bestand, unsicher geworden. Es war die Frage entstanden, ob er Allodium oder Mannslehn sei, und diese Frage mußte durch Prozesse am Reichskammergericht und durch Bestechungen entschieden werden. Der Präsident bedurfte hierzu, wie zur Rettung aus eigenen Zerrüttungen, großer Mittel, und so hatte er eine eheliche Verbindung zwischen seinem Bruder und Charlotte längst als die einzige Auskunft erachtet, um das Allodialgut der Familie ganz selbständig verwalten zu können.

Als er sah, daß sowohl Charlotte wie seine eigenen Verwandten, namentlich der am Hofe Karl August's beliebte Weimarische Kammerherr Siegmund von Seckendorf, seinen Absichten widerstrebten, gerieth er in so heftige Aufregung, sprach über seine aufreibende Thätigkeit, über die Verwirrung der Geschäfte, über die dem Grundbesitz drohenden Gefahren in so schreckender Weise, daß Charlotte, vereinzelt, willenlos, nach so herben Verlusten in dumpfer Resignation, den Verhältnissen endlich nachgab. Galt Heinrich von Kalb doch allgemein als ein Ehrenmann, hatte er doch den Ruf

eines braven Offiziers, ſprach er doch in den erſten Tagen bedeutſam von ſeinen Erlebniſſen und war er doch, nach Schiller's Zeugniß, ein wahrer, herzlich guter Menſch. Nicht bedenklicher, als jedes andre Ehebündniß, ſchreibt Charlotte, war das meine, die äußere Exiſtenz nach aller Meinung dadurch geſichert. Daß es, wenn auch wohl ohne gegenſeitige Neigung, für ſie ſo ganz ohne Rückſicht auf irdiſchen Vortheil geſchloſſen war, erſchien ihrem Gemüth als die Lichtſeite deſſelben. Nach wenigen Wochen wurde das Paar getraut.

Heinrich von Kalb, deſſen Urlaub zu Ende ging, trachtete danach, ſich dem Zweibrücken'ſchen Hofe, der ihm wohlwollte, zu einer Stellung zu empfehlen, und reiſte in Begleitung ſeiner jungen Gemahlin, nachdem ein trüber, einſamer Winter unter Leſen franzöſiſcher Memoiren und der engliſchen Geſchichte von Hume in Baireuth verlebt war, am 5. Mai 1784 von Waltershauſen ab. In Frankfurt beſuchten ſie einen Freund Charlotten's, einen Meiſter vom Stuhl, der ſie gaſtlich aufnahm. Dieſer vermißte ſchon mit Kummer an Charlotten den ſicheren Freimuth von ehedem, und als er ſie in den Garten führte, um ihr ſeinen Aurikelflor zu zeigen und in einem Augenblick des Vertrauens ihr ſeine Bemerkung ausſprach, erwiderte ſie: „Ich fühle mich heimathlos, vermag nicht, mich Andern zu verſtändigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen.“ Dennoch freute ſie ſich an „den Blumenreihen im ſammtnen Staub, im Schmelz des Lichts, im Weihduft des Wonnemonds“ und plötzlich überkam ſie der Hauch einer Hoffnung, deren Erfüllung nahe war. Das Paar reiſte über Darmſtadt nach Mannheim und kam dort am 8. Mai ſpät Abends

an. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Charlotten Einiges an Schiller mitgegeben. Als man es ihm am andern Tage sandte, kam er selbst.

Mit seiner Erscheinung begann für sie ein neues Leben. Noch in der Erinnerung, die sie von jenem Begegnen in ihrer seltsamen Sibyllensprache aufbewahrt hat, zittert ein Nachhall jener Stunde. „In der Blüthe des Lebens, schreibt sie, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt.“ Es wurde an jenem Abend des 9. Mai Kabale und Liebe gegeben. Nachdem Schiller mit den neuen Bekannten sich einige Stunden unterhalten hatte, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß mit dem Namen von Kalb, unter dem er hier so liebe Menschen kennen lernte, auf der Bühne eine so ganz andere Vorstellung verbunden wurde. Er ging eilig ins Schauspielhaus und bat die Spieler, den Namen nicht auszusprechen. Bald kehrte er erleichtert zu dem Paare zurück. „Freudig trat er ein, berichtet Charlotte weiter, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.“ Schnell bildete sich ein inniges Verstehen, ein herzliches Vertrauen. Wie die Rede eines Sehers erschienen der Frau seine ohne Wahl und Nachsinnen ausströmenden Worte. „Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt.“ Mußte sie, die jedes Schöne der Erde und jedes Erhabene des Himmels mit dem reizbarsten Gefühl ergriff, die von der Freude tödlich gelähmt, von einem Gedankenblitz zum jubelnden Aufschrei erregt werden konnte, mußte sie nicht in

Schiller, dem Dichter des erhabenen Willens, deſſen ganzer Lebensweg Wille und Kraft war, ihr höheres, ihr männliches Selbſt erblicken? Sie gab ſich durſtig dem Lichtſtrom hin, der ſich hier in ihr verdüſtertes Gemüth ergoß.

Schiller führte ſie am nächſten Tage in den Antikenſaal: „Schauer der Sehnſucht, erzählt Charlotte, bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!“ Der Sang von den Göttern Griechenlands dämmerte in ſeiner Seele auf. Sie beſuchten das Gegenſtück zu jener heitern Götterwelt, die Jeſuitenkirche, im Volksmund wegen der vielen Bilder das bunte Evangelium genannt, aus dem Zoll der Rheinbrücke erbaut, den die Väter zwanzig Jahre lang erheben durften. Bei dem herrlichſten Maiwetter unternahm man einen Ausflug nach dem nahen Waldheim, wo zwiſchen den ſchönſten Bäumen der ganzen Pfalz anmuthige Wohnungen zerſtreut lagen. Kraftgefühl und der „Begeiſterung Trauer“ erfüllte die Herzen und „blühend entſproß das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinſät.“ Am letzten Abend waren ſie im Schauſpiel. Auch Charlotte fühlte die ſittliche Gewalt des Dramas und ſprach ſich über die Gehaltloſigkeit der franzöſiſchen Bühnenfabrikate aus. Nach dem Theater waren ſie mit Iffland zuſammen, welcher mit Herrn von Kalb bekannt war. Aber was war ihr ein Iffland neben Schiller! „Wir ſuchten nach Redensarten, erzählt ſie, wie leicht begegnet uns da erniedrigende Affektation.“ Charlotte reiſte am andern Tage mit ihrem Gemahl nach der Feſtung Landau, wo die Garniſon deſſelben ſtand. „Welch ein Tag! — ſchreibt ſie, o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte ſchneidende Schärfe,

hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — Biſt du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne ſtieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen vermag ſie nicht! Das Leben erblühte, heut ein Erſtorbenes!"

Schiller, welcher über Sophie Albrecht ſo begeiſtert an Reinwald geſchrieben, ſtand vielleicht noch unter der Macht jenes friſchen Eindrucks, denn er hatte in einem Briefe an Frau von Wolzogen über dieſe neue Freundin nur die ruhigen Worte: „Die Frau beſonders zeigt ſehr viel Geiſt und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerſeelen."

Ende Juli kam Charlotte, da der Aufenthalt in der Garniſonſtadt für die Frau eines Offiziers nach franzöſiſchen Begriffen nicht paſſend ſchien, nach Mannheim zurück, um, wie ſie mit ihrem Manne verabredet hatte, fortan in der mannichfach anregenden Stadt zu wohnen und hier ihre Entbindung abzuwarten. Ihr Mann beſuchte ſie wöchentlich einige Mal und brachte auch wohl einen oder den andern ſeiner Kameraden mit, unter denen der Colonel William Hugo, ein edler und geiſtvoller Mann, Charlottens Vertrauen gewonnen hatte. In dieſem Zirkel, von deſſen Ton uns die Aufzeichnungen Charlottens das treueſte Bild geben, ward auch Schiller aufgenommen. Dieſer, durch ſeine Arbeiten, durch den Tod von Karoline Beck, durch Chriſtophinens Beſuch und eine wachſende Neigung für Margarethe Schwan vielfach erregt, ſah gerade damals mit Verlangen der Darſtellung des Königs Lear entgegen, welcher ſeit Schröder's Gaſtſpiel nicht wieder gegeben war. Am 19. Auguſt trafen die Offiziere in Begleitung von Charlotten in dem

überfüllten Hauſe mit ihm zuſammen. Nie hatte der britiſche Dichter Zuſchauer, welche ſeiner würdiger waren. Man genoß mit Entzücken, was die Schröder'ſche Bearbeitung darbot, und begeiſterte Geſpräche, welche Charlotte aufbewahrt hat, ohne freilich immer die ſprechende Perſon anzugeben, füllten die Zwiſchenakte aus. Jemand aus ihrem Kreiſe pries Kent's Treue für Kordelia, „aus Ehrfurcht und Liebe gemiſcht", der Colonel Hugo ſprach: „Solche Weihung iſt nicht getrennt, doch verſchieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem iſt ein Lichtſtrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Läßt du der Menſchheit nur, was die Natur bedarf, dann ſprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens." Vielleicht gehört Charlotten folgendes Wort: „Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tauſendfachen Vergleichen, ob nicht die Menſchheit in dieſe drei Arten ſich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit Liſt bewaffnet; dann die vom Irrthum Bedrängten, von ſolchen Banden Gefeſſelten, und endlich der Narr par excellence oder die Ironie in der Ueberſchauung aller Dinge mit ſcharfem Gleichſinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents iſt die Kappe erhöht." Und ein Anderer ſprach: „Wir ſollen Alles denken können; zu dieſer Kraft bereitet uns der hohe Dichter. Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraſchen, nur ſo entgeht er dem Wahnſinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen." Und Schiller's Seherrede ſcheint im folgenden Dithyrambus ausgeſtrömt zu ſein: „O Meiſter alles Schönen, Bewältiger des Ent-

ſetzens, du demüthigeſt und erhebeſt; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantaſie leuchtendem Strom haſt du geſchöpft. Dieſer vermag, Schranken zu brechen und Zwang zu löſen; denn was aus dem Geiſt geboren, kann der Geiſt auch nur aufnehmen."

„Wir genoſſen, ſchreibt Charlotte, der Wonne der Wehmuth, der Begeiſterung." Vor allem hatte Beil als Kent gefallen. Auch von Iffland's Darſtellung war Schiller ergriffen. Als ſie alle zu Thränen entzückt unter den ſommerlichen Sternenhimmel hinaustraten, brach Schiller, dem Dichter gebend, was des Dichters war, in die begeiſterten Worte aus: „Er, der den Lear gedichtet, iſt der Einzige, der ſo die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menſchen offenbart. Des Geiſtes ſchaffender, richtender Gedanke iſt ſeiner Werke Inhalt." Colonel Hugo blickte empor und das Haupt zu Schiller erhoben, ſprach er mit bewegter Stimme: „Biſt du ein Geiſt? Wann biſt du geſtorben? — Du biſt ein ſel'ger Geiſt!" Und wohl waren ſie ſelige Geiſter, die, das Licht der Schönheit und Liebe in der Bruſt, durch die laue Sommernacht dahinwandelten.

Charlotte ging in jener Zeit der ſchwerſten Stunde des Weibes entgegen. Am 8. September ward ſie von einem Knaben entbunden. Sie nannte ihn Friedrich nach ihrem Bruder und nach Schiller. Schmerzlich hatte ſie es zu empfinden, daß ihr Mann ſchon am zweiten Tag nach der Geburt des Kindes fern war. Denn in der folgenden Nacht hatte ſie einen Schreck, der ſie an den Rand des Grabes brachte. Indem ſie, von der nachläſſigen Diener-

ſchaft nicht behütet, dalag, rauſchten plötzlich die Vorhänge um ihr Lager; in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöſtem Haar war ihr entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, und riß an Vorhang und Decke. Charlotte wollte ſie anreden, aber ihr verſagte die Sprache und in tiefe Ohnmacht verſinkend lag ſie ſtarr und wie leblos. Man ſchrie, man lief hin und wieder; auch Schiller erhielt Kunde von der Gefahr, in der die Freundin ſchwebte, und hatte, während Alle andern den Kopf verloren, Beſonnenheit genug, einen geſchickten Arzt zu rufen. Charlotte ward durch die ſtärkſten Mittel wieder ins Bewußtſein zurückgebracht. Als ſie, unterrichtet von Schiller's Liebesdienſt, nach ihrer Geneſung den Freund am Arme ihres Gemahls zum erſten Mal wieder eintreten ſah, war ſie tiefbewegt. Schiller freute ſich über das unverhoffte Wohlſein der jugendlichen Frau und Charlottens dankbarem Herzen erſchien ſeine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt."

Schiller fing an, indem er die Freundin oft in ihrer Einſamkeit beſuchte, die Räthſel dieſer Seele, ihre Selbſtbeſtimmtheit, ihre Würde, ihre tiefſinnigen, in der Schule der Leiden gelernten Worte zu bewundern. Was und wie hatte ſie Alles geſehen! und wie erhob ſie ſich von den Erſcheinungen, die ſie mit feinſter Nachempfindung wiederzugeben vermochte, zu befreiten Ideen und brach dann, wie eine Laſt von leichten Flügeln ſchüttelnd, plötzlich in ein Lachen aus nach dem erhabenſten Geiſtesblick, als hätte es, wie Rahel von ihr ſagt, etwas Komiſches, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu können. Um dem Leſer einen Begriff zu geben, wie ſie die Dinge

auffaßte, will ich einige Bilder aus ihren Memoiren herausgreifen. Sie erzählt von der Raſt nach einer großen Jagd: „auf der Wieſe weideten die Roſſe; der lauſchende Gefährte, der treue Hund, war auch dem Herren gefolgt, die ſchmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönte.“ Ein anderes Mal beſchreibt ſie die Errichtung und Einweihung eines Brunnens gar anmuthig: „Von der Volksmenge umringt, dieſe Aufrichtung zu ſehen, hatte auch in dem ſogenannten rothen Hauſe, wo wir wohnten, ſich die ſtattlichſte Geſellſchaft verſammelt. Die Erhöhung des Löwen mit Wappen und Stab war gelungen; aus dem Rachen ſtrömte der fließende Strahl. Da nahten, welche zum erſtenmal aus dieſem Brunnen ſchöpften, Knechte mit Eimern, das Vieh zu tränken, Mägdlein mit Wannen, den Salat zu waſchen. Es war gegen Abend. Auch der Ziegen große Zahl an dieſem Orte kam heran und die muthigſten ſprangen an den Rand des Brunnens. Ein durch friſches Wohlthun bewegtes Bild war hier zu ſchauen.“ Mit welcher plaſtiſchen Klarheit iſt dieſes Bild gezeichnet!

Und wenn ſie von ihrem Verwandten, dem Deutſchherrn von Stein, oder dem Templer von Hundt in Meiningen erzählte, jenen edlen Bildern entſagender und aufopfernder Geiſtesgröße, oder von den Sendboten der Maçonnerie, den Minirern der Aufklärung, dem Prinzen Karl von Heſſen, „dieſem geheimnißreichen Weſen“, wie anziehend für den Dichter, der bereits durch die Bekanntſchaft mit dem Fürſten der Illuminaten, dem Freiherrn von Knigge, dieſer Sphäre nahegetreten war, der eben aus eigenem Drang eine ſolche Geſtalt im Marquis Poſa ſchuf. Mußte nicht

Charlottens Begeisterung für solche Ideale gleichsam mitschaffend auf ihn wirken und ihm selber die hohe Aufgabe beleben, die er sich vorgesetzt hatte, dichtend oder, wenn die Zeit es verlangte, selbst handelnd für eine Erneuung und Befreiung der Menschheit sich hinzugeben und dafür den Ruhm der Nachwelt zu ernten?

Hier trat ihm eine Persönlichkeit entgegen, die nicht das, was er geschaffen, schmeichelnd anerkannte, sondern das, was er war, verehrte. Denn über dem Werk den Dichter zu vergessen, was dem Ehrgeiz am wohlsten that, dazu war sie nicht zu bringen. Vielmehr konnte sie bis zur Schroffheit seine Werke abweisen, indem sie in seinem edlen Selbst den ganzen Reichthum seiner Gegenwart und Zukunft, in ihrem Bunde das Glück einer ganzen Welt empfand. Als man sie vor der Vorstellung der Räuber fragte: „Frau Charlotte, Sie auch werden in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein?“ erwiderte sie: „Ich habe es gelesen und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen.“ Einen Beleg ihres unverhohlenen Urtheils erzählt Streicher, welcher mit ihr zu musiziren pflegte. Streicher hatte viel von den Schönheiten des Don Carlos zu rühmen und Charlotte bat den Dichter, ihr sein Drama mitzutheilen. Er that es, wie er pflegte, indem er es mit seiner naturalistischen Deklamation selbst vorlas. Es verfehlte seine Wirkung auf Charlotten gänzlich. Als sie ihr Urtheil schonend verschweigen wollte, bat Schiller so dringend, es auszusprechen, daß sie endlich mit Lachen gestand, das sei das Unvollkommenste, was er geschrieben habe. Dies Urtheil kam Schiller so

unerwartet, daß er mit den heftigen Worten: „Das ist zu arg!“ sich augenblicklich entfernte. Charlotte, bekümmert und beängstigt, griff nach dem Manuskript, welches Schiller auf den Tisch geworfen hatte, und kaum hatte sie eine Strecke in diese meisterhaften Verse hineingelesen, als sie zu Schiller sandte und ihm mit ihrem veränderten Urtheil zugleich ihre Bitte mittheilte, er möge doch wieder kommen. Aber der gekränkte Dichter kam erst am folgenden Tage zu der harrenden Frau, die zwar ihr erstes Urtheil willig zurücknahm, aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, wie er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Auch Charlottens Gemahl war, wenn auch vom Kriegsleben gehärtet und von den immer bedenklicher sich anlassenden Vermögensverhältnissen verdüstert, zu geistvoller und anmuthiger Geselligkeit aufgelegt, und lud die Freunde öfter zu kleinen festlichen Mittagsmahlen, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte hat uns in aller Lebendigkeit eines derselben wiedergegeben, bei welchem ausgemacht wurde, daß jeder der vier Theilnehmer, Heinrich v. Kalb, Friedrich Schiller, Major Hugo und Charlotte ein Liebesabenteuer erzählen sollten. Ich will dieses Mahl hier anschließen, wiewohl es erst in eine spätere Jahreszeit fällt. Es enthält eine Stelle, welche es wahrscheinlich macht, daß Schiller's „Resignation“ schon in Mannheim gedichtet war. Aber das Wort: „ich weiß nichts von Glückseligkeit“, galt wenigstens nicht von diesen Stunden.

Ein wolkenlos reiner Himmel lächelte, wie Charlotte erzählt, dem kleinen Fest, „es wehte Fried' und Wonne über

des Rheines Gauen; goldner Lichtstrahl segnete den Tag!" Die Wände des Gemachs, in welchem man speiste, waren mit rothem Stoffe bedeckt, im Kamin loderten hell aufwogende, „spielende Flammen, Wohlgerüche zogen gleich unsichtbaren Schmeichlern durch das Gemach", die Freunde priesen die köstlichen Gaben und den Geschmack der Anordnung, der Dichter lobte den edlen Wein. „Rhein und Bourgogne, rief er aus, ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch mildes Feuer versöhnt." Man genoß mit Verstand die nach rheinischer Sitte in schmalem silbernen Trog servirte Neckarforelle, „so rosig mild, silbern glänzend, mit goldigen Flossen, wie kein Strom sie bringt." Charlotte entwickelte, wie immer bei solchen Genüssen, eine Grazie und einen so reizenden Frohsinn, daß Alle davon mitergriffen wurden. Major Hugo erhob fröhlich das Glas: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, (Resignation) doch jetzt sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!" und die Gläser erklangen.

Schiller erwiderte erröthend: „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung; — o, wohl ist mir werth das Lob der Genossen!" „Auch ich wünsche mich dessen zu erfreuen, fiel der Major, der mit Bewilligung der Wirthin eine Gabe zum Mahle darbringen durfte, mit scherzendem Wort ein, und ich bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." Sogleich stand, noch verhüllt, eine Rebhuhnpastete auf der Tafel und Champagner ward kredenzt. Der Major rief aus: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages!" und er bat, daß Jeder von ihnen ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mittheile.

Alle sagten ihm zu, Herr von Kalb begann, dann kam an den Dichter die Reihe. Major Hugo sprach: Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von den Soldaten zu sagen pflegt: In jedem Städtchen ein ander Mädchen, so auch vom Dichter: in jedem Gedicht eine andere Laura. „In vino veritas! erwiderte Schiller; darum schenkt dem Dichter Glauben! wisset, daß ich Wahrheit rede, — ein Gedenkbuch bezeuget es noch.“ Und nun erzählte er von seiner Neigung zu Lotte von Wolzogen (von Frau von Kalb hier Dora genannt), von seinem Irrthum in Betreff ihrer Gegenliebe, von seiner heimlichen Reise nach Mannheim, und gestand, daß Erfahrung und Schmerz ihn bilden mußten. Manch schönes Wort blitzte aus der Erzählung hervor. Als ihm Hugo sagte, daß die Räuber doch seine eigenste Schöpfung seien, daß sie sein Wesen begründet hätten, erwiderte Schiller: „Wohl alle sind erfahren in Dulden, Leiden, müssen gefesselt sein; wer es auszusprechen vermag, den nennen wir Dichter.“ Er erzählte, wie er nach Bauerbach gekommen, wie seine Dichterlust neuerwacht, wie er in jener Gegend dichtend und sinnend umhergestreift sei. „In moosigem Grund, auf den Hügeln umher weideten Schafe und Ziegen und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geschaffene Heerde.“ Dann schilderte er seine Hoffnungen, seine Geständnisse an die Mutter und deren vertrauliche Mittheilung von Lottens Gedenkbuch, und daß er darin Bekenntnisse gelesen, welche ihn mit Verehrung für das offenliegende liebeskranke Gemüth des Mädchens erfüllt hätten.

Als Schiller geendet hatte, zeigte er die Abschrift dieser

Bekenntniſſe der Frau von Kalb und las ſie dann vor, noch hinzufügend, daß er nach Mannheim abgereiſt ſei, mit dem Vorſatz, in Bauerbach ſeine Heimath zu finden.

Im reinſten Behagen, das nur durch ein herbes und kaltes Wort Heinrich's von Kalb geſtört, aber ſofort von dem ſprudelnden Frohſinn des Major Hugo geiſtreich wiederhergeſtellt wurde, verfloſſen die Stunden. Charlottens Erzählung hatte eine myſtiſche Färbung mit traurigem Ausgang. Der Major Hugo gab in ſeinem Bekenntniß die Geſchichte ſeiner glühenden Liebe zu einer jungen Schönheit, die er heimzuführen hoffte. Als der Abend angebrochen, das Mahl geendet war, überreichte der liebenswürdige Major Gaſtgeſchenke, Südfrüchte in Käſtchen, auf welche er Symbole gezeichnet hatte. Auf Schiller's Käſtchen waren die Zahlen 1—9 zu ſchauen, von einem Lorbeerkranz umgeben; auf Herrn von Kalb's Käſtchen ein Schuh. Bei der Eroberung von Carlstown, wo er der Erſte in die Feſtung drang, hatte er einen Schuh verloren und einſchuhig einem Briten den Degen abgenommen. Auf Charlottens Käſtchen ſah man ein Buch, Feder und Brief; Schiller meinte lächelnd, ihr ſei doch auf Erden nichts lieber, als dieſe drei. Für ſich ſelbſt hatte der Major einen Pfeil und eine Kanone gewählt, mit dem Spruch: Wen Amor's Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares Gewalt.

Die Uhr ſchlug an, es war Mitternacht, man trennte ſich. Kein Augenblick ſollte dem folgenden Tage geweiht ſein.

Wenige Monate ſpäter war die Geliebte des Majors todt. Vergebens ſuchten ihn ſeine Freunde zu tröſten. Mit ſchmerzvoller Begier ſuchte er den Tod in der Schlacht.

Wenn Schiller mit dem berauſchenden Glück ſolcher Stunden in der Bruſt wieder in ſeine Zelle trat, wo ihm aus allen Ecken die Spuren ſeiner erbärmlichen Lage höhniſch entgegenblickten und ihn erinnerten, daß er die Zeit nützlicher anwenden könne, als in ſo ariſtokratiſchen Genüſſen, wenn er an Stuttgart dachte, an ſeine Schulden, dann verwünſchte er wohl oft Zerſtreuungen, die nur auf Augenblicke ſein Elend vergeſſen machen, nicht heben konnten.

Seine Stellung zum Theater war ihm im Laufe des Sommers unerträglich geworden. Vieles wirkte zu ſolcher Stimmung zuſammen. Es konnte nicht fehlen, daß in Mannheim dem ſich überall rückſichtslos ausſprechenden Dichter, welcher ſo offen mit dem der Geiſtlichkeit verhaßten Pfarrer Trunk umging, welcher in ſeinem Don Carlos der Inquiſition den Dolch auf die Bruſt ſetzen wollte, eine Schaar von Feinden erwuchs, die ihren Partheihaß unter der Larve äſthetiſcher Abneigung verſteckte. So war im Sommer eine elende Poſſe von Gotter: „Der ſchwarze Mann“, welche die Sturm- und Drangſtücke perſifliren ſollte, vom Publikum begierig auf Schiller gedeutet worden, und dieſer, mißtrauiſch wie er war, wurde ſelbſt dadurch zu dem Glauben gebracht, daß Gotter, der für eine große Autorität in dramatiſchen Sachen galt, ihm perſönlich übelwolle. Zwar ſuchte Iffland, der vor Schiller's großem Streben Achtung hegte, eine wiederholte Aufführung bei Dalberg zu hintertreiben, allein es ſcheint nicht blos vom Publikum, auch von oben herab beim pfalz-baieriſchen Hofe Mißtrauen gegen Schiller, ſelbſt gegen den Intendanten gewaltet zu haben, der einen ſo kirchenfeindlichen und revolutionären

Kopf protegirte. Schiller begann zu zweifeln, ob Dalberg den Kontrakt erneuern werde, und er beſchloß mit dem Herbſt einem möglichen Schritt Dalberg's zuvorzukommen.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, trat er eines Tages bei Charlotten ein, um ihr zuerſt ſeinen Entſchluß anzukündigen. Er ſchilderte ihr ſeine abhängige Stellung, die Rückſichten, die er nach allen möglichen Seiten hin zu nehmen habe, daß es ihm unerträglich ſei, Verhältniſſe zu beachten, die keine Beachtung verdienten. Charlotte nahm dieſe Kunde mit tiefer Bewegung auf. Sie kannte die Körner'ſchen Briefe, ſie ſah darin eine Lockung nach Sachſen und in der Abſicht, ſeine Stellung aufzugeben, die drohendere Abſicht einer Trennung. Sie ſuchte ſeinen Vorſatz wankend zu machen. Als Schiller feſt blieb, da brach die ſcheinbare Ruhe der jungen Frau. „Seitdem ich Sie kenne, rief ſie leidenſchaftlich aus, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit.“ Schiller's Herz ſchlug höher bei dieſem Geſtändniß: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beſeelt, rief er aus. Ja, ich war beängſtigt, es Ihnen auszuſprechen. Das Feuer meiner Seele hat ſich in Ihrem reinen Licht entzündet.“ Aber auf die Bande deutend, die ſie feſſelten, ſetzte er leiſe hinzu: „Muß ich nicht eine Zukunft fürchten, auf der Trug und Zweifel laſtet?“ Charlotte hörte auf dieſe Worte nicht, ſie geſtand ihm, wie arm ohne ihn ihr Daſein werde, das Leben habe ihr den Freund geſandt, dieſe Momente eines edleren Seins vergönnt. Schiller, überraſcht von ihrem hervorbrechenden Feuer, ſprach es aus, daß er geglaubt, ſie, in ihrer ſelbſtbeſtimmten Ruhe, werde die Trennung leichter

tragen. „Sie wissen nicht, rief sie, was dieser Ruhe Stütze war! — Es war der Bund der Wahrheit. Sie wollen ihn trennen?“ Sie klagte die irdischen Sorgen an, unter denen er ringen müsse, ja, ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie zu dem Vorwurf hin, daß er auf Kosten seines Friedens, seines Herzens nach Ruhm, nach Bewunderung strebe.

Schiller erschrak, er war aufs tiefste erschüttert, aber diese Verkennung seines edelsten Strebens abweisend, antwortete er milde, indem er an seine fliehende Jugend mahnte, und wärmer, indem er sein Sehnen und seine Ideale vor ihr darlegte: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie diesen Glanz entweihen kannst.“ Charlotte empfing das erste Du von seinem Munde mit Wonneschauern, und indem sie es fest und freudig wiedergab und alles Andere in seiner Rede unbeantwortet ließ, nahm sie, den Gedanken der Trennung nicht auszudenken vermögend, ihm das Versprechen ab, keinen eiligen Schritt zu thun, wenigstens Mannheim nicht zu verlassen.

Mit welchem wogenden Licht im Herzen ging Schiller von ihr! Welche Finsterniße überdeckten es, wenn er fühlte, daß Charlotte ein Opfer verlange, welches sein Genius nicht gewähren könne. Denn Ruhm, ach, die schöne Hoffnung der Edlen, der lockende Silberton, der noch jüngst so reizvoll aus Körner's Brief erklungen war, er rief ihm ein mächtiges: Entfliehe! zu. In anderer Sphäre, draußen, in jener Gegend, woher dieser Ruf erschollen war, träumte er sonnige Pfade. Abzuwerfen wieder einmal die alten Gewänder seiner Verhältnisse sehnte er sich; mit kraftvoll strebenden Männern neue Entschlüsse zu fassen, vor begeisterten Augen ein neues

Leben zu beginnen. Er trat in das Alter, wo bei jedem Menſchen die ernſte Selbſtſchau häufiger einkehrt, wo der Geiſt ſeine Rechnungen abſchließt, wo neue Segel beizuſetzen ſind, um mit der Fluth in den Hafen zu kommen, nach deren Verſäumniß „die ganze Reiſe des Lebens ſich durch Noth und Klippen winden muß.“

Und fühlte er nicht ein geheimes Bangen, daß Charlotten's feurige Seele, die ſchön genug war, um in ihr ein Leben zu verträumen, die ſich ihm ſo unverhüllt gezeigt hatte, ihn doch in ihrem Zauberkreiſe feſthalten werde; daß er, weniger ruhig und feſt als ſie, die durch doppelte Bande geſchützt war, nicht einer Leidenſchaft machtlos verfallen werde, die in ſeinen Augen Verbrechen war? Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelsgüte! rief er innerlich Charlotten zu.

War doch ſein Herz ſo leicht von jeder ſchönen Geſtalt, von einer ſanften Stimme im Innerſten zu bewegen, ſtürzte er ſich doch ſo gern in die reizvolle Gefahr, ein Mädchen zu ſuchen, das ſeinem Herzen theuer genug wäre! Und war er doch da, wo er ſuchte, durch Widerſtand gekreuzt, und wo er nicht zu ſuchen wagte, hatte er gefunden!

Die Leſerinnen, welche es Romeo zu verargen pflegen, daß er ſo ſchnell aus Roſalinden's Dienſt in Julia's Arme eilt, mögen ihr Herz mit dem holdeſten Vergeben füllen, bevor ſie erfahren, daß Schiller in Mannheim blos vier Roſalinden raſch wechſelnd im Herzen trug. Die erſte, Lotte von Wolzogen, entfernt, beinahe verſagt, war durch Margarethe Schwan allmählich daraus verdrängt worden. Die ſchöne „Schwanin“ hatte die Stellen aus Don Carlos, welche er ihr bald mit ganz beſonderem Ausdruck vorlas,

wohl verstanden und in der Sprache der Herzen darauf geantwortet. Schiller schrieb so begeistert über sie nach Hause, daß der Herr Papa seinen Friedrich schon im Geiste als Schwiegersohn des wohlrangirten Hofbuchhändlers erblickte. Aber Margarethe war ebenso reizbewußt als reizend, und so sehr sie sich der Verehrung des Dichters freute, so gut sie ihm war, so mochte sie doch noch nicht die Sphäre der Möglichkeiten verlassen, welche sich in einer Schaar von Anbetern um sie bewegte, und beobachtete jenes Betragen, welches ebenso oft Folge eines eitlen, als allzu gefälligen und schwachen Herzens ist und einen ehrlichen Liebhaber aufs beste zur Verzweiflung bringt. Schiller empfing heute alle Wonnen der Hoffnung, morgen alle Qualen der Eifersucht und fühlte sich oft unsäglich elend. War Margarethe vielleicht durch seine Freundschaft mit Charlotten gereizt, genug gerade jetzt sah er sie oft im gehässigsten Lichte und schrieb im November über sie in einem Tone nach Hause, daß der Vater glauben mußte, sein Sohn habe diese erwünschte Parthie ganz aufgegeben. Und in der That, eine Zeit lang war es so. Schiller schien nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen, welche auch der Frau von Kalb und anderen Freunden höchst passend erschien. Allein hier stand der Vater des Mädchens, den Charlotten's Memoiren als den Professor L. (Hofrath Lamey?) bezeichnen, solchen Wünschen entgegen; und Margarethe wußte den Freund bald wieder so liebenswürdig zu versöhnen, daß er gelegentlich den Gedanken faßte, sich bei Herrn Schwan ernsthaft um sie zu bewerben.

Aber Margarethe hatte eine gefährliche Rivalin an der

vierten in diesem Kranze, an der schönen und talentvollen Schauspielerin Katharina Baumann, welche nach Karoline Beck's Tode die Stelle der ersten Liebhaberin ausfüllte und nach seiner Entfremdung von Margarethen auch in Schiller's Herzen, leider ohne ihre Genehmigung, diese Stelle erhielt. Man nannte sie nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia. Ihr Auge, von dunkler Wimper überschattet, das schöne Oval ihres Gesichts fesselte selbst in großer Gesellschaft die Augen der feinsten Schönheitskenner, und daß Schiller zu diesen gehörte, wird der Leser in einer Stelle aus Charlotten's Memoiren mit Befriedigung vernehmen.

Charlotte ließ sich eines Tages von ihrem Freunde in traulichem Plaudern mehrere Mannheimer Charaktere schildern. Man kam auch auf die talentvolleren Bühnenkünstlerinnen zu sprechen und Charlotte fragte, welche von ihnen neben ihrem Talent auch wahre Anmuth besitze. Schiller rief lebhaft aus: „Man nennt sie Amalia! Amalia!“ und unwillkürlich erröthete er bei diesem Namen. „Ein lieblich holdes Wesen, daß bis zu Thränen Sie bewegen kann“, erwiderte Charlotte lächelnd, worauf der Dichter fortfuhr: „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft. Was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzückung sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja, sie ist schön!“ Charlotte, durch solches Lob für die Schöne eingenommen, bat ihn, noch mehr von ihr zu sagen, und Schiller sprach: „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen,

wie ich empfinde und denke; die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Taffetgewand — Farben haben auch eine Macht, — die Locken von einem Schleier umflossen, o welche edle Erscheinung."

Einem so leicht entflammten Herzen gegenüber wird man nach dem eben Erzählten keine Mühe haben, Geständnisse zu begreifen, wie sie Schiller später seiner Braut und Goethe mittheilt, der ersteren, daß er in Mannheim mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgegangen sei, dem zweiten, daß er mit dem Wesen einer Theaterwirthund Liebschaft bekannter sei, als er zu wünschen Ursache habe.

Aber alle diese kleinen Kreuz- und Querwellen der Leidenschaft wurden von der mächtigen Woge mit aufgenommen, welche jetzt sein Herz emporhob. Was waren diese Grazien gegen die Psyche? Was selbst Margarethe Schwan gegen Charlotte, die großherzige, sichere Frau, die den von Dürftigkeit Bedrängten nicht, wie die Anderen, auf sein vernachlässigtes Kleid ansah, sondern in dem schlichten und armen Gefäß den köstlichen Inhalt ehrte. Von ihr zu lassen, von ihr nur zu scheiden, von ihr, deren mündliches oder briefliches Wort die Freude seines Tages war, konnte er nur durch sie selbst und von Verhältnissen, von Antrieben gezwungen sein, welche sehr stark, sehr unabweisbar waren. Sie werden uns in rascher Folge im nächsten Abschnitt begegnen.

VI.

Journaliſt.

Wir gewähren dem Leidenden unſer Mitgefühl nach dem Maß ſeiner Kraft und ſeiner Empfindung. Die Strapazen des Matroſen, der in Nacht und Sturm an gefrorenen Tauen hängt, werden uns kaum bewegen, während die Klagen des alten Lear, wenn die erbarmungsloſen Elemente ſein weißes Haupt beſtürmen, uns zu Thränen erſchüttern. Je zarter eine Hand, deſto feiner iſt ihr Gefühl. Dieſes Wort gilt vor allem von der Hand und dem Herzen des geiſtigen Arbeiters. Selbſt der Schriftſteller, der in glücklichſter Lebenslage am eleganten Schreibtiſche ſitzt, iſt durch dieſelbe Reizbarkeit, welche ſeine Gedanken zu den edelſten Schöpfungen beflügelt, Leiden, Thorheiten und Fehlern ausgeſetzt, die er doppelt ſtark empfindet. Doch bei Jenem, der nicht lebt, um zu ſchreiben, ſondern ſchreibt, um zu leben, ſind dieſe Gefahren furchtbar geſteigert. An der Stelle, wo auch Schiller im Begriff iſt, dieſen geſteigerten Gefahren entgegenzugehen, wird es gerecht ſein, daran zu erinnern. Und wie könnte man dies beſſer, als mit den Worten des edlen Carlyle, welche in ſeinem Leben Schiller's ſtehen, in keinem Leben Schiller's fehlen ſollten.

„Giebt es wohl, ſagt Carlyle von ſolchen Schriftſtellern, einen bekümmernderen Anblick, als den eines Mannes, der ſo reich begabt, ſo vom Schickſal verfolgt wird, im rauhen Treiben des wechſelvollen Lebens, deſſen Schläge er am wenigſten ertragen kann? Die erhabenſten Ideen nährend

und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt, geplagt, bekümmert, erniedrigt, oft zum Wahnsinn gebracht, — der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie! Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, Einige im dunklen Wahnsinn", wir können statt der englischen Namen die eines Lenz, Lenau, Hölderlin nennen, „Einige haben einen noch ernsteren Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie sich zu jener mächtigen Veste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die tausend Stöße, die unsres Fleisches Erbtheil, sie nicht mehr erreichen konnten. Und doch sind sie es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen, als Macht und Vergnügen, und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister, die geistigen Kolonisten, welche die Wildniß lichten. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für Andere, sie so wenig ernten. Aber vergebens ists, darüber zu klagen; sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Folgen tragen."

Von allen Schriftstellern ist keiner den Leiden seines Berufes so preisgegeben, als der dramatische Dichter. Im Vergleich zum lyrischen und epischen Gedicht, zum Roman, zur Novelle ist das dramatische in der Literatur ein heimathloser Gast. Gleich sehr vom Publikum, wie oft vom schnell-

leſenden Kritiker abgewieſen, wendet es ſich an eine Bühne, die den Richtungen des Tages dient. Nach dieſem Maße, genommen von den Produkten derſelben Mittelmäßigkeit, denen ſich die Dichtung entgegenſtellt, ſchätzt die Bühne die edle Schöpfung eines freien und keuſchen Geiſtes, und je praktiſcher das Urtheil der Bühnenleiter iſt, um ſo ſchneller werden ſie dem Gaſte höflich die Thür weiſen. Das hatte Schiller beim Fiesko erfahren und doch konnte er den Gedanken hegen, ſich mit dem Theater zu verbinden? Wer bürgte ihm daher, daß, wenn der Don Carlos vollendet war, wenn er ein Jahr an den Liebling ſeines Herzens geſetzt hatte, nicht Herr von Dalberg wieder verlangte, daß Carlos dem Philipp zum Schluſſe verſöhnt in die Arme ſinken ſollte?

Aber iſt es nicht billig, daß da, wo die höchſten Triumphe winken, auch die bitterſten Kämpfe warten? Dieſer Gedanke hielt Schiller aufrecht, dieſe hohe, ja dieſe fromme Billigkeit ſeiner Seele, mit der er die größere Hälfte von der Schuld des Geſchicks auf ſein eigenes Verſäumen nahm, bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Man kann annehmen, daß ein Genie, wie Schiller's, ſich ſelbſt durch Literaturdramen eine Art von Exiſtenz hätte gründen können; aber man vergeſſe nicht, daß 1784 das Eigenthum des Schriftſtellers ſo angenommenermaßen gute Priſe für jeden Nachdrucker war, daß die Verbreitung der literariſchen Werke nächſt ihrem Werthe ebenſoſehr dieſem Elende der deutſchen Zuſtände, als dem Unternehmungsgeiſt der Verleger zu verdanken war.

Schiller, jenem Gefangenen gleich, der jeden Morgen

seinen furchtbaren Kerker sich zum Sarge verengern sah, maß alle diese Reflexionen ihrem ganzen Umkreise nach aus und sah ein, daß er irgend etwas ergreifen müsse, um aus seiner immer drohender werdenden Noth herauszukommen. Zum Brodstudium gehörte Brod, und da Dalberg seine Hand ebensogut zu entziehen, als zu geben wußte, beschloß der Dichter, noch einen Versuch zu machen, aus eigener Kraft sich zu helfen. Er klopfte an die Thür eines Hauses, das sich noch keinem Schriftsteller verschlossen hat, eines großen, geräumigen, barmherzigen Instituts, welches schon Manchen von aller Beschwerde erlöst hat, auch von der Beschwerde, Dichter zu sein.* Dieses Institut hieß: Journalismus.

Wenn man in ein kaltes Bad geht, welches so tief ist, daß man bequem darin ertrinken kann, so thut man am besten, glanzvoll, mit heroischem Muth, mit Ueberwindung jedes schüchternen Zagens hineinzuspringen. Aber dann heißt es auch schwimmen oder, um ein Schiller'sches Wort aus späterer Zeit zu gebrauchen: „Nur, Herr Oberkonsistorialrath, mit dem Publikum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschenpferde von Journalisten zukommt — bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen."

Um „bei der Stange zu bleiben", war Schiller, trotz Charlotten's Abmahnung, jetzt fest entschlossen, seine Stellung beim Theater aufzugeben. Er theilte dem Freiherrn von Dalberg, welcher zum Herbst von seiner Villeggiatur nach Mannheim zurückkehrte, seinen Vorsatz mit, und Dalberg machte keinen Versuch, den Kontrakt zu erneuern. In der Sitzung des Theaterausschusses vom 7. November 1784 konnte der

Regiſſeur Rennſchüb bereits die Mittheilung machen, daß der ehemals beim hieſigen Theater als Dichter geſtandene Herr Schiller eine Zweimonatſchrift unter der Benennung Rheiniſche Thalia dem Publiko angekündigt habe." Schiller war am 26. Mai 1784 zum letzten Mal in der Sitzung erſchienen.

Nun hatte Schiller keine Wahl mehr, als ſich in die Arme des Publikums zu werfen, und er that es mit der Ankündigung ſeiner Rheiniſchen Thalia.

Der Traum, für die Ewigkeit zu arbeiten, gehört ſo nothwendig zum Dichter, als die Nothwendigkeit, für die Gegenwart zu arbeiten, zum Journaliſten. Dort iſt Tiefe, Einfalt und Natur, Mittel und Zweck, hier gilt Virtuoſität und Bravour oft als das ſicherſte Mittel, den edelſten Zweck zu erreichen. Der Journaliſt bekennt ſich zum Dienſt der Parthei, des Dichters Hand kann nicht das Fieber ſchildern, wenn ſie vom Fieber zittert. Der Dichter ſieht im Publikum eine erhabene Gemeine edler Menſchen, dem Journaliſten ſteht es nur zu oft in jener Geſtalt vor Augen, wie es nach Tiſche iſt; er weiß, daß Magen und Zunge und ein ſchläfriges Auge in dem Rathe ſitzen, wo er ſeine Vorträge hält. Ich will die Verſuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journaliſten drohen. Aber wer hier nur ſeinen Charakter rein erhält, muß ſchon eine ungewöhnliche Kraft beſitzen; wer hier Dichter bleibt, ein Kopf erſten Ranges ſein. Die Widerſprüche, die Schwächen, welche in Schiller's Charakter liegen, werden vielleicht hier am meiſten zu Tage kommen.

Das Programm ſeiner Thalia, datirt vom 11. Novem-

ber, ist vielfach bewundert worden, und in der That, es ist glänzend geschrieben. Es that ihm nach den kleinlichen Banden, die ihn bisher umfingen, offenbar wohl, sich wenigstens in einem offenen Brief ans Volk über seine Absichten auszusprechen. Aber wem Thaten lieber sind als Programme, der wird sich nicht sehr grämen, unter der prächtigen Toga dieses Programms die Noth hervorgucken zu sehen, welche auf's beste in Tugend gekleidet ist. „Zu oft schon geschah es, sagt die Ankündigung im Hinblick auf die besseren Motive des Verfassers, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete." Er nennt das Publikum sein Alles, sein Studium, seinen Souverän, seinen Vertrauten. Wenige Wochen darauf schreibt er in einem Briefe, sich gleichsam über diesen Abfall von der Poesie entschuldigend: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Spekulation des Handels zu wählen. — Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte widmen, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben." „Stören Sie mein bischen Verdienst nicht, schreibt er an Göckingk, es wird mir sauer genug werden."

In freier Kühnheit hatte er seine Räuber in die Welt geschleudert. In diesem Programm, vielleicht im Gefühl, daß sein neuer Souverän ihm daraus einen Vorwurf machen könne, klagt er die Akademie als die Urheberin des angerichteten Unheils an, und nennt sein edles Jugendwerk eine Geburt, die „der naturwidrige Beischlaf der Subordination

und des Genius" in die Welt setzte. Er beging mit dieser Rücksicht auf die engherzige Moral denselben Verrath an den Räubern, welchen er aus Rücksicht für den Hofmann an Kabale und Liebe begangen. Sehr erklärlich ist es, daß er seine jammervolle Lage unter dem stolzen Worte verhüllt, keine andere Fessel tragen zu wollen, als den Ausspruch der Welt, und ebenso erklärlich, daß er einen Monat nachher emsig die Gunst des Herzogs von Weimar und einen Titel sucht. Aber man wird das Eine schwerlich aus einem gesteigerten Freiheitsprinzip ableiten können, wenn man das Andere nicht aus einer Abhängigkeitsneigung ableiten will. Durch die Räuber hatte er sich das Publikum zum Vertrauten, sich Körner zum Freunde gemacht. Das war die rechte Weise, wie der Dichter Bündnisse mit der Nation zu schließen hat. Auch das stolzeste Journalprogramm mußte nach solchem Werke blaß erscheinen.

Vergebens war der verbrauchte Kunstgriff, womit er vielleicht auf Anrathen des Verlegers, Herrn Schwan, die Eitelkeit des Publikums ins Spiel zu bringen suchte, indem er versprach, Namen und Charakter seiner Subscribenten dem Journal vordrucken zu lassen, vergebens die reiche Auswahl von Materien, welche er ans Schaufenster stellte; der Souverän, sein Alles, das Publikum beeilte sich nicht mit der Subscription und die Thalia nicht mit ihrem Erscheinen. Als das erste Heft endlich im März 1785 herauskam, war auf der inwendigen Seite des blaugrauen Umschlags, in welchem es in Mannheim erschien, die vielverrätherische Anzeige zu lesen: „Da nur der kleinste Theil meiner Herren Subscribenten sich mir genannt, so mußte mein Vorsatz,

sie dem ersten Hefte dieser Thalia vordrucken zu lassen, unterbleiben."

Und welche Mühe und Zeit raubte das „Geschäft" dem Dichter! Er hatte die Literaten für sein Werk zu interessiren, die Ankündigung an andere Journale zu versenden, er schrieb an Göckingk, an Ebert fast demüthige Briefe; an den alten Gleim, dessen nächster Freund J. G. Jacobi auf seiner Reise nach Freiburg längere Zeit in Mannheim verweilt und mit Schiller verkehrt hatte, schrieb er unterm 26. November: Erlauben Sie, wertheſter Herr, einem Ihrer wärmſten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundſchaft und Wohlwollen anbiete und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich ſchätzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen ſein würde. Wenn ſie es nicht zur Bedingniß derſelben machen, Ihnen an Geiſte zu gleichen, ſo iſt er vielleicht ihrer Liebe nicht unwerth." Auch an Scharfenſtein ſchrieb er und bat ihn zugleich um die Ueberſendung eines Miniaturbildes, welches der Freund in früheren Tagen von Schiller zu malen begonnen hatte.

Bereits die Ankündigung, welche im deutſchen Muſeum Dez. 1784 S. 364 erſchien, fand Widerſpruch. Man ſah darin eine unnöthige Bravour. Der Redaktion des pfälziſchen Muſeums wurden drei Stachelgedichte auf Iffland, Klein und Schiller eingeſandt, welche ſo bitter waren, daß die Redaktion bei den Betroffenen anfragte, ob ſie gedruckt werden ſollten. Als dieſe eingewilligt, erſchienen ſie IX. Heft 1784 S. 526, unter ihnen folgendes Epigramm auf Schiller, welches ſcharf auf den wunden Fleck ſeines Programms traf:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio
Ein zügelloſes, aber herrlichs Kind, die Räuber;
Fiesko, Millerin ſind von Miß Freiheit und Frau Penſio.
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Aber ſo ſehr ſolche Stiche bewieſen, wie unerquicklich ſeine Stellung in Mannheim geworden war, ſo gering waren ſie gegen den Schlag, den die Preſſerin Noth wahrſcheinlich Mitte November gegen ihn geführt hatte. Meine Leſer erinnern ſich, daß der erſte Schritt auf die gefährliche Bahn der Schulden durch den Selbſtverlag der Räuber gethan war, und daß ein Freund für die Summe von 200 Gulden ſich verbürgt hatte. Vielleicht war ſie durch fortwährendes Aufſchieben bis auf 300 Gulden und mehr angewachſen. Jetzt wurde der Bürge gedrängt. Schiller's Vater, der allmählich anfing, ernſtlich mit ſeinem Sohne zu zürnen, wollte, konnte hier nicht für ihn einſtehen. Der Bürge mußte aus Stuttgart entfliehen und kam nach Mannheim. Man ſetzte ihm nach, erreichte ihn hier und hielt ihn gefangen. Schiller's Lage war ſchrecklich. Um den Freund für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihm die Summe, für welche derſelbe ſich verbürgt hatte, zu erſtatten. Aber woher dieſe nehmen? Konnte er ſeinen Stolz ſoweit überwinden, ſich Frau von Kalb oder gar Dalberg zu vertrauen?

Bei ſo dringender Noth, bei der Gefahr, daß die Sache in Mannheim ruchbar, ſein Ruf noch empfindlicher gekränkt werden könne, gerieth Schiller in eine ſolche Aufregung, daß er ſeinem Vater die bitterſten Vorwürfe machte und ihm ſchrieb, er hätte wohl für die Schuld einſtehen können.

Endlich kam Hülfe und zwar wieder aus dem Theile des Volks, der mit dem Mangel und seinem Gefolge bekannt ist, und bei welchem der Bittende nicht schon die Bitte mit Schamröthe bezahlen muß. Streicher's Hauswirth*), ein Baumeister Namens Anton Hölzel, weder wohlhabend, noch besonders gebildet, theilte seines Miethsmannes Verehrung für Schiller, und als ihm die Noth desselben bekannt wurde, schaffte er, kein Opfer scheuend, die nöthige Summe herbei und nahm dem unglücklichen Dichter die schwerste Last vom Herzen.

Aber so sehr dieser für den Augenblick erleichtert war, auf die Dauer war er nicht vor den Plagegeistern gerettet, zumal jetzt aus erklärlichen Gründen zu seinen Stuttgarter Schulden noch Mannheimer hinzukamen. Immer fester setzte sich der Gedanke bei ihm, ganz von Mannheim fortzugehen. Wenn er ihn gegen Charlotte aussprach, so begann der frühere Kampf wieder, ja selbst andere Freunde, wie der Geheimrath Karl von Moser, Dichter und Publizist, in dessen schöner Villa zu Waldheim Charlotte und Schiller sich wohl zusammenfanden, suchte den ihm werth gewordenen jungen Dichter der Rheingegend zu erhalten, Andere suchten ihn durch bittern Spott auf die Sachsen von der Sehnsucht nach Norden zu heilen. Aber immer bestimmter wurde sein Vorsatz, zur Jubilatmesse nach Leipzig zu reisen, immer

*) So erzählt Streicher. Nach einer mir vorliegenden Aufzeichnung von einer jüngern Tochter Schwan's, von der Staatsräthin Pistorius, wohnte auch Schiller bei Hölzel's. Vgl. Beziehungen ꝛc. 216.

heller die Ahnung, daß sich dort sein Glück zum Bessern wenden müsse. Charlotte hat uns den Spaziergang geschildert, auf welchem er im Anfang Dezember zuerst solche Vorsätze äußerte. Sie eilten in schweigender Trauer durch den breiten Gang der Buchenwände, das welke Laub paßte zu ihrer trüben Stimmung; vom Abendnebel umschleiert standen die hohen Statuen, „mit falben Blättern wie mit Wunden bedeckt." Sie erschienen ihnen „wie Leichen, die ausgeblutet haben." Charlotte sprach die Hoffnung aus, daß sie den nächsten Johannistag bei einer Freundin zusammen verleben würden. Schiller schüttelte traurig das Haupt und sagte, nie werde er sie dahin geleiten. Es sei bestimmt, er solle die Sommersonne nicht mehr im Rheinstrom schauen. Charlotte brach in Klagen aus, vergebens suchte er sie zu trösten. Beide verstummten, Jeder zagte, das Wort des Andern zu vernehmen.

In solchem zerstörenden Jammer lebte er seine Tage hin und oft in Sorgen die Nächte, in denen er mit größter Anstrengung die Materialien zu seiner Thalia sammelte. Die vier Porträts, die über seinem Schreibtische hingen, sahen ihn oft fragend und vorwurfsvoll an, ob er noch immer nicht antworte. Aber er hatte längst den Vorsatz aufgegeben, an die wunderbaren Fremden zu schreiben. Ein tiefes Schamgefühl, sich in dem Staub irdischer Sorgen denen zu nahen, die ihn nur in dem glänzenden Kleide des Geistes erblickt hatten, die ihn bereits für einen Undankbaren oder übermäßig Eitlen halten konnten, hatte ihn völlig eingenommen. Da, es war am 7. Dezember, vielleicht am Abend nach jenem Spaziergang mit Charlotte, — seine

ganze Seele war in Wehmuth aufgelöst — er war einsam in seiner Zelle, hielt wieder stumme Zwiesprach mit jenen vier Bildern, sie schienen ihn anzuklagen, zu ermuthigen, und plötzlich, wie von einer innern Nothwendigkeit getrieben, griff er zur Feder.

Er schrieb: Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Wertheſten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederschreibe, welche mich vor mir selbst demüthigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger von Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtisch hangen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andre mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen." Und nun schildert er seine Freude über den Empfang jener Briefe, sagt, daß sie es veranlaßt, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufs, die sein widriges Verhängniß ihm schon auspreßte, zurückgenommen habe, schildert viele der Widerwärtigkeiten und der Zerstreuungen, welche der Leser erfahren hat, und klagt sich selbst aufs rührendste an. Auch in Betreff seiner Thalia, deren Ankündigung er beilegt, sucht er sich beinahe zu entschuldigen: „Auffallen mag es Ihnen immer,

daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit ihrer Vorstellung aus. Wenn ich nur, schließt er, in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, so soll diesem Brief auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher, als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben sehen. Mit unauslöschlicher Achtung der Ihrige. Schiller."

VII.

Rath Schiller.

Als hätte das Glück, das ihm vom Norden kommen sollte, nur auf seinen ersten Schritt gewartet, bot es ihm jetzt die Hand. Es kam vom Norden, und zwar in der Gestalt eines edlen deutschen Fürsten. Der Herzog Karl August von Weimar hatte, um für den im folgenden Jahre zusammentretenden Fürstenbund zu wirken, eine Reise unternommen, die ihn im Dezember nach Frankfurt, Mannheim und Darmstadt führte. Hier gedachte er sich bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., längere Zeit aufzuhalten. Frau von Kalb hatte schon durch ihren Verwandten, Siegmund von Seckendorf, der jetzt als Gesandter Friedrichs des Großen aus dem weimarischen Kreise geschieden war, auch durch andere Verwandte Anknüpfungen an die fürstlichen Personen. Vielleicht erregte sie in Schiller den Ge-

danken, ſich in Darmſtadt dem Herzog von Weimar vorzuſtellen, und womöglich durch eine Vorleſung des Don Carlos den für alle geiſtige Kraft empfänglichen Fürſten für ſich zu intereſſiren. Mit ihren und Dalberg's Empfehlungsbriefen verſehen, reiſte Schiller gegen Weihnachten dahin ab, ſein Drama und als Talisman die koſtbare Brieftaſche von Minna Stock in der Taſche. Er erhielt die gewünſchte Erlaubniß, und las in Gegenwart des heſſiſchen Hofes und der hohen Gäſte den erſten Akt des Don Carlos vor. Die Darſtellung des unglücklichen Fürſtenſohnes ergriff in jener Zeit, wo manches Herz aus den höchſten Regionen ähnliche Kämpfe menſchlich zu verwinden hatte, die Zuhörer aufs lebhafteſte. Die Frau Erbprinzeſſin von Darmſtadt bewunderte ſogar die geſchmackvolle Brieftaſche, in welche ſein Heft eingeſchlagen war; Karl Auguſt, der in den franzöſiſchen Tragikern wohl bewandert war, gab dem Dichter einige kritiſche Winke und dieſer, von ſeinem fürſtlichen Erzieher her gewohnt, frei und ungezwungen mit fürſtlichen Perſonen zu reden, ward in ſeiner Unterredung zu ſolcher Offenheit fortgeriſſen, daß er ſeinen Wunſch ausſprach, dem Herzog ſeinen Carlos widmen zu dürfen, dem Weimar'ſchen Kreiſe von edlen Geiſtern anzugehören, ja ſogar nicht undeutlich merken ließ, er habe, um ein häusliches Glück zu begründen, nichts nöthig, als die ausgeſprochene Gunſt des Herzogs von Weimar.

Karl Auguſt verſtand ſeine Meinung vielleicht gütiger, als der Dichter es gehofft hatte; denn ſchon am 27. Dezember, während letzterer noch in Darmſtadt verweilte, überraſchte er ihn mit folgender Entſcheidung:

Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller
jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Carl August, H. z. S. W.

Schiller überlas diese wenigen Zeilen vermuthlich mehr als ein Mal und sprach seinen Dank in einem begeisterten Schreiben dem Fürsten aus, der durch diesen einen Federzug fast mehr zu der äußern Lebensstellung des Dichters beitrug, als Streicher und Anton Hölzel mit der Aufopferung ihres ganzen Vermögens vermocht hätten. Denn wie ganz anders kehrte der neue Weimar'sche Rath nach Mannheim zurück, wie leuchtete in Transparentschrift dieser Titel dem Publikum entgegen! Ja, nach einer Briefstelle zu schließen, ward Schiller auch in Mannheim vom Herzog ausgezeichnet. Eine Zeitschrift, Engels Magazin d. Ph. und schönen Lit. brachte im II. Heft von 1785, S. 171, sogar die Nachricht: „der berühmte Theaterdichter Herr Schiller geht als herzogl. sächs. Hofrath nach Weimar." — Dieses kleine Wörtchen „Rath" stopfte auch den Stuttgarter Gläubigern eine Zeitlang den Mund und brachte die schwere Gewitterwolke, die sich im väterlichen Hause über dem Haupt des Sohnes zusammengezogen hatte, endlich zu wohlthätigem Regnen. Sie ergoß sich in einem vom 12. Januar datirten, acht engbeschriebene Oktavseiten füllenden Briefe des Vaters, dem ersten seit Monaten, den er an den Sohn schrieb. „Lieber

Sohn, begann der brave Mann, sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange dieses gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obwohl mit vielen Verstandskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den Letzteren niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn soviel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater." Der Vater sprach sich alles vom Herzen, machte Friedrich Vorwürfe, daß durch seinen Zwischenrath sich Christophine habe bestimmen lassen, Reinwald kälter zu behandeln, so daß dieser seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben habe. „Sie hätte sich, meint der

Vater, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann." Schon immer hatte der alte Hauptmann an dem stolzen und rücksichtslosen Betragen des Sohnes Anstoß genommen und ihm oft nicht ganz würdige Vorschläge gemacht, die Gunst der Menschen zu suchen. Auch in Bezug auf eine gute Partie für den Sohn war er ein wenig Polonius; ihm war, da Friedrich sich so offen über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen gegen Andere aussprach, auch der halb ernsthafte Heirathsantrag schwerlich verschwiegen geblieben, den der Sohn nach Bauerbach geschrieben hatte. Auf den Bauerbacher Aufenthalt war der Hauptmann schlecht zu sprechen. Hinc illae lacrymae! schrieb er an den Sohn mit Bezug auf seinen dortigen Müßiggang und seine jetzige Noth. Und so hieß es in seinem Briefe vielleicht mit Bezug auf das adlige Fräulein: „Was die Anmerkung von der Schwan'schen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitte möchte doch diese Partie eine bessere gewesen sein, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll."

Die Thränen, welche Schiller bei Lesung dieses Briefes ohne Zweifel vergoß, wurden durch eine Antwort seiner Leipziger Freunde getrocknet. Wer kann diese würdigen, ruhigen Trostworte Körner's ohne Rührung lesen? Man glaubt im Ohr den sanften, festen Ton zu vernehmen. mit dem der glücklichere Freund männlich den Gebeugten aufrichten will. „Wir wissen genug von Ihnen, schreibt er,

um Ihnen nach Ihrem Briefe unſre ganze Freundſchaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Alſo kommen Sie ſelbſt ſobald als möglich. Dann wird ſich manches ſagen laſſen, was ſich jetzt noch nicht ſchreiben läßt. Es ſchmerzt uns, daß ein Mann, der uns ſo theuer iſt, Kummer zu haben ſcheint. Wir ſchmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundſchaft zum Bedürfniß." Auch der lockende Silberton erklang wieder, den Schiller's Ohr ſo gern vernahm, aber zugleich eine ernſte Mahnung. Körner war nicht durch ein ſchönes Programm zu beſtechen. „Ihrer Thalia, ſchreibt er, ſehe ich mit Verlangen entgegen, aber es ſollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten werden, was Ihre eigentliche Beſtimmung zu ſein ſcheint. Alles, was die Geſchichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakeſpeare noch nicht erſchöpft hat, wartet auf Ihren Pinſel." Er bewilligt dem Genius des Freundes ſolche Nebenarbeiten wie die Thalia, während der Dichter durch größere Werke, wie man ſie von ihm zu erwarten berechtigt ſei, zugleich die Forderungen ſeines Zeitalters und ſeines Vaterlandes befriedigen müſſe.

Nach dieſem Briefe ſprach es in Schiller's Herzen laut: dieſe Menſchen gehören dir! dieſen Menſchen gehörſt du! Dieſer Brief riß bei ſeinem Hang, Alles zu vergrößern und aus dem kleinſten Keim eine Saat von Glück zu träumen, ſeine Hoffnungen ſchwindelnd fort. Es bedurfte nur eines Hauchs, um die Flocke ſeiner Entſchlüſſe zu löſen und lawinenſchnell wachſen zu laſſen.

Zum 18. Januar war Kabale und Liebe angeſetzt.

Katharina Baumann sollte zum ersten Mal die Rolle der Luise spielen. Iffland und Schiller studirten ihr die Rolle ein und Schiller freute sich aufs lebhafteste, die angebetete Schauspielerin in seinem Stücke auftreten zu sehen. Aber die Vorstellung, welche seit dem 9. Mai vorigen Jahres nicht wiederholt war, fiel, vielleicht, weil der Theaterdichter jetzt nachlässiger behandelt wurde, in den Hauptrollen außer Beck's Ferdinand und der Rolle der Luise so schlecht aus, daß Schiller über die Uebrigen um so empörter war, als ihn Katharina Baumann entzückt hatte. Er hatte ihr einen persönlichen Beweis seiner Bewunderung und Liebe zugedacht und als er sie nach der Vorstellung in ihre Wohnung begleitete, steckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand. Was war es? Sein Miniaturbild, vielleicht eben das, welches er von Scharffenstein sich erbeten hatte.*)

Aber so warm er hier seine Bewunderung bethätigte, so energisch war der Tadel, welcher sich am nächsten Morgen in einem Schreiben an Dalberg über die Schauspieler ergoß. „Es ist das erste Mal, hieß es, daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stücks eigentlich meine Meinung

*) Katharina, später an den Kapellmeister Ritter verheirathet, hat dem Regisseur Düringer, als sie schon hochbejahrt war, erzählt, sie habe an Schiller die Frage gerichtet: Was soll ich damit? Worauf dieser auf gut schwäbisch sehr verlegen geantwortet haben soll: „Ja sehet Sie, das weiß ich Ihnen nit zu sage." Düringer sagt, sie habe sich kindlich gefreut, wie Schiller ihr den Hof gemacht, aber sie habe, durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwidert.

ſage, und auch jetzt würde ich es aus tauſend Urſachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

„Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herren Schauſpieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben.“ Es kommen bittere Pillen in dem Briefe vor, z. B. „wenn unſere Herren Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden“ und „ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater.“

„Es ſteht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloſſen, in der Rheiniſchen Thalia weitläuftiger über dieſen Punkt mich herauszulaſſen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“ Unterzeichnet war R. (Rath) Schiller.

Daß Dalberg ſolchen Brief nicht ohne Mißſtimmung aufnahm, iſt begreiflich, zumal Schiller ſelbſt in der Ankündigung der Thalia ſeine Räuber herabgeſetzt hatte und ſelbſt Stimmen, wie Nicolai und Schröder, der Anſicht Dalberg's Recht gaben, daß Schiller auf einem falſchen Wege ſei. „Ich haſſe Schillern, hatte Schröder 1784 an Dalberg geſchrieben, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die

der Wind ſchon verweht hatte", und Dalberg ſchrieb an Meyer in ähnlichem Sinn noch 1786. Sagte er dem geweſenen Theaterdichter ſeine Meinung ebenſo unverhohlen über ſeine Stücke, wie Schiller über Dalberg's Schöpfung und Augapfel, das Theater, ſprach? Wo blieb hier Schiller's Anſicht von dem hohen Standpunkte des Inſtituts, das zu vertreten er in der Ankündigung der Thalia in ſo tonvollen Worten verſprochen hatte? Gewiß, ſolche Sachen kamen zwiſchen beiden Männern zur Sprache, und es blieb ſicher nicht blos bei prinzipiellen Erörterungen.

Je öfter ſie kamen, je mehr auch die Schauſpieler ſich dabei betheiligten, deſto mehr wurde die ganze Mannheimer Atmoſphäre dem Dichter zuwider. Er ſegnete ſeine Phantaſie, die in dem traurigen Einerlei ſeines Aufenthaltes wenigſtens ſeine Gedanken in die Ferne tragen konnte. In einer ſolchen Stimmung, wo ihm ſelbſt ſeine Dichtungen verblaßten, wo alle ſeine Empfindungen in wollüſtiges Trauern dahinſchmolzen, ſuchte er ſeine fernen Freunde in Leipzig auf und ſchrieb zum zweiten Mal, inniger und vertrauter, jenen Brief, der vom 10. Februar datirt iſt und worin die ſchönen Worte ſtehen: „Vielleicht, daß ſie Schillern noch ebenſo gut ſind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter längſt widerlegt ſein wird."

Von einem Beſuch unterbrochen, blieb dieſer Brief zwölf Tage liegen, und in dieſen zwölf Tagen ging eine ſolche Revolution in dem Schreiber vor, daß, als er die Feder am 22. wieder aufnahm, ſein Entſchluß feſtſtand, Mannheim zu verlaſſen.

Der Herzog Karl Auguſt hatte ſeinen neuen Rath

nicht vergessen*). Er hatte Schiller in einigen freundlichen Zeilen von 9. Februar auf seine Danksagung geantwortet, mit dem Zusatz: „Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von Demjenigen, was in der literarisch und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht.“ Hierin sah Schiller einen Wink. Er sah, der Herzog wolle mit ihm in Verbindung bleiben. Was hatte Goethe nicht durch ein rein persönliches Interesse in Weimar erreicht? Denn daß er seinen Fach-Kenntnissen seine Ministerstellung verdankte, das mochte Schiller mit vielen Andern in Deutschland bezweifeln. Konnte ihm selbst nicht Aehnliches glücken? Charlotte von Kalb, die, nach ihren Memoiren zu urtheilen, nach der Vorlesung des Don Carlos nicht weiter in ihn drang, in Mannheim zu bleiben, mochte es, wenn auch mit tiefem Schmerz, als sein Bestes ansehen, wenn er ging, um in Weimar eine Stellung zu erringen.

Das Bündniß dieser beiden Seelen hatte sich zu einer hohen Leidenschaftlichkeit gesteigert. Schiller selbst war in einen furchtbaren Kampf geworfen. Die Situationen in seinem Don Carlos fingen an, wie bei keinem seiner bis-

*) In der sorgfältigen Arbeit von G. Kuhlmey, Schiller's Eintritt in Weimar (Progr. d. Clln. Realgymn. April 1855. S. 3.) ist eine Stelle aus dem Briefe Karl August's an Knebel vom 11. März auf Frau von Kalb und Schiller gedeutet. Der Herzog schreibt, daß die Schwägerin der Frau von Seckendorf ihre Neigung für F. S. nicht lebhaft genug ausdrücken könne. Dieser F. S. ist nicht Friedrich Schiller, im Originalbriefe steht nach gütiger Mittheilung von Varnhagen von Ense Franz Seckendorf ausgeschrieben.

herigen Werke, sich bis ins Einzelnste seinen eigenen Gefühlen als Organe anzubieten. Die Geständnisse, welche der unglückliche Prinz einer durch die Bande der Konvenienz und der Pietät von ihm geschiedenen Frau mit der rasendsten Leidenschaft ausströmt, waren des Dichters eigene Erlebnisse geworden, und gleich als hätte er diese dämonische Herrschaft, welche der Charakter des Prinzen über ihn gewann, nicht ertragen können, hatte er sich innerlich ein Ideal des Opfermuths geschaffen, welches er im Posa fast unmotivirt in den Tod hineinwarf, um sein größeres Selbst wie eine Fahne vor sich zu entrollen, welcher er folgen müsse. Aber Elisabeth-Charlotte war ihm auch in diese Zuflucht gefolgt, und auch der Ritter des Ideals ward gezwungen, vor ihrer Seele den Kampf zwischen Ideal und Leben, Entsagung und Genuß noch einmal durchzukämpfen, in dem Carlos unterlegen war.

O Gott! das Leben ist doch schön!

Wenn auch nicht damals geschrieben, gelebt wurden diese Worte damals. Aber die dramatische Form war Schiller nicht ausreichend oder zu heilig, um in ihr die Stürme seiner Leidenschaft rückhaltslos auszutoben, um „zu sagen, was er leide.“ Dies konnte er nur im lyrischen Gesang, und so entstand jener gewaltige Empörungsspruch gegen eine erzwungene Ehe und ihre religiöse Weihe, den die Leser der kleineren Cotta'schen Ausgabe nur zum kleinsten Theil kennen. Er erschien unter der Ueberschrift: Freigeisterei der Leidenschaft im I. Heft der Thalia von 1786. Wenn man Schiller's Anmerkung auch glauben wollte, daß hier nur die Leidenschaft eines erdichteten Liebhabers spreche, so

wird doch die Veranlassung dieser Erdichtung keinen Augenblick zweifelhaft sein können, und es war empfunden und durchlebt, wenn er sang:

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O, zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?

So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Thränen machſt du dich bezahlt?
Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O, dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied ſei're ihn,
Und keine Freudenthräne ſoll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!

Man wird es begreiflich finden, daß ein Freund, der ſo empfand, durch die Anweſenheit von Charlottens Gemahl nicht ruhiger wurde. Wenn Schiller nichts geweſen wäre als ein lebhafter junger Mann, ſo würde er kaum anders haben empfinden können. Aber er, mit ſeinem Hang, ſtürmiſch zu entſcheiden und zum Beſitz zu drängen, er konnte hier nicht halb beſitzen. Er konnte ein Gemälde beneiden, welches Charlotte begeiſtert lobte. Er konnte ſie jetzt anklagen, daß ſie ihn nicht ſo hingebend liebe, wie ſie von ihm geliebt werde, daß ſie nicht gegen ſeine ganze Seele die ihrige einzuſetzen vermöge. Er konnte ihr innerlich Schuld geben, ſie habe ihn in dieſe Qualen verſtrickt. Wie nahe liegt Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung in ſolchen Herzensſtürmen beiſammen! In dieſem Leidenſchaftswirbel, in dieſem vergeblichen Ringen ſich unaufhörlich umzutreiben, das ertrug ſeine geſunde Natur nicht. Es galt die Erhaltung ſeines innerſten ſchöpferiſchen Kerns, es galt die ganze Einheit ſeines Weſens. Er fühlte, daß nur der ſchaffen kann, der vom Wirbel bis zur Zehe untheilbar von einer Idee erfüllt iſt.

In ſolchen Momenten nahm Alles, was ihm ſonſt theuer geweſen, die düſtere Farbe ſeiner gemarterten Seele an. Die Freunde, Beck, Streicher, und zumal Margarethe, Alle erſchienen ihm flach, leer, inhaltslos, nicht des Bleibens werth. Er mußte fort. Durch die Gunſt Karl Auguſt's, durch die Leipziger Freunde war nach außen hin ſein Weggehen genügend motivirt.

So kündigte er denn haſtig und ſtürmiſch Allen ſeine Abreiſe an und nahm den Brief an Körner mit Ungeſtüm wieder auf, um ſeine Ueberſiedelung einzuleiten. Wie erklärlich ſind uns jetzt folgende Worte: „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens ſchreibe ich Ihnen, meine Beſten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß, aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Convenienz und Situation.“ — Dieſes was vielleicht, es war Charlotte. Nichts, ſagt er, binde ihn mehr; außerdem verlange es ſeine Konnexion mit dem „guten Herzog von Weimar“, daß er ſelbſt dahin gehe und perſönlich für ſich negotiire. Aber vor Allem wolle er ſeine Freunde von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. „O meine Seele, ſchreibt er, dürſtet nach neuer Nahrung, — nach beſſeren Menſchen, nach Freundſchaft, Anhänglichkeit, Liebe. Meine poetiſche Ader ſtockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müſſen ſie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde

ich Alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Vergeltung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei." Er schwelgt in der prophetischen Ahnung eines unbekannten, ja des gewissen Glückes, das ihn in Leipzig erwarte, er will in drei bis vier Wochen Mannheim verlassen. „Wie unaussprechlich viel Seligkeiten verspreche ich mir bei Ihnen und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und wo möglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben!"

Schiller schrieb dann an Huber. Diesem enthüllte er seine Bedrängniß. Bald erwiderten die Freunde seine Anmeldung mit einem herzlichen Willkommen; „und nun bleiben Sie noch zurück, wenn Sie können!" rief Körner ihm zu und sorgte vor Allem dafür, daß Schiller das bekam, ohne was er von Mannheim nicht loskommen konnte, er sandte ihm eine Summe Geldes (300 Thaler Gold).

Mannheim sollte indeß dem Dichter noch gründlich verleidet werden. Mitte März erschien das erste Heft der Thalia. Es enthielt den ersten Akt des Don Carlos mit einer huldigenden Widmung an den Herzog von Weimar. „Wie theuer ist mir der Augenblick, schloß dieselbe, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlteste Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß er mir erlaubt hat, ihm

anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf." Der Journalist debütirte außerdem mit der Uebersetzung einer Episode des Jacques le Fataliste von Diderot, welcher Roman ihm von Dalberg als Manuskript mitgetheilt war. Die Erzählung führte den Titel: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache." Eine Wittwe, von ihrem Geliebten treulos vernachlässigt, rächt sich an ihm, indem sie mit fein angelegter Intrigue ihn in die Netze einer verlornen Schönen lockt, welche er, überzeugt von ihrer Tugend, auch heirathet. Nach der Hochzeit wird er mit der wahren Vergangenheit seiner Gemahlin durch eben jene Wittwe bekannt gemacht. Er ist außer sich, doch der tiefe Schmerz seiner jungen Frau (vom Verfasser hinreißend gezeichnet), ihre wahre Liebe zu ihm überwindet seinen Zorn und seine Grundsätze. Er geht mit ihr auf seine Güter, und sein vollkommenes Glück macht die beabsichtigte Rache zu Schanden.

Schiller fand, indem er mit dem geistvollen Schüler Shaftesbury's sich befreundete, auch hier einen Uebergang von Rousseau zum wirklichen Leben und zu einem gemäßigteren Styl. Mit dieser Gabe konnte das Publikum zufrieden sein.

Außerdem stand in der Thalia ein Aufsatz über den Antikensaal zu Mannheim, worin ein begeistertes Lob der hellenischen Kunst erklang. Die Schilderungen haben bei aller Aehnlichkeit mit Winkelmann's Behandlungsweise eigenthümliche Kraft und Präzision, und beweisen, daß ihm Dannecker's Umgang und seine anatomischen Studien den Blick für Plastik geschärft hatten. Auch liegt bereits der Gedanken-Embryo zu den Göttern Griechenlands sehr deutlich

in Wendungen, wie folgende ſind: „Zwei Jahrtauſende verſinken vor deinem Fußtritt, du ſtehſt auf Einmal mitten im ſchönen, lachenden Griechenland, wandelſt unter Helden und Grazien und beteſt an, wie ſie, vor romantiſchen Göttern“; oder: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menſchen und näherten ihre Menſchen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie.“

Am dürftigſten war der Theil der Thalia gefahren, auf welchen in dem Programm beſonders hingewieſen war, nämlich der dramaturgiſche. Zwar war die Abhandlung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ hier abgedruckt. Aber ſtatt der verſprochenen Geſchichte des Mannheimer Theaters gab der Verfaſſer, indem er ſich auf dem Umſchlag des Journals über das Ausbleiben derſelben entſchuldigte, unter dem Titel: „Wallenſteiniſcher Theaterkrieg“ eine Abfertigung der Schauſpielerin Henriette Wallenſtein. Schiller nennt ſie in einem Briefe an Göckingk eine Hexe. Im Herbſt vom Mannheimer Theater entlaſſen, glaubte ſie ſich durch Rennſchüb's Kabalen verdrängt und war bereits zweimal in der Preſſe gegen die Theaterbehörde aufgetreten. Schiller ſuchte in kurzen, derben Worten den Freiherrn von Dalberg vor ihren Inſinuationen für immer zu ſchützen.

Außerdem brachte er die Mittheilung der dramaturgiſchen Preisfragen von 1784 und 1785 und, was ihm bittere Früchte trug, eine Reihe von Kritiken über die Vorſtellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785.

Er hatte ſeine Drohung in Betreff von Kabale und Liebe wahr gemacht. Früher hatte er Madame Rennſchüb in einem Briefe an ihren Mann über die Darſtellung der

Lady Milford ſehr gelobt, jetzt ſagte er in ſeiner Kritik, ſie ſei der Rolle nicht gewachſen. „Dennoch, heißt es, würde Madame Rennſchüb eine der beſten Schauſpielerinnen ſein, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.“ Man braucht nicht die Bühne zu kennen, um zu urtheilen, daß dieſe Kritik, ſo richtig ſie ſein mochte, aus Schiller's Feder nicht gerecht und noch weniger einem Publikum gegenüber paſſend war, von dem der Verfaſſer bei Erwähnung des Beil'ſchen Luſtſpiels „die Spieler“ ſagte: „Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim für das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.“ Auch das Publikum, der Souverän, war hiermit beleidigt. Am ſchlimmſten aber verdarb er es mit ſeinem erſten Karl Moor. Boek war weniger durch einen kleinen Tadel ſeines Edgar im König Lear, als durch zu wenig Lob ſeiner tadelnswerthen und zu viel Lob der anerkennungswerthen Leiſtungen Iffland's, Beil's und Beck's verletzt.

Wie Boreas, wenn er aus ſeiner Höhle entflieht, auf die beweglichen Waſſer des Ozeans ſtürzt, ſie zu ſchäumenden Wellen erregt, ſo fiel jene Kritik hinter die Couliſſen des Mannheimer Theaters. Das Podium donnerte unter den Fußtritten des erſten Helden, und erſcholl von den Schimpfreden und Flüchen, welche auf den abweſenden Dichter niederregneten. Schiller erfuhr Alles „haarklein“ wieder und beſchwerte ſich bei Dalberg über dieſes Betragen, wobei er in die Worte ausbrach: „Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines

einzigen Individuums zu verlieren." Was hatte der dramatiſche Dichter auch dieſe reizbare Menſchenklaſſe zu kritiſiren!

Schiller hatte fürs Erſte genug von Dramaturgie und Kritik und Theater und Mannheim. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er ſchrieb am 25. März an Huber, und packte ihm mit genialem Zutrauen alle Dienſtleiſtungen auf, welche ſein künftiger Wohnort nöthig machte. Vor Allem wollte er nicht wieder ſeine eigene Oekonomie führen, auch nicht allein wohnen. Außerdem verlangt er einen „Engel von Freund", ſo eine zweite Auflage von Streicher, mit dem er alle ſeine Schöpfungsfreuden theilen könne. Ueber ſeine weiteren Anſprüche und ſeinen Geſchmack läßt er ſich alſo vernehmen: „Ich brauche nichts mehr, als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer ſein kann, und dann ein Beſuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Komode, ein Schreibtiſch, ein Bett, ein Sopha, dann ein Tiſch und einige Seſſel. Habe ich dieſes, ſo brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts weiter. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Ausſicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menſchen und ihr Gedränge." Auch allein ſpeiſen kann er nicht, am liebſten ſpeiſt er in großer oder in auserleſen guter Geſellſchaft.

Wenn es an ein Abſchiednehmen geht, ſo ziehen auch härtere Herzen, als Schiller eines in der Bruſt trug, gern eine milde Summe. Gegen den Intendanten hatte er es in würdigſter Weiſe in der Thalia gethan, indem er Gelegenheit nahm, Dalberg's Enthuſiasmus und Theaterkenntniß es zuzuſchreiben, daß die Mannheimer Bühne die ſchöne

Gestalt einer akademischen Stiftung habe. Das Schwansche Haus, aus dem er so manchen Abend mit Bitterkeit gegangen war, bemühte sich, jeden trüben Eindruck bei ihm zu verwischen. Schwan erleichterte ihm sein Weggehn durch Rath und That. Margarethe, welche die großen und edlen Eigenschaften ihres Verehrers wohl zu schätzen wußte, schenkte ihm ein schönes Andenken, und Schiller war von ihrer Liebenswürdigkeit, die in der ganzen Wahrheit des Abschiedschmerzes vor ihm stand, so ergriffen, daß er fast anfing, sein schnelles Aufgeben zu bereuen. Ein Briefwechsel ward angelobt; Margarethe konnte hoffen, daß Schiller's Herz auf immer zu ihr zurückgekehrt sei.

Armes, vielversuchtes Herz! Jetzt kam das schwerste Scheiden. Heftiger und banger hob sich seine Brust, als er zu Charlotten ging, um ihr Lebewohl zu sagen. Die Schilderung dieses letzten Abends dürfen wir durch ein Blatt aus Charlotten's Memoiren ersetzen, welches schon von E. Köpke und H. Sauppe auf ein Erlebniß mit Schiller bezogen ist. Es ist überschrieben: Maya, — Fimanté, erdichtete Namen für Charlotte und Friedrich, aber nicht erdichtete Empfindungen. Hier ist die Szene:

M. Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?!

F. Ich muß dahin — Du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken — seine liebende Seele!

M. Und Du entfliehst?

F. So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist — ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

M. Dann wirst Du die Liebe nicht mehr verstehen — der Freundin nicht mehr gedenken!

F. Warum dieſe ſchmerzenden Worte. — Du kennſt nicht meine Trauer um Dich! — Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſt beſtimmt — ſo dachte ich mir das Weib nicht! — Anders erſcheint mir nun die Natur und voll Bedeutung iſt mir das wandelnde Geſchlecht der Menſchen!

M. Doch begann mein Leben erſt in Dir.

F. O hätt' ich noch eine Seele, um dieſe Liebe zu pflegen.

M. Du haſt meine Seele, Dir dieſe Liebe zu bewahren.

F. O kühnes Vertrauen, in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſre Seelen eins! — Ich liebte die Begeiſterte und immer wär' ich Dein, hätt' ich den Muth für dieſe Liebe. — Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich gleich ängſtigt und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter ſein Geſetz.

M. Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennſt Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgeſinnten, nichts rächt ſich ſchrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.

F. O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unſer liebendes Leben, aber auch Du biſt nicht von dieſer Liebe ganz erfüllt, oft erblaſſe ich über ein Lob, was Du einem Gemälde ertheilſt, ich zitt're bei jedem Gegenſtand, ja ſelbſt

Dein Mitleid beneide ich: ach! ich will nur Deine Freundschaft! —

M. Ich ſehe Thränen in Deinem Auge zittern.

F. Schweig — und liebe mich.

M. Du gießeſt Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebſt wie ich, nur zitterſt Du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demuth der Liebe — opfere willig Verlangen und Hoffnung.

F. Zünde die Lampe, Maya, daß ich Dein Auge noch ein Mäl ſchauen kann!

M. Wenn Du nicht weilſt, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finſterniß am wenigſten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In ſanftem Schlummer kamen zur Geiſterſtunde ſonſt die lieblichſten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! ſo ziehen ſie Dir nach, ſie dienen Dir, ſie ſind in Deines Zaubers Gewalt — es ſind Gedanken Deiner Seele, ſie beſuchen Keines, was Dir nicht angehört — verlierſt Du es, giebſt Du es auf, ſo ſind ſie auch verſchwunden.

F. In Wehmuth aufgelöſt, hör' ich wie Geiſtertöne Deine Worte — die Vergangenheit ſchwindet. — Nur Du biſt wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Weſen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieſes! — zum Letztenmal!!

Die letzten Stunden vor ſeiner Abreiſe, welche bei Anbruch des nächſten Tages vor ſich gehen ſollte, war er mit ſeinem Streicher. Schiller war ſehr ernſt, aber voll Muthes. „Die vergangenen zwei Jahre, erzählt uns ſein Freund, berührte er nur inſofern, als ſie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutſchland bei den elenden

Zuständen, bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur ein Dichter, würde er auch alle Andern der verflossenen und gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebenverdienst, ohne bedeutende Unterstützung, blos durch die Früchte seines Talents unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmann mit mäßigen Fähigkeiten dies gelingen müsse. Er war sich bewußt, Alles gethan zu haben, was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber soviel, daß er bei seiner Abreise auch nur seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern er war fest entschlossen, den Besuch der Muse nur in der aufgeregtesten Stimmung anzunehmen, dafür aber mit allem Eifer sich auf die — Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffte.“

Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den Hülfsmitteln der Leipziger Universität, zu erlernen. „War er doch an ein schnelles Erfassen der Gegenstände von Jugend auf gewöhnt, hatte er sich doch Haller's Werke in wenigen Monaten zu eigen gemacht. Er dachte den Schneckengang Anderer mit weit ausgreifenden Schritten zu überholen und schnell dahin zu ge-

langen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe.“ Was bot der Titel Rath nicht für Variationen dar! Als die Freunde gegen Mitternacht schieden, gaben sie sich die Hand darauf, keiner an den andern schreiben zu wollen, bis Streicher Kapellmeister und Schiller — Minister sein würde.

Aber Streicher ward nicht Kapellmeister, sondern unternahm, nachdem er sich in Augsburg verheirathet hatte, 1795 eine Pianofortefabrik in Wien, wo er hochverdient um die würdige Aufführung klassischer Oratorien, verehrt von seinen Mitbürgern, im Jahre 1833 gestorben ist.

Und Schiller — wurde nicht Minister eines kleinen Fürsten. Er wurde mehr, weit mehr, er wurde ein König im Reiche der Geister.

Der quälendste Akt im Drama seines Lebens ist zu Ende. Indem der Vorhang sinkt, getrösten wir uns der Aussicht, daß liebende Pflege den staub- und wundenbedeckten Kämpfer erwartet.

Die heftigsten, bittersten Stürme der Noth sind überwunden. Schiller hat, wenn je ein starker Menschenwille, die Fluth wahrgenommen, und sie trug ihn zur rechten Zeit in den rettenden Hafen.

Anhänge.

1. Zu S. 16.

Aloys Egger sprach zuerst die Ansicht aus, daß Schiller's Vater nicht bei der Geburt des Sohnes zugegen gewesen sei. Christophine antwortete auf die zweimalige Frage Streichers (Streichers handschriftlicher Nachlaß) zweimal, daß der „Vater gegenwärtig und im Urlaub gewesen sei, als der Bruder in Marbach geboren wurde." Sie selbst erzählt (bei Maltzahn, Briefwechsel, S. 338) betreffs des Abmarsches: „Diese Trennung, in diesen Umständen griff meine Mutter sehr an." Fielitz (Archiv für Literaturgeschichte IV, 225) hat bestens nachgewiesen, daß der Vater schwerlich anwesend war.

2. Zu S. 257.

Ich bin in der Darstellung der beiden Konflikte mit dem Herzog, sowie in ihrer Reihenfolge ganz den Angaben Streicher's gefolgt. Sie sind die genauere Ausführung der Darstellung von Schiller's Schwägerin. Boas verwirft die Reihenfolge der Konflikte, und auf kein anderes Zeugniß gestützt, als auf einen vom 2. September 1782 datirten Brief vom Garteninspektor Walter an Dr. Armstein, verlegt er die Mannheimer Reise vor die Graubündner Sache. Aber solchen Burschen, wie Walter, kann man auch ihre Schlechtigkeiten nicht glauben. Walter behauptet in jenem Briefe an Armstein, er habe, gleich nachdem er die Apologie Armstein's gelesen, dafür gesorgt, daß sie sein Souverain bekäme. Nun nimmt Boas an, daß unter dieser Apologie ein besonderes, nachträglich mit einem Briefe des Dr. Armstein an Walter gesandtes Exemplar zu verstehen sei, so daß erst zu Anfang Juli die Denunziation habe eingefädelt werden können, wo bereits die Mannheimer Reise vergangen war. Aber, frage ich, würde ein solcher Mann wie Walter vom Juli bis zum 2. September mit dem so wichtigen Bericht an Armstein gewartet haben? Er hätte umgehend geschrieben, daß der „Komödienschreiber" seine Strafe bekommen habe.

Die ganze Sache wird sich durch folgende Umstände vielleicht in einem andern Lichte zeigen:

Armstein und Wredow erhielten im September in Folge ihres Eifers das Bürgerrecht in Graubünden. Walter, der mit Armstein in brieflichem Verkehr stand, wünschte sehnlichst eine gleiche Ehre zu genießen. Armstein wollte ihm dazu verhelfen und ließ Mitte Oktober 1782 in dem Sammler jenen Brief Walter's vom 2. September einrücken, worin dieser seiner eigenen Denunziation sich rühmt und mit hämischer Ausführlichkeit erzählt, was er dem Komödienschreiber eingebrockt habe. Sein Verdienst leuchtete um so heller, je härter er die Bestrafung Schiller's in Folge der Denunziation darstellte. Dieser ganze Brief war vielleicht nachträglich geschmiedet, um Walter das Bürgerrecht zuzuwenden. Denn bald darauf erfolgte seine ausdrückliche Bitte, die Bündner möchten ihn dafür zum Bürger annehmen, was indeß nicht geschah.

Ende September war Schiller bereits entflohn, so daß Walter vor jeder Rache sicher war.

Da kein einziges weiteres Zeugniß, als ein solcher Brief Walter's vorliegt, Abel ausdrücklich erklärt, er habe nie gehört, daß Walter im Spiel gewesen sei, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob seine Denunziation die Veranlassung zu dem Verbot des Herzogs war.

Streicher hatte übrigens die ganze Sache so übereinstimmend mit den nachherigen Ermittelungen erzählt, namentlich die Stelle in den Räubern, ferner die Anklage im Hamburger Korrespondenten so richtig und bestimmt angegeben, er ist überhaupt so vorsichtig in Einzelheiten, er stand Schiller soviel näher weil er ihm kein so verbrauchtes Interesse entgegentrug, wie die Mitschüler, daß ihm in dieser ganzen Epoche wohl mehr zu vertrauen ist. Petersen und Abel sind hier in ihren handschriftlichen Aufzeichnungen sehr ungenau.

Aber selbst, wenn Walter's Denunziation die Veranlassung war, daß der Herzog mit der Sache bekannt wurde, ist anzunehmen, daß Walter als Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Bünden und als Freund Armstein's den „Sammler" las und schon Anfang Mai durch ihn die Apologie bekannt wurde.

Daß Schiller an Dalberg nichts über die Graubündner Sache schrieb, woran Boas Anstoß nimmt, ist weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß Schiller ihm mündlich in Mannheim Alles erzählen konnte. Schiller hat auch nachher nichts davon an Dalberg geschrieben. Er erwähnt nur seinen Arrest.

Boas hat geglaubt, zu der Kassationsstrafe, von welcher Petersen spricht, noch die Festungsstrafe in die Androhung des Herzogs aufnehmen zu müssen. Schiller hat in der Ankündigung der Rheinischen Thalia später gesagt: „mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes ꝛc. untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben." Wollte man hier nach dem Wortlaute gehen, so müßte man auch sagen, daß Schiller nicht in Marbach, sondern in Stuttgart geboren sei. Die Ankündigung ist in einem drapirten Styl geschrieben, sie ist als Quelle für Schillers Vergangenheit nur zu benutzen, wenn man einen starken Subtrahendus wegnimmt. Ich habe mich begnügt, in den Streicher'schen Text daraus nur aufzunehmen, daß der Herzog sein Verbot durch die Androhung der härtesten Strafen verschärfte. Diese Strafen mögen in Kassation, Festung bestanden haben, und Schiller wählt in der Ankündigung der Thalia die furchtbarste und verständlichste.

3. Andreas Streicher über Schiller.

Wie aus Streichers handschriftlichem Nachlaß hervorgeht, beabsichtigte er, eine vollständige Biographie Schiller's zu schreiben. Christophine Schiller, welche ihm 1826—1828 Materialien dazu sandte, sagt in einem Briefe mit Bezug auf die Biographie von Caroline von Wolzogen: ich hoffe, daß die Ihrige ihr zuvorkommen wird und ganz bestimmt wahre Thatsachen enthalten wird. Was in jenen Zeitraum fällt (da Schiller ihr Schwager war) wird sie schön darstellen u. s. w.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA

Geschlechtstafel der Familie Schiller.*)

Ulrich Schiller,
geb. 2. Juni 1617 zu Groß-Heppach.

Johann Caspar Schiller, geb. 13. März 1650 zu Groß-Heppach, † 4. Sept. 1687 als Bäcker u. Mitgl. d. Gerichts in Bittenfeld.

Johannes Schiller, geb. 20. Okt. 1682, † 11. Juni 1733 als Bäcker und Schultheiß zu Bittenfeld; verheirathet seit 30. Okt. 1708 mit **Eva Margaretha Schatz** von Altdorf.

Johann Caspar Schiller, geb. 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld; † 7. September 1796 als Major auf der Solitude bei Stuttgart; verh. seit 22. Juli 1749 mit **Elisabetha Dorothea Kodweiß**, Tochter des Holzmessers Georg Friedrich Kodweiß in Marbach (geb. 13. Dez 1732, † 29. April 1802).

Elisabeth Christophine Friederike Schiller, geb. 4. Sept. 1757 zu Marbach, † 31. Aug. 1847 zu Meiningen, verh. seit 22. Juni 1786 mit Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald (geb. 11. April 1737, † 6. Febr. 1815).

Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805 zu Weimar, verh. seit 20. Februar 1790 mit Charlotte v. Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt, † 9. Juli 1826 in Bonn).

Luise Dorothea Katharina Schiller, geb. 24. Januar 1766 zu Lorch, † 14. Septbr. 1836 zu Möckmühl, verh. seit 1799 mit M. Joh. Gottlieb Frankh (geb. 20. Dez. 1760, † 1839 zu Möckmühl).

Karoline Christiane Schiller (Nanette), geb. 8. Sept. 1777 auf der Solitude, † 23. März 1796 ebendaselbst.

Karl Friedrich Ludwig von Schiller, geb. 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, † 21. Juni 1857, verh. seit 12. Febr. 1825 mit **Luise Friederike Locher** (geb. 12. Febr. 1804).

Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller, geb. 11. Juli 1796 zu Jena, † 19. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn, verh. seit 28. Sept. 1823 mit **Magdalena Pfingsten**, verw. v. Mastiaux.

Karoline Henriette Luise von Schiller, geb. 11. Okt. 1799 zu Jena, † 19. Dez. 1850 in Würzburg, verh. seit 1838 mit dem Bergrath **Junot**, † 4. Jan. 1846.

Emilie Henriette Luise von Schiller, geb. 25. Juli 1804 in Jena, verh. seit 1828 mit dem Freiherrn **Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm** (geb. 28. Nov. 1803) auf **Greifenstein**, † 25. Nov. 1872.

Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Schiller, geb. 28 Dez. 1826 auf dem Reichenberg, † 8. Mai 1877, k. k. österreich. Rittmeister im Kürassier-Rgt. Kaiser Nikolaus I. v. Rußland Nr. 5, verh. mit **Mathilde Wilhelmine Irmgard von Alberti** (geb. 30. Nov. 1836).

Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm, geb. 25. Okt. 1836, verh. mit **Elisabeth Sophia Clara Freiin v. Thienen-Adlerslust** (geb. 15. Aug. 1837, † 19. Dez. 1865).

Schiller's Urenkel Heinrich Adelbert Conrad Carl Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm, geb. 6. Nov. 1865.

*) Nach gütiger Mittheilung der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm neu ergänzt.

YB 52787